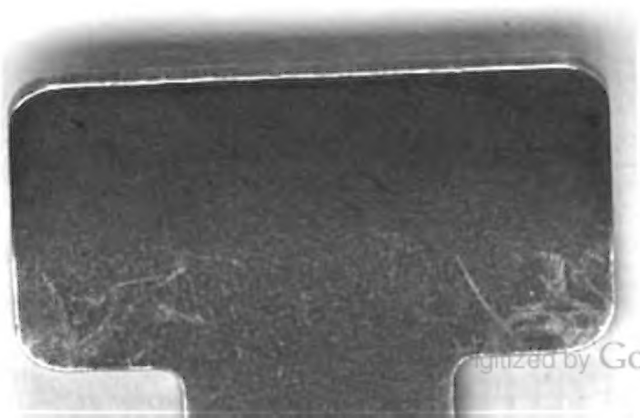
Digitized by Google

Per. 70 (4.5



Digitized by Google

F

<36608244740011

<36608244740011

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Berlinisches Journal für Aufklärung.

Herausgegeben von

G. N. Fischer und A. Riem.

Vierter und fünfter Band 1789.

Berlin, 1789.

In der Kön. Pr. Akadem. Kunst- und Buchhandlung.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

42 Ons

Digitized by Google

Inhalt.

Vierter Band.

Erstes Stück. Julius 1789.

Seite.

1. Die Trümmer der Vorwelt 1
1. Etwas über die gegenwärtige Lage der vereinigten Staaten von Nordamerika. (Beschluß.) 13
3. Vorläufiger Versuch über die Typometrie oder das Mittel, geographische Karten nach Art der Buchdrucker zu verfertigen. Von Aug. Gottl. Preuschen, Markgräfl. Badenschen Hofdiakonus. 33
4. Ebendesselben Nachricht von seinem erfundenen sogenannten Sismometer, wodurch man nicht nur die Annäherung der Erdbeben vorherwissen, sondern auch ihr Entstehen und ihren nachherigen Erfolg untersuchen kann. 38
5. Ueber einige ruhmvolle Eigenthümlichkeiten des Preußischen Staats; eine Abhand-

Inhalt.

Seite.

lung in der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt vorgelesen. (Beschluß.) 43

6. Ueber die Temperamente. (Eine philosophische Grille.) 50

7. Bemerkungen über den Ackerbau, den Handel und die Manufakturen. (Fortsetzung.)

Von der Art und Weise, wie man ohne viele Kosten, Häfen, Wege. Canäle und Bäche anlegen und ausbessern kann, und von den Vortheilen, welche hieraus für den Handel entspringen würden. 65

Von den Auflagen, uud von den Bewegungsgründen, welche Se. Königl. Majestät dahin disponiren könnten, sie zum Besten der dürftigsten Menschenklasse bey den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens zu mindern. 69

8. Neue Erfindung. Beschreibung einer neuerfundenen u. sehr bequemen optischen Glasschleifmaschine. 82

Zweites Stück. August 1789.

1. Rhapsodie dem Andenken Friedrichs gewidmet. 97

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

2. Die beiden Maulthiere 104
3. Hat das Hebräische wirklich ein Wort das den Begriff — Tugend — bezeichne? An Hrn. Prof. Bruns zu Helmstädt. 106
4. Skizze einer Geschichte der Moral. 117
5. Apologie der Vernunft, oder die Vernunft als das oberste Prinzip und die letzte Instanz aller Religion betrachtet. 148
6. Ueber den Geist der Gesetzgebung und das Verhältniß zwischen dem Unterthan und Souverain. (Fortsetzung.) 163
7. Türkisches Kriegslied, im Jahr 1787. 178
8. Der Einsiedler und der Jüngling. (Fragment eines Gesprächs.) 189

Drittes Stück. September 1789.

1. Ueber den Geist der Gesetzgebung und das Verhältniß zwischen dem Unterthan und Souverain. (Beschluß.) 193
2. Ueber Aufklärung in der Religion 222
3. An Wisa. (Den 26. Sept. 1782.) 250
4. Ueber den Jägerischen Atlas von Deutschland. Eine berichtigende Rezension. 251
5. Bemerkungen über den Ackerbau, den Handel und die Manufakturen. (Beschl.) Von den Auflagen und von den Bewe-

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

gungsgründen, welche Se. Königl. Majestät dahin disponiren könnten, sie zum Besten der dürftigern Menschenklasse bei den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens zu mindern. 273

Fünfter Band.

Erstes Stück. Oktober 1789.

1. An Julien. (Nach Katulls erstem Gedicht.) (Kl. Schmidt.) 1

2. An Hymen. (Blume.) 2

3. An Duschens Geist. (Kl. Schmidt.). 4

4. Skizze einer Moral. (Fortsetzung.) 6

5. Das Gnadenbrod. (Pfeffel.) 32

6. Die Vernunft. (A. 3—i.) 35

7. Versuch über das alte Ritterwesen. (Aus dem Französischen des Hrn. v. Sacy. (B.) 36

8. Ueber Wahrheit. (Ein Brief des Herrn S. Maimon, an seinen Freund L. 67

9. Ueber den Jägerschen Atlas von Teutschland. (Fortsetzung.) 85

Zweites Stück. November 1789.

1. An die Frau von W... zu H. von Blum. 97.

2. Der Tanzbär. (Nach Dorat) von Pfeffel. 99

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

3. An den H. Stephanus, als der Hr. Domdechant, Graf zu Stolberg, zu Pferde, von einer unter ihm eingestürzten Brücke unbeschädigt herabgefallen war. Den 4ten April 1789. von Klamer Schmidt. 102
4. Der Preußische Staat, der Glücklichste unter Allen in Europa. Eine Rede, am Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelm II. den 25. September 1789. im Königl. Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin gehalten von dem Prof. Bruun. 104
5. Was sind Tropen? von S. Maimon. 162
6. An meinen Freund von Brinkmann in Halle. Vom Hrn. Grafen von Haugnitz. 180
7. Vom Handel.
   Von den Agenten oder Konsuls; welches in Bezug auf den Handel der Zweck ihrer Beschäftigung seyn muß. 183
   Von der Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume, von den Mitteln sie wachsen zu machen, und sie sich in Ueberfluß zu verschaffen. 188

Drittes Stück. December 1789.

1. An Se. Excellenz den Herrn Grafen von Herzberg. 1786. Von Blume. 195

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

2. Was ist Wahrheit? (Erste poetische Epistel.) 195

3. Zwei Sinngedichte nach dem Martial.

1. Domitian an Martial. 205

2. An Maximus über Stella's Taube. von K. Schmidt. —

4. Briefe über Carlsruhe. 206

5. Rede des Herrn Abbé Barthelemy, bey seiner Aufnahme in die französische Akademie, den 25. August 1786. 228

6. Friedrich, der große Mann seines Jahrhunderts. Ein lyrisches Gedicht in vier Gesängen, vom Hrn. Prediger Jenisch. 246

7. Skizze einer Geschichte der Moral. 265

8. Ueber Religion und Theologie. Von einem Zweifler der Belehrung wünscht. 267.

Berlinisches Journal für Aufklärung.

Herausgegeben von G. N. Fischer und A. Riem.

Vierten Bandes erstes Stück.

Julius. 1789.

I.

Die Trümmer der Vorwelt.

Blühn und Welken, Prangen und Versinken,
Fühlst du das, mein Herz, und führst mich hin,
Wo der Vorwelt heil'ge Reste winken
Durch die Nacht der Allzerstörerin?
Weilst du gern an diesen grauen Trümmern?
Sieh des Tages Freuden, wie sie schimmern!

Sieh, wie hold und niedlich anzusehn!
Sieh die Schmetterlinge lustig flattern!
Und du schleichst zum Aufenthalt der Nattern,
Wo durch Dornen Moderdüfte wehn? —
Oder meinst du, stille Ehrfurchtschauer
Wiegen alle Flatterfreuden auf?
Scherze für die Lust erhabner Trauer
Hinzugeben, sei ein reicher Kauf? —
Nun, so freue dich der warmen Thräne!
Freue dich, weil du noch weinen kannst!
Bald vorüber rauscht auch deine Scene,
Und du endest nicht, was du begannst. —

Welch ein Chaos dort im Dämmerscheine?
Halbzerschlag'ne, ganze Quadersteine!
So bestimmungsvoll! so ordnungslos!
Bogenstücke, Marmorsäulenknöpfe,
Heldenarme, stolze Götterköpfe
Zwischen Dornen, Nesseln, Schutt und Moos!
Dort im Steine Zeilen eingegraben!! —
Gott im Himmel! — Hungrig hacken Raben
Würmer aus gedankenvoller Schrift?
Was des Denkers ganzen Geist erschüttert,

Liegt

Liegt verkannt, verachtet und verwittert,
Wie ein Blättchen, das der Mehlthau trift? —
Ja, du bist es, auch in deinen Resten
Unverkennbar, auserwähltes Land,
Wo die Schönheit bei Gedankenfesten
Für die Weisheit Blumenkränze wand;
Wo das Glück, die Menschlichkeit zu schirmen,
Trotz der Barbarei erneuten Stürmen,
Felsenfester Tapferkeit gelang;
Wo die Freiheit unter Jubelliedern
Ueber gleichgestellten Bürgerbrüdern
Fröhlich ihre Siegesfahne schwang.
Ja du bist es, Hellas! Land der Götter!
Länder welken; Völker sterben hin;
Aber deines Geistes Lorbeerblätter
Welken nie, du Menschenlehrerin!
Was Vernunft in ihren schwersten Siegen,
Phantasie in ihren kühnsten Flügen,
Kunst in ihrem Meistergriff erfand;
Was den irren Geist zur Wahrheit gängelt,
Was das schwache Menschenherz verengelt,
War dein Eigenthum, o Griechenland!
Welche Kraft erhob dir alle Kräfte

So zur hohen Ueberschwenglichkeit,
Daß die Welt bis in die Ewigkeit
Auf Ein Muster ihre Blicke hefte?
Dir, dir gab Natur mit vollen Händen,
Was sie nur von Herrlichkeit besaß;
Und doch war ihr Geben ein Verschwenden,
Wenn sie Eins, ein Einziges vergaß.
Und das war? — Das war, was Wen'ge kennen,
Dem, der's kennt, ein köstlicher Gewinn;
Ein Gewinn, den Worte dunkel nennen;
Angebohrner, ächter Schönheitssinn.
Schönheit, du von allen Himmelstöchtern
Unsrer Erdenweisheit blinden Wächtern
Unbegreiflichste! Fürwahr, du bist!
Bist nicht Grille, nicht erträumtes Wesen,
Das im Griechen wie im Irokesen
Einbildung mit ihrer Elle mißt.
Lehrt Natur im Himmel und auf Erden,
Lehrt sie nicht die Kraft der Harmonie?
Merkst du nicht, es konnte ohne sie
Nicht ein Sonnenstaub geschaffen werden? —
Sag, was lenkt die sechszehn dunkeln Kinder,
Die der Mutter Sonne folgsam sind,

Keins

Keins mit seines Gleichen gleich geschwind,
Eins durchs andre träger und geschwinder?
Sag, was lenkt der Zeiten Wechselreich
Vierfach hier auf unserm schönen Balle,
Nie auf seiner Flekchen einem alle,
Alle auf dem Ganzen stets zugleich?
Sag, wer mischte Auen, Hügel, Thäler
Tausendfaltig weiter, höher, schmäler?
Wer schattirte Blumen und Gestein?
Schönheit, dich empfand der Geist der Geister.
Preise, Mensch, den Harmonienmeister!
Schönheitssinn bei Schönheit ward nur dein.
Du verstehst die Kraft der Harmonien,
Wie in Form und Ton, in Herz und Geist.
Harmonie, die Ohr und Auge preißt,
Hilft der Weisheit Kinder zu erziehen.
Schönheit, sie, die kühnen Phidiassen
Und Homeren Wunderkraft verlieh,
Schönheit lehrt' es die Sokrate fassen,
Tugendglück sey inn're Harmonie.
Schönheit gab dem Bürger zu verstehen,
Ohne Freiheit sei die Freude Tand.
Sie errichtete mit eigner Hand

Marathons und Salamins Trophäen. —
O Trophäen! O du Herrlichkeit
Des Vereins von allen Erdenreizen!
Ihr seid hin? — Mit solchem Schatz zu geizen,
Das verstandst du nicht, du dumme Zeit?
Wechselst du denn nur, um zu verschlimmern?
Maulwurfshügel könntest du zertrümmern!
Maulwurfshügel giebt's mehr als zuviel.
Doch der Uhu heult aus seinem Neste
Ruhig über Trümmer der Paläste.
Schönheit stören ist dein Lieblingsspiel. —

Sieh doch! Andre Trümmer dort zur Seite!
Sieh den Wirrwarr, wie abscheulich bunt!
Sieh, es ist zerschlagne Siegesbeute,
Aufgehäuft vom halben Erdenrund!
Diademe, Zepter, goldne Kronen,
Ha! zerfetzt, zersplittert und zerstückt!
Drüber hin, die Flügel abgeknickt,
Goldne Adler stolzer Legionen!
Auf den Preis des hohen Heldenruhms,
Auf den Preis unüberwundner Schaaren
Treten Priester, prunkend mit Tiaren

Und der Mummerei des Heiligthums?
Bückt euch, bückt euch, Bürger stolzer Reiche!
Auf den Gräbern ächter Männlichkeit
Gurgeln hier entmannte faule Bäuche
Liebeleeres Weiberliebesleid! —
Solche Frucht von solchem edlen Stamme!
Hättest du's erwartet, Menschenwitz?
Majestätisch schoß die Himmelsflamme
Auf, und ach! verzischte wie ein Blitz. —
Römersinn! du Kraft der Herrlichkeit
Aus dem dunkeln Nichts emporgestiegen,
Wie gelang es dir, in Sturm und Streit
Unsre halbe Kugel zu besiegen?
Trankst auch du der Schönheit Nektarschaale?
Kostest mit den Grazien auch du?
Trug Prometheus aus dem Göttersaale
Heimlich dir auch Geistesfeuer zu?
Nein! die Grazien und Phöbus fanden
Rom für Harmonie zu rauh und kalt.
Seine rohen Riesenkinder standen
Starr und prächtig wie ein Zedernwald.
Aber statt der Harmonie, die lehrt
Menschlich wandeln auf beblümten Wegen,

Pochte hoch mit überheißen Schlägen
Jedes Römerherz von Männerwerth.
Darum rauscht' es ihm wie Meereswogen,
Wenn der Name Vaterland erklang.
Eh der Knabe von der Mutter sprang,
Hatt' er dies Gefühl schon eingesogen.
Sorgsam ward es in ihm auferzogen,
Bis es ganz in Mark und Adern drang.
Darum fühlt' er jede Kraft beflügelt,
Jede Kraft zum Stürmen aufgewiegelt,
Wenn die Knechtschaft ihre Ketten wieß.
Darum haßt' er jede, jede Schwäche:
Denn der Freiheit Milch und Honigbäche
Fließen nur im Männerparadies.
Was die Stoa von den steilen Höhen
Aechter Menschenmajestät ersann,
Was der weise Denker zu verstehen
Oft sich sträubte, ward in Rom gethan.
Seelenadel sproßt auf jedem Boden.
Knieend vor Fetischen und Pagoden
Ist auch wohl ein Sklav ein Göttersohn.
Aber ärmlich, einzeln sproßt die Pflanze.
Nur in Roms erlauchtem Siegeskranze

Wehte sie dem ganzen Volke Lohn,
Unter den zerstreuten Millionen
Aller Zeiten, unter allen Zonen
Gab's nie solchen Thatenüberfluß.
Edelsinn ist Edelsinn geblieben.
Einmal nur im Lebensbuch geschrieben
Stehn die Namen Brutus, Regulus. —
Hohe Namen! Statt euch anzubeten —
Lieber Gott! — bekrittelt man euch nur.
Eure Thaten klüger nachzuthun,
Lernt man von Minervens neuen Räthen.
Laßt mich dann im Stillen niederknien!
Euch zu fassen, laßt es mir gelingen!
Wird einmal die Erde sich verjüngen,
Dann erst werden wieder Römer blühn. —

Wem erlag der wankende Koloß?
Wer erhub sich auf den morschen Trümmern? —
Siehst du dort die Felsenspitzen schimmern?
Sieh! das war ein deutsches Ritterschloß.
Deutsche Kraft, erkohren, zu zermalmen,
Was nicht mehr der Stolz der Erde war,
Schlug wie Wetterschlag auf reife Halmen,

Auf die abgenutzte Römerschaar.
Römer, die sich längst erbärmlich schmiegten
In das Joch der schnöd'sten Tyrannei,
Lernten nun, wo deutsche Schwerdter siegten,
Wieder ahnden, was die Freiheit sei.
Herrschsucht riß die deutsche Kraft nicht hin,
Einer-halben Erde Hohn zu sprechen.
Kalt im eisenfesten Freiheitssinn
Siegen nur und Ketten zu zerbrechen,
Wacker seyn und Frevelthaten rächen,
War der deutschen Siegeslust Gewinn.
Frommer und bescheidner Seelenadel,
Biedertreue sonder Furcht und Tadel,
Sproßte aus der deutschen Erde Schooß.
Frei und fröhlich seyn mit seines Gleichen,
Keinem Schwerdte, keinem Golde weichen,
Hieß dem deutschen Biederherzen groß.
Welch ein Grund zum stattlichsten Gebäude!
Welch ein Schritt auf herrlich-schöner Bahn!
Schicksal, gab auch das dir keine Freude?
Auch die Thaten sind umsonst gethan? —
Er ist hin, der schöne Blütenbaum,
Ach, verdorret vor der Zeit der Früchte!

Er ist hin! Ein kurzer Morgentraum
Ist des deutschen Völkerwerths Geschichte.
Väter! Wacht nicht auf aus eurer Asche,
Wenn ich's sage! Väter, hört es nicht,
Wie sich von der Herrscher vollen Tasche
Itzt der Deutsche Ruhm und Glück verspricht!
Hört es nicht, ihr freiheitkühnen Sieger,
Wie der Enkel sich im Vorsaal schmiegt!
Hört es nicht, wie gern der deutsche Krieger
Itzt für Geld das Menschenrecht bekriegt!
Hört es nicht, die ihr für Ehre wachtet,
Wie der Deutsche, er, den Ihr erhobt,
Pfui und aber pfui! sich selbst verachtet,
Nur das Fremde kennt und liebt und lobt! —
O mein Vaterland! Zwar nur im Traume
Nenn' ich dich im Ernste Vaterland;
Doch ist auf dem weiten Erdenraume
Dieser Brust kein Land so nah verwandt.
Heilig mir in deinen Trümmern! heilig,
Wenn auch deine Würde noch so eilig
In ein todtes Schattenbild verschwand!
Heilig, weil, mit Kraft emporzuragen,
Doch noch einzeln deutsche Männer wagen,

Weil für mich noch deutsche Herzen schlagen,
Lieb' ich dich, mein deutsches Vaterland!
Wenn die Sommernacht mit lauem Flügel
Niederdämmert, wird am Grabeshügel
Oft mein Auge weinen um den Traum,
Blickend auf den thaubenetzten Rasen
Weinen, daß die schönen Seifenblasen
So zersprützen in ein Restchen Schaum.

Friedrich Bouterwek.

II.

Etwas über die gegenwärtige Lage der vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Beschluß. S. 3ten Band. 3tes St. S. 266.)

Die Unruhen in gut organisirten Freystaaten können nie sehr beträchtlich, noch von langer Dauer seyn; weil sie ein Regenerationsprinzip in sich haben, welches dem Mißbrauche, sobald er entsteht, abhilft, und alle Bürger schnell gegen die gemeinschaftliche Gefahr vereinigt, wenn die Insurrection bloß einen Vorwand hat. Und eben dieſe doppelte Wirkung haben die Unruhen im Staate von Massachuset hervorgebracht.

Dieser vorübergehende Sturm wird sogar manche Vortheile gewähren: z. B. mehrere Mißbräuche werden durch die allgemeine Versammlung abgestellt werden; die freyen Amerikaner werden nunmehr einsehen, daß es nöthig sey, gegen die geheimen Machinationen geheimer

Feinde

Feinde und besonders gegen die Insurrectionen auf der Huth zu seyn; ein gewaltsames Mittel, das sich nie für ein gesetzgebendes Volk schickt, so lange es seinen Repräsentanten sein Mißfallen zu erkennen geben, oder sie absetzen kann, wenn sie seinen Absichten zuwider handeln.

So hat man auch die Art von Theilung, die in Rhode-Island wegen der Verwerfung des Papiergeldes entstand, zum Vorwande genommen, die freyen Amerikaner zu verläumden. Superficielle Köpfe und unwissende Zeitungsschreiber haben aus diesen unbedeutenden Bewegungen Schlüsse gezogen, um die amerikanischen Constitutionen und das Papiergeld zu verschreyen *), um

*) Das Papiergeld an sich ist nicht schädlich. Es wird es nur dann, wenn Zwang sein Begleiter ist, wenn man es ohne das Vertrauen mit Gewalt dem baaren Gelde gleich setzen, es ihm substituiren will. Darin hatte der Staat von Rhode-Island ohne Zweifel unrecht; und eben daher ward das Papiergeld verworfen. Man nehme andere Staaten, wo dieser Zwang nicht existirt. Das Papiergeld cirkulirt darin, weil das Vertrauen da ist, und die Autorität das Vertrauen zerstöhrt.

um die Amerikaner als Betrüger, ihr Land als ein unangebauetes und verfluchtes Land zu schildern.

Man sagt uns oft mit dem Tone der größten Zuversicht: Sehet nur, was die freyen Amerikaner machen! Ueberall und überall Unruhen. Es wäre fast nöthig, daß der Himmel zur Stillung derselben Tyrannen schickte. Die Menschen sind sich überall gleich. — Der Mensch muß Fesseln haben. Die Philosophen wissen die Amerikaner nicht genug zu loben. — Sprechet indessen einmal diese stolzen Republikaner um einen Thaler an, und sehet, ob sie ihn euch geben werden.

Schon an diesen Gesprächen erkennt man leicht Diejenigen, die sie halten. Gewohnt das Glück bloß in der Gestalt von Thalern zu sehen, verschließen sie ihre Augen vor den Symptomen des wahren Elendes. O! So mögen sie sie dann in Ansehung Spaniens öfnen! Das ist ja das Land der Thaler, und doch fehlt viel daran, daß die Bevölkerung, der Handel, der Ackerbau daselbst so blühend sind, wie in den vereinigten

Staaten

Staaten. Die Seltenheit des baaren Geldes wird bey den freyen Amerikanern stets ein Zeichen des Wohlstandes seyn, so lange sie thätig und industriös, so lange noch Aecker urbar zu machen da seyn werden; denn sie wird anzeigen, daß man wirklich Aecker urbar macht und daß die Volksmenge zunimmt.

Es ist gar nicht auffallend, daß in einigen Staaten von Amerika Leute fehlten, die in der Theorie des Papiergeldes hinlänglich unterrichtet waren. Es ist dies eine Wissenschaft, die noch wenig bearbeitet ist und worin man sich also sehr leicht irren kann. Wir haben ja sogar in Paris Banquiers gesehen, die ihr eignes Interesse so wenig kannten, daß sie das gezwungne Papiergeld foderten. Darf man sich also wohl wundern, wenn in Amerika, wo man die Nothwendigkeit desselben noch mehr fühlt, man sich auch in der Art der Anwendung dieser großen Hülfsquelle irrt, und wenn das Volk, das dessen entübrigt seyn kann, sich darüber entsetzt hat?

Indessen

Indessen sind alle diese Stürme von gar keiner Wichtigkeit und können unmöglich auch lange dauern. Man muß von einem in aller Absicht freyen Volke Alles erwarten, dessen Größe sich nicht auf die Erniedrigung eines Andern gründet; einem Volke, dessen Staatsschulden — das erste Beyspiel in der Geschichte — eine wirklich ehrenvolle, eine wirklich gesetzmäßige Ursach haben, und die überdem im Geringsten nicht ihre innern Kräfte übersteigen; einem Volke, dessen Cultur, Industrie und weitere Entwickelung weder die Bedürfnisse des Fiscus, noch Vorurtheile, noch eine schlechte Constitution Hindernisse in den Weg legen; einem Volke, welches Eroberungen und kriegerischen Geist verabscheuet, das keinen andern Zweck als einen allgemeinen Frieden und die Glückseligkeit eines jeden Individuums hat; einem Volke endlich, das in Allem, was es thut, es sey im Lande oder außerhalb desselben, es sey im Privatleben, oder in der Politik, den energievollen Charakter des in Europa so seltnen Gemeingeistes an sich trägt.

Man betrachte mir alles das, was seit dem Frieden in den vereinigten Staaten vorgefallen ist; man wird zuverlässig in allen ihren Gesetzgebungsakten, in allen ihren Reformen, in allen ihren Verbesserungsanstalten, in allen ihren Entwickelungen diesen Gemeingeist wiederfinden.

Man wird ihn auch in der großmüthigen und ganz beyspiellosen Abtretung finden, vermöge deren verschiedene Staaten dem Congreß ihre zu weitläuftigen Territorien überlassen haben; eine Abtretung, welche die diesen Republiken gemachte Beschuldigung von Planen der Ehrsucht und der Vergrößerung so ganz vernichten; eine Abtretung, welche ihre Grundpfeiler sicher stellt, indem sie ihre Grenzen auf immer festsetzt. *)

Man wird ihn in der einstimmigen und von allen Staaten erklärten Bereitwilligkeit, die Natio-

*) Virginien hat in seiner Abtretungsakte an den Congreß stipulirt, daß die Regierungsform der abgetretenen Distrikte allezeit republikanisch seyn, und daß man nie Jemanden, der einen erblichen Titel hätte, zum Bürgerrechte zulassen solle.

Nationalschuld zu bezahlen, so wie in ihrem Eifer in Absicht auf die Einwilligung zur Anwendung der dazu erfoderlichen Mittel wieder erkennen. Es ist Pflicht für die wahren Freunde der freyen Amerikaner, auf diese Eintracht und allgemeine Uebereinstimmung recht aufmerksam zu machen, um die Franzosen und übrigen Europäer, die ihre Gläubiger sind, zu beruhigen.

Man wird ihn in jenem Edikte des Congresses *) wiederfinden, welches die Münzen simplifizirt; welches sie auf solche Theilungen, die für den Handel bequem sind, reduzirt; welches ganz Europa ein großes Beyspiel giebt, das Beyspiel von mehrern von einander unabhängigen Staaten, die eine fast unbegrenzte Strecke Landes im Besitz, und doch nur einerley Münze,

einerley

*) Man hat bey diesem Edikte den vom scharfsinnigen und gelehrten Herrn Jefferson vorgelegten Plan befolgt. Das Auffallendste bey diesem Plane ist mit dieses, alle Calculs in Absicht auf die Münzen auf die Decimalrechnung zu reduziren.

einerley Gewicht, einerley Maaß und einerley Sprache haben. Wie vielen niederträchtigen Handwerken, wie vielen Betrügereyen, wie vielen Unordnungen kommen sie nicht durch die bloße Einförmigkeit der Münze zuvor! Die Operation des Congresses hat zwar wirklich noch nicht den höchsten Grad der Einfachheit erreicht, den das Münzsystem haben muß; aber sie kann doch dahin führen; und es ist wahrscheinlich, daß dieses System daselbst früher angenommen werden wird, als in Europa, wo, England allein ausgenommen, noch die falsche Meinung existirt, daß man aus der Münze eine Quelle der Staatseinkünfte machen müsse.

Man wird ihn in der Uebereinstimmung aller Staaten wiederfinden, vermöge deren man nur ein einziges Regulativ in Absicht auf den auswärtigen Handel *) haben und die Mißbräuche abstellen

*) Die Deputirten der verschiedenen Staaten, die sich schon mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, sollten sich zu Philadelphia im Monat May 1787 versammlen.

abstellen will, die sich etwa in das Bundessystem hätten einschleichen können.

Man wird ihn in der allgemeinen Neigung sämmtlicher Staaten, die Fremden gut aufzunehmen *), wiederfinden, so wie auch in dem Friedens- und Freundschaftstraktate zwischen ihnen und dem Könige von Preußen, in welchem man zum ersten Male die lächerlichen Vorurtheile abschwört, die noch itzt die Diplomatik unserer Zeit verunreinigt; in welchem man endlich dahin übereinkommt, daß der Krieg nie wieder den Ackerbau, die Industrie oder den Handel treffen soll.

Man wird ihn in der Angst wiederfinden, welche alle patriotischen Amerikaner bey dem Anblicke des bey ihnen zunehmenden Luxus empfinden, so wie in den Mitteln, die sie anwenden, um

*) „Lasset uns, sagte der Gouverneur Clinton im J. 1784 unsere Häfen allen Völkern öfnen, lasset uns Allen Schutz, Ermunterung, Sicherheit geben; lasset uns gegen den Fremden wie gegen den Bürger mit gleicher Unpartheylichkeit Gerechtigkeit handhaben.“

um ihm entgegen zu arbeiten und ihre erste Simplizität zu erhalten. *)

Man wird ihn in allen Gesetzen, die in den verschiedenen Staaten durchgegangen sind, wiederfinden; vorzüglich in demjenigen, welches die Loyalisten zurückruft **); denn der Gemeingeist kennt

*) In den großen Städten fängt die Noth an, die freyen Amerikaner zu zwingen, dem Luxus zu entsagen. So haben sich zu Hartfort in Connecticut die angesehendsten Damen vereinigt und sich, um das Ihrige zur Bezahlung der Staatsschulden beyzutragen, in ihrer Versammlung vom 6. November 1786 anheischig gemacht, keine Gaze, Bänder, Federn, seidne Zeuge und überhaupt keine fremden Modewaaren weiter zu kaufen. Auch haben die angesehendsten Glieder des Staates von Massachuser eine Gesellschaft zur Verminderung des Luxus errichtet.

**) Der Oberste Alexander Hamilton, Flügeladjutant des Generals Washington, gab 1784 zu Neuyork einen tiefgedachten Brief über diese Materie unter dem Namen Phocion heraus, um zu beweisen, daß vermöge des Friedenstraktates nunmehr alle Verfolgungen gegen die Loyalisten aufhören müßten. Und doch war dieser Hamilton einer der eifrigsten Republikaner.

kennt keine unversöhnliche Rache; auch in einem andern Gesetze, welches die Confiscation der Güter der Verbrecher abschaft; eine barbarische Gewohnheit, die in den unglücklichen Zeiten der römischen Verbannungen aufkam und die der Raubgeist der Lehnsverfassung beybehielt.

Man wird ihn in den Religionsedikten wiederfinden, die überall eine bürgerliche und Religionstoleranz festsetzen; eine Toleranz, die zur Eintracht so unentbehrlich ist, und deren offenbare Vortheile bloß Unwissenheit oder Vorurtheile in Zweifel ziehen können. *)

Man

*) Man sehe die im Februarstücke d. J. mitgetheilte Akte wegen Festsetzung der Religionsfreyheit in Virginien; gewiß die philosophischste unter allen, die je erschienen sind, und die ein jeder Staat, der Religionsedikte geben will, sich zum Muster nehmen sollte. Noch kenne ich keinen Staat in Europa, der etwas Aehnliches aufzuweisen hätte. — Man vergesse hierbey auch nicht die Akte, welche in der allgemeinen Versammlung zu Rhode-Island im Monat Februar 1783 gemacht wurde, und die den Katholiken die freye Ausübung ihrer Religion giebt und ihnen alle Rechte der übrigen Bürger ertheilt.

Man wird ihn endlich in allen Gesetzen wiederfinden, welche die Errichtung von Erziehungsanstalten, Anlegung von Landstraßen, Kanälen und Alles, was die Bequemlichkeit und die Ausbreitung des innern Handels befördern kann, betreffen.

Der schönste Zug, der dem Gemeingeiste in den vereinigten Staaten so viel Ehre macht, die Aufhebung der Negernsklaverey, gehört noch hierher. Diese Aufhebung, die in diesem Erdtheile *) nun bald allgemein seyn wird, ist indessen das Werk einer Sekte, der Quaker, gegen welche superficielle oder boshafte Menschen oft so ungerecht sind.

Dieses einzige Factum beweiset die außerordentliche Obergewalt des beharrlichen Eifers eines einzelnen tugendhaften Bürgers über seine Nation,

*) Alle Staaten haben bereits mehr oder minder strenge Gesetze gegen die Sklaverey publizirt. Der Staat von Virginien verurtheilt alle Diejenigen, welche Schwarze einführen würden, zu einer sehr beträchtlichen Geldstrafe.

Nation, sein Jahrhundert, ja über die ganze Welt, wenn sein Zweck edel und großmüthig ist. Benezet, dieser berühmte Quaker, dieser Apostel der Menschheit, durchwandert die sämmtlichen vereinigten Staaten und spricht überall laut für die Freyheit der Neger. Er bekehrt sogleich seine Brüder. Seine Brüder bekehren ihrerseits alle übrigen Sekten, ja alle einzelnen Staaten. Diejenigen, die noch etwas zurück sind, erröthen über ihre Barbarey, und vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, wo alle Europäer sich dieses entehrenden Handels schämen und ihn verdammen werden. Man wird alsdann über die Wirkung des Beyspiels eines einzigen Amerikaners erstaunen müssen. *)

Dies

*) Man vergleiche einmal mit den Ermunterungen, die man in Europa dem Sklavenhandel giebt, den geringen Werth, den man auf die Weißen daselbst setzt. Man bezahlt einen Neger mit 2000 Livres, und vernichtet einen Weißen, eines Hasen oder Rebhuhns wegen, die er vielleicht getödtet hat. Man muß doch wahrlich eingestehen, daß dies für den Nationalreichthum eine schlechte Speculation ist.

Dies sind nun die Menschen, dies sind die Gesetze, dies ist die Regierung, die man verläumdet! — Diese Menschen, die dazu bestimmt sind, die Würde des Menschen wieder herzustellen! Diese Gesetze, die es nur mit dem Verbrechen zu thun haben, die dasselbe überall strafen, und nie vor dem Ansehen verstummen! Diese Regierung, die uns zum ersten Male recht eigentlich das Bild einer zahlreichen, einträchtigen und vollkommen glücklichen Familie vor Augen stellt; wo die Gewalt gerecht ist, weil sie sich in den Händen Aller befindet und sich nicht in der Hand eines Einzelnen aufhält; wo der Gehorsam zuvorkommend ist, weil er aus freyer Bewegung entspringt; wo die öffentliche Verwaltung einfach und leicht ist, weil sie die Industrie sich selbst überläßt; wo die Obrigkeit wenig zu thun hat, weil der Bürger frey ist, und der freye Mensch allezeit Ehrfurcht vor dem Gesetze und seines Gleichen hat! — Sehet, dies ist es, was wir verläumden, wir Europäer, die wir von unsern alten Einrichtungen und Gewohnheiten

gefesselt

gefesselt sind, die uns mit Vorurtheilen angefüllt haben, deren Barbarey oder Frivolität wir itzt selbst anerkennen! Wir sprechen schön, aber handeln schlecht; warum verläumden wir aber wohl Menschen, die schöne Worte mit schönen Handlungen vereinigen? — O! wenn uns nicht die Kraft verliehen ist, ihnen ähnlich zu werden, ihre Tugenden zu besitzen, ihre Glückseligkeit zu genießen; so müssen wir sie doch wenigstens nicht in üblen Ruf bringen; wir müssen vor dem höhern Grad der Vollkommenheit, den wir nicht erreichen können, doch Hochachtung haben.

Sollte es noch Jemanden geben, der noch Zweifel und Bedenklichkeiten gegen die Amerikaner und ihren Handel hegte; so werfe er doch nur einen Blick auf das Betragen der Engländer gegen sie. Welches Volk hätte wohl mehr Ursach zu eilen, alle Verbindung mit den vereinigten Staaten abzubrechen, wenn sie der Sitz der Anarchie und der Treulosigkeit wären, wenn der Verlust der Güter, die man daselbst einzelnen

Personen

Personen oder den Staaten selbst anvertrauet, unwiederbringlich verlohren wären? Und doch sind die Engländer, welche die Haupturheber der Mährchen und der Uebertreibungen, die ich hier widerlege, sind, weit davon entfernt, ihre Handelsverbindungen mit den vereinigten Staaten abzubrechen. Sie haben den weiten Umfang desselben wohl überdacht und ihre einzige Furcht ist die, daß sie nicht die einzigen Lieferanten dieser starken Bevölkerungen seyn dürften, deren Thätigkeit täglich bey neuen Consumenten neue Consumtion erschaft. Der Lord Sheffield selbst füllt ganze Seiten an, um die freyen Amerikaner, ihre Produkte und ihre Hülfsquellen zu verschreyen, während er sich auf der andern Seite bemühet, alles Mögliche anzuführen, um den Engländern den vornehmsten Handel mit den vereinigten Staaten zu verschaffen. Könnte nun dieser Handel nicht anders als nachtheilig seyn, würde er nicht alles andre anwenden, um sie zu überreden, denselben ganz aufzuheben? Würde er wohl der Regierung rathen, sich in

Acht zu nehmen, diesem Handel Hindernisse in den Weg zu legen?

Vielleicht aber wird man uns den Einwurf machen, daß das englische Parlement noch ganz neuerlich Anstand genommen hat, einen allgemeinen Handelstraktat mit den vereinigten Staaten zu schließen, unter dem Vorwande, daß ihre Constitution noch nicht die gehörige Festigkeit erlangt habe. *)

Die englische Regierung hat ihre guten Gründe, sich bey der Schließung dieses Traktates nicht zu übereilen. Sie hat nemlich durch einen vorläufigen Traktat bereits die vornehmsten Artikel festgesetzt; sie würde einen allgemeinen Traktat nicht

*) So lange man die Europäer, die Engländer mit eingeschlossen, mit den Türken, Algierern und den Einwohnern von Cairo Handel treiben sieht; kann man unmöglich glauben, daß sie ehrlich zu Werke gehen, wenn sie die Handelsverhältnisse mit den vereinigten Staaten unter dem Vorwande, daß ihre Gesetzgebung noch nicht bestimmt genug sey, verschreyen und verwerfen.

nicht wohl schließen können, ohne alle Artikel des Friedenstraktates zu erfüllen, wozu sie eben nicht recht geneigt zu seyn scheint; diese Regierung weiß überdem noch, daß nicht gerade die Handelstraktaten den Handel ausmachen; sie läßt allezeit die englischen Kaufleute zuvorkommen; sie läßt vorher den Boden, auf welchem das Gebäude errichtet werden soll, untersuchen; sie läßt die Nation, mit welcher sie sich verbinden will, beobachten und ausforschen; sie läßt der englischen Industrie in ihren auswärtigen Bewegungen alle Freyheit und ihre Versuche überall, wo sie Gewinn hoffen kann, vervielfältigen. Mit einem Worte, die englische Regierung wartet die Aufklärung der besondern Erfahrung ab, um sich zu entschließen. Man muß also aus der Unthätigkeit dieser Regierung durchaus keine Schlüsse zum Nachtheile irgend eines Handels ziehen, da er überdem noch lediglich der Gegenstand der Spekulation einzelner Menschen ist.

Ein anderes ist es mit dem französischen Handel. Einmal daran gewöhnt, keinen einzigen

Schritt

Schritt zu thun, ohne genöthigt zu seyn, zur Vermittelung der Regierung seine Zuflucht zu nehmen, um alle Hindernisse von ihm zu entfernen, die ihm Privatinteresse, oder der Fiscus, oder auch oft die Monopole in den Weg legen, wagt er es nicht, sich in den neuen Handel einzulassen, so lange die Regierung ihm nicht den Weg dazu ebnet; und die Regierung muß ihm denselben ebnen bis zu dem Augenblicke, wo eine vollkommene Handelsfreyheit ertheilt wird und nunmehr also Privatleute ganz ruhig Versuche mit ihren Speculationen machen können.

Man kann nicht daran zweifeln, daß dieser Unterschied der Lage der französischen und englischen Kaufleute in Rücksicht auf ihre Regierungen nicht einen außerordentlichen Einfluß auf ihre gegenseitige Glückseligkeit habe. Man muß daher der französischen Regierung unaufhörlich wiederhohlen, daß, wenn sie ihrem Handel einen wirklich glücklichen Erfolg sichern will, sie eben die Mittel, deren sich England bedient, anwenden muß, und diese Mittel sind folgende:

Die

Die Freyheit in allen Unternehmungen; das Recht, gegen alle und jede Eingriffe in diese Freyheit zu reclamiren; die Gewißheit, daß ohne alles Ansehen der Person die Gerechtigkeit dabey gehandhabt werde. Dies sind die Grundfesten des Genies, der Industrie, der wahren Größe eines Staates; Grundfesten ohne welche sich kein ausgebreiteter Handel denken läßt; und diese Grundfesten lassen sich sehr schicklich mit den Grundfesten der französischen Constitution vereinigen.

III.

Vorläufiger Verſuch über die Typometrie oder das Mittel, geographiſche Karten nach Art der Buchdrucker zu verfertigen, von Auguſt Gottlieb Preuſchen, Markgräfl. Badenſchen Hofdiaconus. Veritas non ſua culpa latet. Carlsruhe 1776. 8. Aus dem Franz. überſetzt.

(S. das vorige Stück S. 212.)

Ich werde mich durch die Kritik derjenigen, welche ſich aus dem Grunde gegen die Typometrie erklären werden, weil ſie ihnen fremd ſcheinen wird, und daß dieſe Entdeckung nicht ſchon längſt und von den berühmteſten Mathematikern gemacht ſey, nicht außer Faſſung bringen laſſen. Die Autoritätsbegünſtiger werden ſich eine natürliche Unmöglichkeit, die Buchdruckerei

mit der Ingenieurkunst zu verbinden, vorstellen, und lieber die Idee der Typometrisation, wie eine Chimäre behandeln, als die Natur des Mechanismus gründlich untersuchen. Allein darüber darf Niemand betreten seyn; denn gewöhnlich erklären sich Modetheilnehmer gegen die Unternehmungen, welche die herrschende Gewohnheit noch nicht gerechtfertiget hat. Ich darf es zu gleicher Zeit sagen, daß die geschicktesten Künstler es nicht immer auf Beziehung simpler Erfindungen sind, und wenn ihnen auch nicht der erfinderische Geist fehlet; so sind ihre Produkte doch sehr oft zu zusammengesetzt, als daß die menschliche Gesellschaft davon Nutzen ziehen könnte. Es giebt besonders Künstler, die von sich selbst so eingenommen sind, daß sie die Behandlung ihres Metiers, als die beste und einzige Art betrachten. Das sind nun Meinungen, die ihnen nicht gestatten, sich von den für die Erfindungen so schädlichen Vorurtheilen loszumachen. Allein ich behaupte mit Grund, daß diejenigen, welche etwas erfinden wollen, sich von ihren falschen

Einbil-

Einbildungen losmachen müssen, und, sobald sie die Untersuchung mit der nöthigen Application wagen, über neue Entdeckungen nicht zweifeln dürfen. Dies ist der nemliche Weg, auf welchen ich bey Erfindung des typometrischen Systems gelangte, welchem nachher der berühmteste und aufgeklärteste Schriftgießer zu Basel, Herr Haas, seinen Beifall nicht versagte. Seine Erklärung, Typen aus dem Ganzen zu verfertigen, war damals Ursach, mein angefangenes Werk zu vollenden. — Um den Werth dieser Erfindung herabzusetzen, und zugleich die besten Versuche zu verschreien, wird man mir vielleicht die Vorzüglichkeit der Kupferstecherei entgegen stellen. Allein wenn sie gleich den Druck durch ihre Feinheit übertrift; so wird der billige Theil des Publikums doch in der Folge den Nutzen der Typometrie, der keinesweges in Betracht der leichtern und vortheilhaftern Ausführung in seiner ganzen Ausdehnung, ohne die Regeln der Symmetrie und Präcision zu übertreiben, geringer ist, verkennen. Das ist aber eine ausgemachte

Sache,

Sache, daß die genannten Eigenschaften die nemlichen sind, welche schlechterdings mehr als sonst wo, eben so in der Kupferstecherei, als in der Buchdruckerei herrschen müssen, wenn man anders den Beifall des Publikums erhalten, und die Aufmerksamkeit der Kenner verdienen will.

Es ist auch ohnehin bekannt, daß sich die Buchdruckerei vorzüglich durch diese beiden Eigenschaften unterscheidet; wenn aber die Typometrie sich künftig emporheben dürfte; so ist es, welches viele wohl nicht erwarten möchten, eben hierdurch. Unterdessen ist es gewiß, daß Präcision und Symmetrie, nicht nur nach den Grundsätzen der Mathematik, sondern auch nach einem gleichmäßigen Mechanismus, durch eine beständige Uebung entstehen. Jedermann wird es zugeben, daß die Würkung des Mechanismus, indem er stets gleiche Bewegungen hervorbringt, sicherer sey, als die Würkung der wissenschaftlichen Kenntniß, die nur zu oft dem Irthum unterworfen ist. Auf diese Weise bringt also die typometrische Unternehmung zufolge meines

Geolabii und vermöge eines sehr simpeln und regulären Mechanismus zuverläßig ihre Würkung hervor; so daß ein mittelmäßiger Buchdrucker, wenn er nur einige Regeln, die zu diesem Behuf hinlänglich sind, weiß, sich sehr gut damit befassen kann. — Und gesetzt, daß die Typometrie auch nicht bis zum höchsten Grad der Vollkommenheit gelangt; so wird sie dennoch nichts desto weniger, wegen der geringen Kosten und wegen der verschiedenen Veränderung, in Absicht des Formats der Karte, immer wichtig genug seyn. Wen man besonders die Fertigkeit in der Ausführung, den beträchtlichen Nutzen, sowohl für die Schulen, als selbst für die Ingenieurs, die alsdenn nur einen genauen Entwurf, ohne die mindeste Verzierung machen dürfen, und endlich die Leichtigkeit, eine schon gedruckte Karte zu corrigiren, ohne die Ersparung des Papiers, von welchem man alle Arten dazu brauchen kann, zu rechnen, betrachtet; so wird die hier gedachte Erfindung ohne Zweifel die Hochachtung aller Buchdrucker verdienen. Ihre Gleichheit mit

der Buchdruckerkunst läßt auch einsehen, daß eine typometrische Einrichtung sich sehr leicht in Gegenden einrichten läßt, die für chalcographische Institute ganz unempfänglich sind. Sobald die Typometrie einmal ihre ganze Gestalt erlanget, wird die Geographie ohne Zweifel noch mehr Vortheile erhalten, wenigstens in Zukunft bei dem niedern Volke mehr in Gang kommen, als sie bisher gewesen ist.

Ebendesselben Nachricht von seinem erfundnen sogenannten Sismometer, wodurch man nicht nur die Annäherung der Erdbeben vorherwissen, sondern auch ihr Entstehen und ihren nachherigen Erfolg untersuchen kann. Aus dem Französischen übersetzt.

Die besondere Aufmerksamkeit, womit sich die Meteorologie, ihres vorzüglichen Interesse wegen, beehrt sieht, verbunden mit dem rührenden

Gemählde

Gemählde der ganz neuerlich in Calabrien durch ein abermaliges und eben so heftiges Erdbeben, als irgend eines der vorhergehenden gewesen ist, verursachten Verwüstungen, hat mich ermuntert, meine wenigen Einsichten anzuwenden, eine Maschiene, oder einen sogenannten Sismometer zu erdenken, welcher nicht nur dazu dient, die Erdbeben, sowohl bey ihrem Entstehen, als nach der Rückkehr der Stille zu untersuchen, sondern auch deren Annäherung vor dem völligen Ausbruch vorherzuwissen. In Ansehung des Mechanismus der Erdbeben habe ich mich bemühet, vorzüglich über ihre zerstöhrende Kraft Licht zu verbreiten, um den traurigen Folgen, welche für die Menschheit daraus herfließen, gröstentheils zuvorzukommen. Ich habe deshalb versucht, diesen mittelst eines Mechanismus vorzubeugen, der sowohl ihren Lauf von einem Punkt der Welt bis zum andern, als den Grad der Höhe (Elevation) in Beziehung eines jeden Objects, als das Maas der Gefahr, womit die Erdbewohner bedroht sind, beobachtet. Die

Stöße,

Stöße, diese fürchterliche Begleitung der Erschütterung, diese schrecklichen Vorläufer des Sinkens der Erde, so schwach sie auch seyn mögen, kündigen sich, wie das untermischte Zittern, vermittelst eines sehr rührbaren Glockenspiels an. — Allein beim Anfang des Stoßes, wovon sich die Erde bewegt, giebt der Klang einer kleinen Glocke unaufhörlich die folgenden Schläge von Grad zu Grad, nach Maasgabe, daß die Erderschütterung sich vergrößert, als eben so viele Zeichen zur Rettung an. Wenn das Krachen mit der Erschütterung aufhöret; so bleibt die unter verschiedenen Gestalten zur Bezeichnung des Grades der Höhe der Erde eingerichtete Magnetnadel in der Lage, worin sie bei der lezten Bewegung gelassen war. Von nun an werden die Einwohner, die von dieser unterirdischen Revolution geängstiget, vielmehr auf eine schleunige Flucht, als ruhige Beobachtung bedacht waren, im Stande seyn, mit mehr Genauigkeit, als es beym anhaltenden Ungestüme möglich war, sich über diesen Gegenstand Licht verschaffen. Um

hier-

hiernächst von dem Augenblick vergewissert zu seyn, worin sich diese große Erscheinung ereignet, stehet eine Penduluhr, die mit obgedachtem Mechanismus verbunden ist, gleich bei der ersten Erschütterung in ihrem Laufe stille. Um nach diesem mit Genauigkeit den Wind anzugeben, der damals das dem Erdbeben unterworfene Land bestrich; so wird man zu diesem Ende eine Wetterfahne anbringen, und oberhalb derselben eine Windwage. Da der Wind um eine Erdkugel gehet; so wird sein Gang auf einer Platte, in Gestalt einer Boussole, sichtbar seyn; aber der Grad seiner Stärke giebt sich nur mittelst der sogenannten Waage zu erkennen.

Der Nutzen einer solchen Maschiene liegt den aufgeklärtesten Menschen, besonders in den Gegenden, die unter dieser schrecklichen Geißel seufzen, vor Augen. Sobald man eine kleine Polizeieinrichtung hinzufüget; so wird man vermöge einer einzigen Maschiene eine Menge sonst ihrem Schicksale ohne einige Hülfe überlassener

Elen-

Elenden gegen ein so großes Unglück bewahren können. Um sie nun weniger kostbar, und dadurch um so gemeinnützliger zu machen; so habe ich mich mehr auf das Wesentliche eingeschränkt, als auf überflüßige Verschönerung gedacht. Auf diese Weise wird das ganze Werk, ohne die Penduluhr, nicht völlig 100 französische Livres oder 25 Rthlr. zu stehen kommen, wenigstens diese Summe nicht übersteigen. *)

Carlsruhe den 5. Febr. 1785.

*) Vermuthlich möchte diese Erfindung durch Erfahrungen sich noch mehr ausbilden lassen. Denn jetzt ist sie blos nüzlich, insofern die Erschütterungen Pausen zulassen. Die Warnung vor dem Stoße scheint auch keine solche Frist vorauszusetzen, daß mehr als die eiligste Rettung des Lebens möglich bliebe. Ihr Hauptnutzen bestände darinn, daß sie bey Anzeigung leichter Erderschütterungen die Furcht mäßiget.

R.

V.

Ueber einige ruhmvolle Eigenthümlichkeiten des Preußischen Staats; eine Abhandlung in der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt vorgelesen.

(Schluß vom 3. B. 2. St. S. 101.)

Um diesen Gegenstand mit einiger Vollständigkeit zu behandeln, müßte ich noch von viel mehrern Dingen reden. Ich habe ihn nur von einigen Seiten berührt und nur im Allgemeinen betrachtet. Ich müßte nun noch das Ganze zergliedern und einzelne Züge des Gemähldes ins Licht stellen; ich müßte noch reden: von der ungewöhnlichen Vollkommenheit, durch welche sich auch die einzelnen Theile unsrer Staatsverfassung und Staatsverwaltung fast insgesammt auszeichnen und von

einer gewissen eigenthümlichen Vestigkeit und Stärke derselben, die eine Würkung der Geistesgröße des langen Lebens und beyspiellosen Thätigkeit des Schöpfers ihres Staats, verbunden mit dem würkungsvollen Einfluß einer ganz geordneten monarchischen Verfassung, ist; ich würde noch reden müssen von der wohlthätigen Erschütterung, in welche Preußen die Welt, den menschlichen Geist und die Thronen und Beherrscher von Europa gesetzt hat, sowohl durch kriegerische Thaten als durch den Anblick und die Würkungen der gesammten Vollkommenheit und alles des Neuen und Außerordentlichen, das durch dieses Reich entstanden und bewürkt worden ist; von dem vernunftvollen Geist, der über der Preußischen Monarchie und allen ihren Einrichtungen, mehr als über irgend einen andern Staat, geschwebt; von der Freyheit zu denken, die eine der glänzendsten Vorzüge des Preußischen Staats ist, und von der neuen, merkwürdigen Geistesstimmung, die er innerhalb und außerhalb seiner Grenzen hervorgebracht hat, so

wie

wie überhaupt von seinem merkwürdigen Einfluß auf alle höhern Angelegenheiten der Menschheit und der ganz neuen Richtung und den ganz neuen Schwung, den sie dadurch gewonnen haben, der nichts geringeres ist als ein fast ganz neues System der menschlichen Gedanken und der menschlichen Thätigkeit; ich müßte in Rücksicht auf das alles vergleichende Blicke auf alle andere Staaten der neuern und der ältern Zeiten werfen, durch welche die Welt merklich erschüttert und verändert worden ist, und ich würde ihm dadurch mit Ansprüchen auf die glänzendste Würde darstellen müssen; ich würde endlich oft mit mannichfaltig nach allen Seiten geworfenen Blicken bey dem unsterblichen König verweilen müssen, der hauptsächlich alle Wunder der Preußischen Monarchie hervorgebracht und ihr neben so vielen andern auch den Vorzug gesichert hat, daß sie sich rühmen darf, die einzige unter allen zu seyn, die in dem Stifter ihrer Größe zugleich einen wahrhaft großen Schriftsteller, einen unsterblichen Weisen, ihren Geschichtschreiber und auf die

ganze Zukunft ihren Lehrer und Aufforderer groß zu bleiben, verehren wird.

Allein ich würde, wenn ich mich über das alles ausbreiten wollte, die Grenzen der Zeit auf welche ich Anspruch machen kann, allzusehr überschreiten müssen, vielleicht wird mir eine andre Gelegenheit eine Fortsetzung erlauben.

Heute schließe ich mit einer Betrachtung, die sich auf unsre gegenwärtige Lage bezieht. Diese ist merkwürdig und bietet uns wichtige Beziehungen auf jene Betrachtungen dar, die uns vorhin beschäftigt haben. Nach den Kämpfen, welche wir überstanden und die unsre Größe begründet haben, giebt uns die Vorsehung mitten unter Stürmen eine merkwürdige Ruhe, vielleicht daß wir uns unsrer Größe ganz bewußt werden und durch Vergleichung mit unsern Nachbarn ihren Werth ganz fühlen lernen sollen. Alles um uns her ist entweder in Aufruhr, oder in Unordnung und Ohnmacht, indeß wir selbst des Ueberflusses tiefer Ruhe und Sicherheit und

der

der gerechten Hofnung genießen, entweder noch lange im Besitz der Ruhe zu bleiben, oder wenn sie gestört werden sollte, mit dem ganzen Ansehen und dem entscheidenden Gewicht auf den Schauplatz der Stürme zu treten, das der aufgezeichneten Würde unsres Thrones und unsres Staats angemessen ist. Alle unsre Aussichten versprechen uns fernere Größe und dauerndes Glück. Preußen hat vestere Stützen der Größe als neuentstandene große Staaten zu haben pflegen, und Friedrichs Thron wird nie ein Monarch besteigen, der nicht groß und gut wäre. Und sehen wir nicht jetzt auf diesem Thron einen Monarchen, den unbegrenztes Wohlwollen für das Glück seiner Staaten beseelt, der unsern Ruhm schon vermehrt und in dem Zeitraum von zwey Jahren uns schon ganz überzeugt hat, daß unter seinem Scepter Preußens Größe in keinem ihrer Theile sinken wird. Milde Gerechtigkeit, Aufmerksamkeit auf alle Wünsche seines Volks, Thätigkeit, Würde und Güte haben bisher alle seine Schritte bezeichnet; unserm Heere hat er

noch

noch höhere Vollkommenheit, dem Lande mehr als eine Verbesserung gegeben; er hat den Ruhm unsrer Waffen erneuert, unsre Sicherheit durch neue Stützen vermehrt, die Würde des Preußischen Throns und Namens von neuem auf mehr als eine Art behauptet und geltend gemacht, Kunst, Wissenschaft und Vaterlandsliebe ermuntert und neubelebt, Thätigkeit, Leben und Uebereinstimmung in allen Theilen der Staatsverwaltung erhalten; er hat sich endlich in den Besitz einer Verehrung und eines Vertrauens zu den Eigenschaften seines Geistes und Herzens gesetzt, die ihm die Wahl seines Volks gänzlich sichern würde, wenn es sich unter allen Königen der Erde einen Beherrscher suchen sollte, und die die Herzen aller seiner Preußen und Brandenburger mit jenen Gesinnungen, Empfindungen und Wünschen, wahrer Verehrung, ungeheuchelter Freude und inniger Theilnehmung erfüllt, die allein der Feyer seines ersten Lebenstages Wahrheit, Würde und Werth geben können. Noch lange sey Friedrich Wilhelm der König und

erhalte

erhalte uns das Glück, gleich seinen ruhmgekrönten Ahnen, daß wir mit dieser Freude, mit diesem Stolz, mit dieser Zufriedenheit die beglükkenden Tage begehen können, die dem Thron des Vaterlandes solche Beherrscher gaben.

VI.

Ueber die Temperamente.

Eine philosophische Grille.

Was ist der Mensch, wenn er gebohren ist? Eine Form für Abgüsse der Natur. Der muß aber mit blinzelndem Auge in die Natur gesehn oder sein werthes Selbst für das Archetyp der Menschheit gehalten haben, der zuerst auf den schwachsinnigen Gedanken gekommen ist, daß von Natur alle Menschen gleich wären. So viel Individuen, so mancherlei Formen; alle ähnlich; keine der andern gleich.

Aber alles, was in und um uns ist, würkt auf einander. Wir empfinden, eh wir denken; aber wir denken, weil wir empfinden. Der Verstand hohlt Schäze aus den Magazinen der

Sinn-

Sinnlichkeit, destillirt aus Empfindungen Begriffe, und treibt ein Alchimistenspiel, wenn er an der transcendenten Welt Prätensionen macht. — Unser Empfindungssystem steht unter der Herrschaft des Geistes und der Materie, unter Eindrücken von außen und von innen. Die äußere Natur spielt auf den Saiten der Seele ein Forte oder Piano, bald ein Presto, bald ein Adagio. Die innere Natur dient zum Resonanzboden. Das Resultat beider ist die Eigenthümlichkeit der Stimmung des Augenblicks oder des Lebens.

Der Verstand als Kraft hat mit dem Empfindungssystem nichts zu thun; aber die Empfindung giebt ihm allein Aeusserungsmöglichkeit. Er kann nichts verarbeiten, als was sie ihm bringt. Noch mehr. Der Verstand ist oft ein Spielzeug der sinnlichen Natur. Hätte der große Newton an dem Tage, wo er das Attraktionssystem ersann, heftiges Zahnweh gehabt, so hätte er es vielleicht nie ersonnen; denn das Licht der Entdeckung ist ein eigensinniges Licht, es zeigt sich oft nur Einmal. Wäre der große

Alexan-

Alexander durch Stockung der Säfte im Unterleibe mit chronischen Kopfschmerzen geplagt gewesen; wer weiß, ob dann nicht Darius ruhig zu seinen Vätern versammlet worden wäre! — Macht uns nicht unsre Laune zu drei Viertel von dem, was wir sind? Wo hat der reine Verstand unumschränkt zu befehlen, außer dem Reiche der Mathematik? — Unser ganzes unmathematisches Denken gründet sich auf Wahrnehmung, und Wahrnehmung auf Empfindung.

Wären die Empfindungen aller Menschen gleich, so würden es auch ihre Wahrnehmungen seyn, folglich auch ihre Meinungen, folglich würde alles Disputiren wegfallen. Man disputirt, weil der eine eine Brille, der andere ein Hohlglas, der dritte gar ein gefärbtes Glas vor den Augen hat. Nicht zu vergessen die Narren, d. i. Leute, die außer jener gemeinen Verschiedenheit der Gläser die Lichtstrahlen von einem konischen oder cylindrischen Spiegel reflektirt empfangen und darum alles Gerade schief und alles Schiefe gerade sehen. Vernünftige Menschen

können

können nicht mit einander disputiren, sobald sie eins sind über ihre Wahrnehmungen und Empfindungen; denn die Schlüsse bilden sich in allen Köpfen, die nicht verrückt sind, mechanisch und gleichförmig.

Hat dies alles, wie es mir durch mein Glas vorkömmt, seine Richtigkeit, so ist das Temperament eines Menschen, mehr als man glaubt, der Schlüssel zu seiner ganzen, besonders aber seiner praktischen Vernunftäußerung. Die physische Empfindungsweise giebt der moralischen mehr als zu oft den Ton an. Und bei wie vielen Menschen wird nicht das Moralische vom Physischen weit überwogen! —

Aber was ist denn eigentlich das Temperament? Darüber liegen die Gelehrten von alten Zeiten her im Kriege. Die Alten redeten bloß von Mischung der Säfte; die Neuern gründen ihre Theorien auf die Natur der Nerven; und diesmal kömmt mir's vor, als ob die Neuern recht hätten. Aber wär' es nicht am richtigsten, beide Meinungen zu vereinigen? Die Nerven

allein

allein sind empfindlich; aber, um etwas zu empfinden, bedürfen sie nicht eines Reizes? Ist also nicht die Empfindung das Resultat zweier Kräfte, der reizenden und der empfindenden? Reizen nicht Salze anders als Feuer? Wird also nicht die Stimmung eines Menschen grösstentheils davon abhängen, ob die Säfte, die auf seine Nerven würken, scharf, brennend, öhlicht oder wässericht sind? — Soweit gut. Aber wenn wir von Temperamenten reden, so reden wir nicht von Krankheit. In einem gesunden Körper sind alle Säfte gesund; und gesunde Säfte sind weder brennend noch äzend, sondern in friedlicher Harmonie mit dem Ganzen. Das kleine Gallenbläschen ist vielleicht an manchem Kriege, an mancher Mordthat, an mancher giftigen Recension Schuld; aber woher kömmt es, wenn es seinen Saft so leicht ausprüzt? Von zu großer Empfindlichkeit der Nerven. Wer weiß, wie manche schöne Elegie wir stockenden scharfen Säften des Unterleibes verdanken? Aber wenn scharfe Säfte im Unterleibe stocken,

ist

ist der gesund? Wer weiß, ob sich in einem gesunden Körper nicht die Elegie in einen Rundgesang verwandelt hätte? — Uebrigens bitt' ich, dies nicht böslicher Weise so auszulegen, als ob ich alle Elegien aus dem Unterleibe herleitete. Der Ursachen sind mehr, als der Dinge. —

Das Nervensystem, das Klavier der Natur in belebten Körpern, ist der einzige Grund der Verschiedenheit der Temperamente. Alles hängt ab von dem Grade und der Art ihrer Empfindlichkeit.

Aber was wollen die Gelehrten damit sagen, wenn sie außer der Reizbarkeit, oder richtiger zu reden, Empfindlichkeit der Nerven noch die Stärke und Schwäche derselben in Anschlag bringen, um darnach die Temperamente zu klassifiziren? Soll schwach soviel als krank heissen, so gehört es nicht hieher; soll es aber zart andeuten, so liegt darin kein neuer Unterscheidungsgrund. Denn liegt nicht just in der größeren Zartheit der Nerven ihre größere Empfindlichkeit? —

Gott behüte mich übrigens vor allem gelehrten Wortwechsel. Weit entfernt, mit den berühmten Männern, die ganz verschiedne Theorien von den Temperamenten lehren, zu rechten, glaube ich vielmehr, daß Leute von ganz verschiedenem Temperament nie mit einander länger als eine Viertelstunde über irgend einen Saz disputiren solten, der sich nicht auf das Einmaleins oder die Natur der Triangel gründet. Meine Meinung soll eine erlaubte Gemüthsergözlichkeit seyn; nichts weiter. —

Wollt ihr wissen, wie viel es Temperamente giebt? Berechnet nur nach Süßmilchischen Tabellen die Zahl der im gegenwärtigen Augenblick lebenden Menschen! Das Klassifiziren ist ein elender Nothbehelf unsrer schwachen Natur; denn noch nie hat eine Klassifikation die Wahrheit erschöpft. Soll indeß klassifizirt seyn, so müssen die Arten der Temperamente bestimmt werden nach der Empfindlichkeit oder Reizbarkeit der Nerven, und da kämen gerade drei

Gattun-

Gattungen von Menschen heraus, die nicht länger als eine Viertelstunde mit einander disputiren müssen.

Die Klasse der Reizbaren theilt sich in zwei Unterklassen, die wieder als zwei Hauptgattungen angesehen werden können; so sehr ververschieden sind sie in Wesen und Aeußerung. Es ist sehr gewöhnlich nur solchen Menschen große Reizbarkeit beizulegen, die starke und tiefe Erschütterungen leiden. Das ist zu eingeschränkt. Wer sehr leicht, obgleich sehr flach, afficirt wird, ist auch reizbar.

Die leicht und flachreizbaren Menschen befinden sich, wenn sie gesund sind, auf dieser Erde ganz vortreflich. Die Eindrücke fliegen kaum so geschwind vorüber, als die Würkungen derselben auf ihr Nervensystem; aber minutenweis empfinden sie alles mögliche. Erschütterungen kennen sie nicht; aber sehr gern sind sie gekizelt. Ihr gewöhnlicher Zustand ist muntre Zufriedenheit, leichtes Hinhüpfen zwischen Freude und Schmerz. Ihre Traurigkeit nimmt sich drollig aus. Haben sie

Verstand

Verstand und Wiz, so sind sie die rechten Leute für die Conversationswelt; fehlt es ihnen an beiden, so wissen sie sich zu trösten. Ihre Ideen springen wie Eichhörnchen von einem Gegenstande auf den andern. Ihr Ansehen ist auch sehr oft possierlich. Verführt werden können sie leicht, nie daurend. Fühlen sie Gewissensbisse, so ist's sonderlich anzusehen, wie die Reue ihrem Herzen Langeweile macht. Sobald es der Wohlstand des Gewissens nur einigermaßen erlaubt, lachen sie wieder hoch auf. Von Freundschaft hat ihnen nie geträumt; aber gemeiniglich sind sie ganz menschenfreundlich. Verliebt werden sie leicht; aber lieben können sie nicht. Ihr Zorn ist ein glätschernder Springbrunnen, nie ein reissender Strom.

Ganz andre Nerven müssen die Menschen haben, die stark und tief empfinden. Gespannt für jede Berührung verlieren sie nicht die Würkung mit dem Eindruck. Die Schwingungen zittern hinab in die innigsten Tiefen ihrer Seele, scheinen nicht aufhören zu wollen, vermischen

mit den Würkungen neuer Eindrücke, und sezen das ganze Empfindungssystem in eine ununterbrochene Wallung, die nur durch die Ohnmacht der menschlichen Natur zur abwechselnden Ebbe und Flut wird. — Dies Temperament in seinem Extrem ist sehr selten; aber in geminderten Graden häufiger, besonders unter wärmern Himmelsstrichen, und durch Geistesfähigkeiten und Moralität äußerst verschieden modificirt. Es kann, wo es sich dem Extrem nähert, zur hohen Vortreflichkeit führen und zum lebenswierigen Unglück. Denn giebt's der guten Eindrücke so viel als der Bösen? Hier ist nicht die Rede vom Optimismus; ich meine nur: Wird nicht durch zu große Empfindlichkeit die Empfindungsmaschine geschwächt? Wird nicht der Kränkliche wund gedrückt von jeder Last, die der Gesunde kaum fühlt? — Stark und tiefempfindende Menschen sind wahre Erdenbälle in der Hand des Schicksals; sie fliegen von einem Rakett zum andern, ohne jemals in Ruhe zu kommen. Eine solche Organisation macht alles, was wir empfinden,

ganz unser. Jede Schönheit und Vollkommenheit, die ein solcher Mensch gewahr wird, klingt in seinem Innersten nach, macht sein Herz fröhlich, seinen Geist hell, seine Wange feurig, seinen Blick scharf und alle seine Züge lebendig. Jede Häßlichkeit und Unvollkommenheit thut ihm weh, macht ihn traurig, düster, verwirrt und mislaunisch. Alles in und außer ihm würkt stark auf sein ganzes Wesen, sein Geist auf sein Herz, sein Herz auf seinen Geist, die Natur auf beides. Doppelt ergreift ihn die Gewalt der Akkorde; doppelt duftet ihm jede Blume; doppelt lächelt ihm Himmel und Erde, wenn er glücklich ist. Ist er aber unglücklich, so liegt die ganze Natur vor ihm da wie eine Sandwüste. Vielleicht können nur in dieser Form Gedanke und Empfindung in das wunderbare Etwas zusammengerinnen, das, nach der Meinung der Kunstverständigen, den Dichter bildet. Aber wohlverstanden; nicht jeder, wer Beine hat, kann tanzen; nicht jeder, wer das Dichtertemperament hat, ist ein Dichter. Es kann auch

Dumm-

Dummheit bei diesem, wie bei jedem andern Temperamente statt finden; noch leichter Absurdität. Man sehe den hysterischen Verstand so mancher hysterischen Dame! — Alle moralischen Empfindungen treiben die schönsten Blütenknospen auf diesem Boden; denn alles, was Empfindung heißt, greift in einander, hebt, lenkt und modelt sich durch einander. — Die Liebe in ihrer petrarchischen Gestalt gehört diesem Temperament zu. Die Freundschaft — wenigstens in einer männlichen Seele. — Schlimm ist's, wenn die natürlich-schönen Schattirungen einer solchen Sinnesart entstellt werden durch Hypochondrie. Hypochondrie ist Krankheit. Ein hypochondrisches Temperament giebt es so wenig als ein Fiebertemperament. Aber gewisse Dispositionen kommen dieser Krankheit, wenn Lebensweise oder häusliche Angelegenheiten des Herzens sie herbeiführen, auf halbem Stege entgegen. Dann ist's Jammerphilosophie, was der Geist, dann ist's heillose Empfindung, was das Herz, sich selbst zur Last und andern zur Qual, abortirt.

Wer halb das flach- reizbare und halb das tief- reizbare Temperament besizt, der hat die beste Disposition zum Glücklichseyn. —

Das dritte Temperament wäre Reizlosigkeit. Will man dies das phlegmatische, das flach- reizbare das sanguinische, und das tief- reizbare das cholerische nennen, so kann man die alten Namen beibehalten. Ein melancholisches Temperament kann aber eben so wenig als ein hypochondrisches angenommen werden; denn kein gesunder Mensch ist aus körperlichen Ursachen melancholisch.

Phlegma und Trägheit sind durchaus nicht einerlei. Mancher, der einen Faulauf phlegmatisch nennt, ist von Temperamentswegen, ohne ein Faulauf zu seyn, ein grösserer Phlegmatiker. — Phlegmatiker sind zu Zeiten klug wie die Schlangen. Dann übertüncht die Klugheit das Temperament. Wer aber sehen kann, verwechselt darum nicht den Esel mit dem Treiber, der darauf sizt. — Erzphlegmatiker sind stumpfsinnig, gleichgültig gegen das Schöne, ohne

lebhafte

lebhafte Theilnehmung an irgend etwas außer ihrem dickhäutigen Selbst. — Gutherzigkeit ersezt zu Zeiten die Unempfindlichkeit dicker Nerven. Sonst sind die meisten Phlegmatiker kalt wie Eiszapfen; und just dies Eiszapfentemperament ist eine vortrefliche Grundlage zur Pfiffigkeit und Arglist. Jener schlaue, freundliche Schleicher, der so viel zu erzählen weiß, ist, troz seiner muntern, glatten Beredsamkeit, ein Phlegmatiker. Jener vierschrötige Tölpel, der ein und anderes Kunststückchen versteht und in's Fäustchen lacht, wo er berücken kann, ist in seinen Tücken ein Phlegmatiker. Uebrigens, wo es keine eigennützigen Absichten giebt, seht beide an, wie sie sich so ruhig recken und strecken und lächeln, unbekümmert, ob ihr lacht oder weint. — Rechtschaffne Phlegmatiker sind oft sehr respektabel. Zarte Gewissenhaftigkeit, pünktliche Moralität wohnen öfter in einem Körper, dem die Empfindung so leicht nichts anhaben kann. —

Ueberhaupt, wenn von Temperamenten die Rede ist, ist nicht die Rede von Verstand und

Mora-

Moralität. Die Tugend sitzt so wenig in den Nerven als die Klugheit. Ehrgeiz, Geiz, Argwohn, hat nichts zu thun mit dem Temperament. Hier sitzt der Knoten des Streits. — Ob übrigens nicht der verborgne Fond der Denkkraft und der Moralität von den Nerven abhängt, das ist eine andere Frage. Will dies jemand behaupten, so ist in seinen Augen die ganze Seele Temperament, und aller Streit fällt von selbst weg. — Noch einmal, ich will nicht disputiren.

Friedrich Bouterwek.

VII.

Bemerkungen über den Ackerbau, den Handel und die Manufakturen.

(Fortsetzung der im 5ten Stück des 5ten Bandes abgebrochenen Abhandlung.)

Von der Art und Weise, wie man ohne viele Kosten Häfen, Wege, Canäle und Bäche anlegen und ausbessern kann, und von den Vortheilen, welche hieraus für den Handel entspringen würden.

Der Vortheil, welchen der Staat aus einem eingeschränkten und in sich selbst verschlossenen Handel zieht, kann immer nur sehr mäßig seyn. Der amerikanische Krieg hat uns Vortheile verschaft, welche die im Kriege begriffenen Natio-

nen, sie mochten für oder wider dies Land streiten, nicht benutzen konnten. Unsere Neutralität diente uns dazu, daß wir unsere Produkte nach den, unter und mit den kriegführenden Mächten geschlossenen Conventionen und bestimmten, Gesetzen verkaufen und versenden konnten. Jedermann weiß, daß unser Handel unermeßliche Summen dadurch gewonnen hat. Wie viel würden unsere Kaufleute nicht gewonnen haben, wenn sie sichere und bequeme Häfen, wenn sie gute Wege, gute Bäche und Canäle zum Transport ihrer Handlungsbedürfnisse gehabt hätten? Jetzt da die Gesetze hierin gemildert sind, steht es den neutralen Nationen frey, den Handel zu treiben, welchen die im Kriege begriffenen Mächte nicht treiben können; daher darf die Nation sich den meisten Absatz versprechen, welche an Produkten den meisten Ueberfluß hat, und die meisten erlaubten Werke des Fleißes und der Kunst zu liefern im Stande ist; denn da der Handel unter den gegen einander kriegführenden Mächten gegenseitig aufhören muß; so machen

die

die neutralen Nationen den ganzen Handel mit den erlaubten Handlungsobjekten.

Ein Staat ist nur in dem Verhältniß reich, in welchem er viele Produkte versenden kann, ohne seine eigenen Bedürfnisse zu schmählern, und darin besteht eben das Vortrefliche des Handels, daß er uns große Vortheile gewährt, ohne uns selbst zu schwächen, oder nachtheilig zu werden; es kann daher nur so viel Geld ins Land kommen, als Kaufmannswaaren oder Produkte aus ihm versandt werden; je mehr also der Handel blüht, je mehr gewinnt die Nation, je glücklicher ist sie. Es fehlt uns nur, sage ich, an Wegen, an Bächen, an Canälen und an Häfen, um unsere Produkte mit einer gewissen Bequemlichkeit so wohl für den innern als äußern Handel transportiren zu können. Der Handel kann und wird nicht eher blühend bey uns werden, als bis ihm bey uns eben die Vortheile vergönnt werden, welche er bey andern Nationen genießt; je weniger Zwang man ihm anthun, je weniger Hindernisse man ihm entgegenstellen

wird;

wird; desto blühender wird er werden. Es kann in der ganzen Welt keine Nation behaupten, daß sie von der Vorsehung in einen solchen Stand gesetzt sey, daß sie alle andere entbehren könnte, und noch weniger kann sie dies zur Zeit des Krieges.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Erleichterung des Transportes unserer Produkte in die See für den Handel und für den König ein wichtiger Gegenstand werden könnte. Die Unterthanen des Königs würden bey ihrem Nutzen eben so thätig, eben so wachsam werden, als die andern Nationen, welche von den Bequemlichkeiten des Transports in aller Absicht begünstigt sind, wenn sie mit diesen gleiche Vortheile genössen.

Wir besitzen mehr Produkte als wir mit Nutzen absetzen können; da wir sie aber nicht bis an die See transportiren können; so bleiben wir des Absatzes beraubt. Wenn wir sie auch verkaufen wollen; so müssen wir sie, wegen

der

der vielen Kosten, zu hohen Preisen ansetzen; und dies ist die einzige Ursach, warum wir sie nicht los werden, und warum die Ausländer sich von anderswo versorgen.

Die Ursachen, welche bey uns die Industrie ersticken, und welche unsern Handel in eine fast tödtende Kraftlosigkeit werfen, entspringen alle aus dem Mangel an Kommunikation, daß wir unsere Produkte nicht bis zur See und durch das ganze Königreich transportiren können.

Von den Auflagen und von den Bewegungsgründen, welche Se. Königl. Majestät dahin disponiren könnten, sie, zum Besten der dürftigern Menschenklasse bey den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens zu mindern.

Die geringen Abgaben, welche die Weisheit des Monarchen auf die auszuführenden Waaren gelegt hat, können auf keine Weise die Cirkulation hemmen.

hemmen. Die Staatsklugheit fordert, daß man hohe Abgaben von solchen Waaren nehme und sie wohl gar verbiete, welche entweder der eigenen Consumtion oder anderer bewegenden Ursachen halber im Lande bleiben, oder welche nicht herein kommen sollen; sie fordert aber gleichfalls, daß die Versendung solcher Waaren, deren Export die innere Consumtion nicht beeinträchtiget, erleichtert, und daß auf die Einfuhr solcher Waaren, deren Hereinbringung willkührlich bleibt, eine verhältnißmäßige Auflage gelegt werde. Aber die Weisheit des Monarchen fordert es, daß er die Abgaben von den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens und von den Landesprodukten so sehr als möglich vermindere. Z. B. die Auflagen auf das Mehl, aufs Bier, auf den Kornbrandtwein, auf das Fleisch, auf die Früchte und das Brennholz. Der Staat gewinnt immer dabey, weil diese Arten der Consumtion nie aufhören und weil sie der dürftigsten Klasse zum Besten gereichen. Wenn der Impost auf die Getreidearten und auf die ersten Bedürfnisse

gemin-

gemindert wird; so lebt das Volk schon besser und fühlt sich glücklicher. Was die Gegenstände des Luxus und der Delikatesse anbetrift; so ist es weise, sie mit höhern Auflagen zu belegen, indem sie nur von wohlhabenden und reichen Leuten gebraucht werden. Dieser weise Grundsaz verschaft der dürftigsten Menschenklasse Erleichterung, indem er den größten Theil der Gefälle von den Reichen nimmt. Der hohe Impost ist willkührlich, er fällt nur denen Personen zur Last, welche sich mit den Produkten unsers Landes nicht begnügen. Da man in der Berechnung der Staatseinkünfte die Willkühr der Reichen nicht mit in Anschlag bringen kann, die Bedürfnisse aber berechnet werden können, ohne welche keiner leben kann; so scheint es, als wenn die Einkünfte einen Ausfall leiden könnten, wenn man die Abgaben von den nothwendigsten Bedürfnissen minderte und dagegen höhern Impost auf entbehrliche Dinge, auf Delikatessen und dergleichen legte. Denn wenn nun die Reichern aufhörten, ihren Gaumen mit Delikatessen zu

kitzeln

kitzeln und im Luxus überhaupt ihr Geld zu verschwenden; so ersetzte der erhöhete Impost nicht den Verlust des verminderten. Aber dies scheint auch nur so; es ist aber, wie wir gleich sehen werden, vollkommen einleuchtend, daß die Einkünfte des Staats um so mehr steigen, je weniger die physischen Bedürfnisse mit Auflagen beschweret sind.

Die Handwerker haben nur bloß das allernothwendigste; ihr Verdienst reicht kaum hin, die nöthigsten Nahrungsmittel zu bezahlen; der Arme kann nicht das geringste verzehren, wovon er nicht, so wenig er auch erwerben mag, einen Theil der auferlegten Gefälle bezahlen muß, und dieser Theil, so mäßig er auch immer ist, scheint dennoch viel zu drückend zu seyn, wenn man ihn mit seinem geringen Verdienst vergleicht. Wer bedarf mehr des Unterhalts, als der Arbeiter, der vom Anbruch des Tages bis zur sinkenden Nacht arbeiten muß? Er muß bei einer sauren Arbeit seine besten Kräfte aufopfern und verschwenden, und ihm nimmt man die Mittel, sie wieder ersetzen

zu können! Ein Arbeiter, dem seine Arme seine einzige Zuflucht sind, kann seine Arbeit nicht vermindern, ohne daß sein Lebensunterhalt dabey leidet. Wenn es ihm an Arbeit fehlt, wenn er nichts verdient; so muß er nothwendig leiden, oder er muß sich in Schulden stecken um in der Zeit leben zu können, wo er nichts verdienen kann, und hierdurch verzehrt er zum voraus die Früchte seiner zukünftigen Arbeit.

Der Großmuth des Königs, seiner Vaterliebe gegen seine Unterthanen, der Minister, welche den Rath des besten Königs bilden, deren Pflicht ist es, mit der Wage der Billigkeit abzuwägen, widmen wir ehrfurchtsvoll folgende Frage:

Was für den Souverain am vortheilhaftesten ist, entweder die Auflagen, welche auf den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens haften, zu mindern, und dadurch die ärmern seiner Unterthanen in den Stand zu setzen, daß sie sich, wenigstens mit einiger Bequemlichkeit, nähren und kleiden können, oder ob es wohl segensvoller

für

für ihn seyn dürfte, die Sachen so zu lassen wie sie sind, und eine Menge von getreuen Unterthanen in Dürftigkeit und Elend auf immer schmachten zu lassen? — Die Menschlichkeit bewegt uns zu glauben, daß ein solches Gemählde den Staat zu sehr interessiren muß, als daß er dabey nicht gerührt werden sollte. Indessen müssen wir noch sagen, daß wir, in Vergleichung mit andern Nationen, noch immer auf den niedrigsten Ton gestimmt sind. Es giebt Länder, wo der Impost ganz unmäßig ist. In England, in Holland, in Frankreich, muß man von allem und jedem Abgaben entrichten. Die Engländer, welche einen so sehr ausgebreiteten Handel treiben, sind schon so weit gekommen, daß man fast die Luft, welche man athmet, bey ihnen verzollen muß. So weit ist es nyn, Gottlob! mit uns nicht gekommen. Es ist bekannt, daß der König bey seiner Thronbesteigung, von natürlicher Güte und von seiner Vaterhuld gegen seine Unterthanen angetrieben, erklärte: Er wolle sein Volk glücklich wissen; Worte, die immer

denk-

denkwürdig bleiben, die noch in den kommenden Jahrhunderten die Herzen der Menschen rühren werden. Ein König, der gegen sein Volk ein Menschenfreund ist! Gott, welch ein Geschenk ist er! Die Gegenstände, welche die Gnade des Monarchen im Zoll- und Accisetarif mäßigen hieß, schilderten seine wohlthätige Seele nur allzuwohl: und wenn er jetzt gezwungen ist, einige Gefälle von den Gegenständen der Consumtion wieder zu erhöhen; so muß man dies dem ungescheut fortgesetzten Schleichhandel zuschreiben. Dieser ist es, der die Balance der Revenüen zerstöhrt; er ist es, der diese Ausfälle der Staatseinkünfte verursacht; er ist es, der den redlichen Bürgern des Staats die Mittel zur Unterhaltung des Lebens raubt; er ist es endlich, der den Handel kümmerlich macht, der unsere Fabriken zerstöhrt, und unsere Handwerker allmählig zu Grunde richtet.

Inzwischen glauben wir dennoch bemerken zu müssen, daß die Auflagen auf die Nahrungsmittel

zwischen

zwischen dem Reichen und Armen kein Verhältniß oder Gleichgewicht beobachten. Je mehr der Staat die nothwendigen Bedürfnisse mit Abgaben belegt; je weniger ist der Arme im Stande, sich seinen Unterhalt zu verschaffen; je mehr man ihm die Mittel raubt, sich die dringendsten und unentbehrlichsten Dinge verschaffen zu können, je mehr leidet darunter der Handel. Es giebt ein Mittel den Armen Erleichterung zu verschaffen, wenn man diese Auflagen mildert, und sie in ein natürlicheres, den Kräften des Armen und dem Glück des Reichen angemessenes Verhältniß setzte; nemlich man müßte diese Gefälle auf andere Gegenstände nach einer proportionellen Progression legen, um den Ertrag der Hälfte der Gefälle zu decken und wieder herauszubringen, welche man bey dem Mehl, bey dem Brodte, bey dem Fleisch, bey dem Bier, bey dem Kornbrandtwein, bey dem Gemüse und bey dem Brennholz erlassen würde. Es ist ausgemacht, daß das Volk um so glücklicher seyn, daß man dem Verhältniß zwischen dem Reichen und Armen

um

um so näher kommen und ein gewisses Gleichgewicht unter ihnen herstellen muß, je weniger die physischen Bedürfnisse mit Auflagen belegt werden. Wenn der Impost auf die Consumtion zu sehr erschöpft wird; so hebt er alles Gleichgewicht und alles Verhältniß auf. Wenn ein Handwerksmann zu seinem Unterhalt ein Pfund Fleisch kauft; so muß er es eben so theuer bezahlen, als ein Reicher. Eine arme Frau im Kindbette, ihr kranker Mann, und ihre drey oder vier noch unerwachsene Kinder; diese fünf oder sechs Personen wollen doch leben, sie wollen essen und trinken und die nothdürftigste Feuerung haben ꝛc., obgleich Vater und Mutter außer Stande sind, ihren Lebensunterhalt zu verdienen; müssen nicht diese armen bedauernswürdigen Leute alles, was sie gebrauchen, eben so theuer bezahlen, als wenn ein Reicher es kaufte? Und doch ist zwischen dem Armen und dem Reichen das Verhältniß ungleicher, als zwischen Eins und Tausend. Der Handwerker oder der Arbeitsmann bezahlt nicht nur verhältnißmäßig,

sondern

sondern er bezahlt auch in der That mehr als ein Reicher und Vornehmer, weil er von den gemeinen Bedürfnissen weit mehr als jener gebraucht. Je höher daher der Impost von den gewöhnlichen Nahrungsmitteln und Bedürfnissen steigt, je mehr schneidet man ihm die Mittel ab, für seinen Unterhalt sorgen und sich die nöthigsten Bedürfnisse anschaffen und erwerben zu können.

Die Regierung sollte unstreitig ihre größte Sorgfalt auf das Schicksal des Volks gerichtet seyn lassen; eine so erleuchtete Regierung als die unsrige fühlt mehr als irgend jemand die Nothwendigkeit, das Volk zu beschirmen und dafür zu sorgen, daß sein Schicksal nicht so beschwerlich, nicht unglücksvoll und traurig bleibe. Wenn sie auf die eine Seite der Wageschale das Unvermögen der Handwerker und der Armen, einen ihre Kräfte übersteigenden Impost bezahlen zu können, wenn sie auf die andere Seite das Glück der Reichen legt; so wird der König bald sehen, nach welcher Seite das Uebergewicht sich neigt.

zeigt. O dies ist nur ein kleiner Rahmen, aber er umfaßt ein sehr großes Gemählde! —

Die erhabene überall hervorleuchtende Weisheit unserer Regierung wird gütig genug seyn, ihre Stimme bis zu dem Könige zu erheben, das traurige Loos der Armen und Handwerker seinem gefühlvollen Herzen zu schildern und ihn anzuflehen, daß er diese begnadige und die Gefälle vom Mehl, vom Brodt, vom Fleisch, vom Bier, vom Kornbrandtwein, vom Gemüse und vom Brennholz mildere. Und Seine Majestät, die stets für Menschenwohl sorgsam sind, die alle ihre Augenblicke dazu anwenden, ihr Volk zu beglücken, Sie werden huldreichst eine Gnade bewilligen, wodurch alle Unterthanen des ganzen Königreichs glücklich werden; denn dies war stets Ihre Absicht und Ihr einziger Wunsch!

Es ist wahr, der Impost auf die Consumtibilien ist die Basis oder die Grundlage des größten Theils der nöthigen Einkünfte, wovon der König die Stärke, die Größe, die Macht des Staats und die Ehre des Throns erhalten muß;

noch

noch mehr, es ist ebenfalls wahr, daß es phy-
sisch und moralisch unmöglich ist, die Auflagen
unter der Klasse der Reichen und der Armen mit
eben so vieler Gerechtigkeit als Billigkeit zu ver-
theilen; weil es zu schwer ist, das Vermögen
eines jeden ausmitteln, bestimmen und festsetzen
zu können, und weil es durchaus unthunlich ist,
von einem und demselben Gegenstande verschie-
dene d. i. hohe und auch niedrige Abgaben zu neh-
men, nachdem es die Vermögensumstände des
einen oder des andern heischen; und weil es end-
lich unmöglich ist, zu bestimmen, ob die zu ver-
kaufenden Produkte von Reichen oder von Ar-
men werden gekauft werden. Eine dem Ge-
winnst des Handwerkers angemessene Abgabe,
muß nothwendig den Handel blühender machen;
je blühender aber der Handel wird, je stärker
wird die Consumtion, desto besser bestehen die
Fabriken. Je weniger die Handwerker in der
Consumtion genirt werden, desto besser und leich-
ter können sie ihren dringendsten Bedürfnissen
abhelfen; hierdurch aber wird der Ackerbau mit

der

der Handlung zugleich in Aufnahme gebracht, und aus dieser Begünstigung erwachsen Vortheile, durch deren Würkung der Staat reicher und jeder Unterthan glücklicher wird.

Um aber einen Ausweg zu finden, auf welchem der dürftigern Klasse Erleichterung verschaft werden kann, glauben wir unsere Ideen so auseinandersetzen zu dürfen, wie wir sie für das würksamste Mittel halten, jenen Zweck zu erreichen, ohne die Einkünfte des Staats zu schmählern.

Da der Reiche eben so wohl als der Arme bey der Verminderung der Abgaben von den gemeinen Consumtionen, welche die Gnade und die Gerechtigkeit des Königs zum Besten seines Volks bewilligen wird, profitirt; so darf er zu diesem durch die Minderung jener Gefälle gemachten Profit nur sehr wenig zulegen, um jene Gegenstände zu versteuern, welche man in der Zukunft in dem Accise- und Zolltarif höher anzusetzen für gut und billig finden wird; denn das richtigste, weiseste und billigste Gesetz der Natur

fodert, daß man von dem Armen weniger Abgaben fodere als von dem Reichen. Dies ist nach unserm Bedünken das einzige Mittel, welches man anwenden kann, ohne den Armen und Arbeitsleuten die geheiligte Portion ihres Unterhalts zu schmählern; es ist das einzige, welches uns gesetzmäßig scheint, um endlich eine wahre Richtschnur des Verhältnisses zwischen dem Reichen und dem Armen aufzufinden und anzunehmen; es ist das einzige, welches das größte, das drückendste Uebel hindern und entfernen kann; es ist endlich das einzige, welches den tödtlichen Stoß, der dem Kreislauf des alles belebenden Handels zu drohen scheint, abzuwenden vermag. Der arme Tagelöhner und Handwerker verdient kaum so viel, daß er seine physischen Bedürfnisse befriedigen kann; und wie viel giebt es nicht, die in den nahrlosen Jahreszeiten, oder weil es überhaupt an Arbeit fehlt, gar nichts verdienen können? Scheint es nicht wider die Rechte der Natur und der Menschheit zu seyn, wenn diese doch einen Impost bezahlen sollen, der ihre

Kräfte

Kräfte so sehr übersteigt? Kein redlicher Bürger kann diese Wahrheit leugnen; kein redlicher Bürger wird unsere Ideen tadeln; kein redlicher Bürger wird seine Hülfe dem Unglücklichen verweigern, der sein Bruder, der so wie er ein Mensch ist.

Unsere den Augen der Welt hier vorgelegten Ideen werden ohne Zweifel bestritten werden; aber sollten sie das Glück haben, daß alle redliche Bürger sie billigten; so würde ihr Andenken der Nachwelt kostbar werden.

Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, zu glauben, daß meine Meinung keiner Partheylichkeit verdächtig seyn kann; weil ihr einziger Zweck nur dahin geht, dem Handel und der Industrie eine unerschütterliche Stärke, den Armen und den Handarbeitern ein milderes, ein angenehmeres Loos, und dem Staate die süßeste Glückseeligkeit zu verschaffen, welche er so gern unter Reichen und Armen verbreitet sehen möchte.

Es ist unleugbar, daß, je mehr der Impost auf die eßbaren Produkte gemindert wird, der

Acker-

Ackerbau und der Handel um so blühender werden muß; denn alsdann verkauft der Ackersmann seine Produkte und der Manufakturist und Künstler seine Fabrikate wohlfeiler und leichter; dann herrscht Wohlseyn, dann wächst der Reichthum, dann ist der Reiche und der Handelsmann glücklich, dann fühlen die Armen Erleichterung ihres Kummers und ihrer Sorgen. Mich deucht, ich sehe schon den Staat die schönen Früchte davon einerndten, Zufriedenheit für alle seine Bürger, und unsterblichen Ruhm und dauernde Glückseligkeit für den besten mildesten König!

Wir wollen nun alle Gegenstände durchgehen, die uns im Tarif einer Erhöhung fähig scheinen; der Impost darauf soll stets den Vermögensumständen derjenigen, welche sie verzehren oder gebrauchen, angemessen bleiben; er soll den Reichen nicht drückend werden, er soll die Staatseinkünfte gegen Ausfälle sichern und der ärmern Klasse Erleichterung gewähren. Seine Ideen darf man dreist der Welt vor Augen

legen

legen, wenn ſie weder die Majeſtät, noch den Staat oder deſſen Einkünfte angreifen, ſondern bloß das Wohl der Menſchheit zur Abſicht haben.

Von allem, was über die phyſiſchen Bedürfniſſe iſt, was dieſe nicht ſchlechterdings erfordern, kann hoch angeſetzt werden; von allen Gegenſtänden des Luxus, des Vergnügens, der Delikateſſe, welche nur von reichen wohlhabenden Leuten gekauft werden; von allem, was nur den Gaumen kitzelt, was nur die Begierde befriedigt, von allem dieſen bezahlt man die Gefälle ohne Widerſtreben und ohne Murren; alle Gegenſtände der bloßen Caprice, und ſolche die nur von zufälligem Nutzen ſind, können nie zu hoch angeſetzt werden; dies fodert die Politik und der Vortheil des Handels.

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man erhöhen könnte, um die Ausfälle zu decken, welche durch Verringerung des Imposts des Mehls, des Brodts, des Biers, des Fleisches, des Kornbrandtweins, des Gemüses und des Brennholzes entstehen würden.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation des Tarifs.			Neue Fixation der Gefälle welche man künftig bezahlen könnte.		
		rl.	gr.	pf.	rl.	gr.	pf.
A.							
Abrikosen, große und kleine	Thaler	—	1	—	—	2	6
" " einzelne " "	Metze	—	—	2	—	—	6
Affen " " "	Stück	—	1	—	—	8	—
Apfelsinen " " "	dito	—	—	1	—	—	3
Arrac " " " "	Quart	—	10	—	—	12	—
Auerhahnen oder Hennen	Stück	—	1	6	—	2	—
Austern von allen Sorten	Hundert	—	8	—	—	12	—
B.							
Backtröge (fremde) "	Stück	—	—	6	—	1	6
Bärenhäute oder Felle "	Thaler	—	1	—	—	2	6
Bassons (einländische)	dito	—	1	6	—	1	6
dito fremde "	dito	—	1	6	—	4	—
Bäume, Orange- und Taxbäume " " "	Thaler	—	1	—	—	2	6
Baumöhl, italienischer, weißer und grüner " "	Centner	1	12	—	1	12	—
dito Provence und andere feine Speiseöhle "	dito	1	12	—	3	—	—
Bergamottenessenz " "	Unze	—	—	9	—	1	6
Blumen und Sträuße, von Federn, Seide, Wachs ꝛc.	Thaler	—	1	6	—	4	—
Böhmische Steine, unächte und uneingefaßte "	dito	—	1	6	—	4	—
dito eingefaßte " "	dito	—	2	—	—	6	—
Böttcherarbeit (fremde) an Zobern, Thienen und drgl.	dito	—	1	3	—	2	6
Brachhühner oder Vögel	Stück	—	—	3	—	1	—
Brandtwein, rheinischer, pohlnisch., danzig., franz. und andere abgezogene kostbare Liqueurs " "	Quart	—	10	—	—	12	—

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man erhöhen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation ꝛc.			Neue Fixation der Gefälle ꝛc.		
		rl.	gr.	pf.	rl.	gr.	pf.
Brenngläser	Thaler	—	—	2	—	1	—
Brunnenwasser, Eger und und Pyrmonter	dito	—	1	6	—	2	6
NB. 100 Kruken zu 20 rl. gerechnet							
dito mineralische	Kruke	—	1	—	—	2	—
Bücklinge	Thaler	—	2	—	—	2	—
Speckbücklinge	dito	—	6	—	—	6	—
Butter (fremde) Böhmische, Sächsische, Meklenburgische, Hollsteinische, Holländische, alle übrige wie auch fremde Schmelzbutter	Pfund	—	—	3	—	—	4
Buchsbaum oder Palmholz	Centner	—	3		—	8	—
C.							
Cabliau, über Stettin kommend	Thaler	—	—	3	—	2	—
— über Hamburg	dito	—	6	—	—	8	—
eingesalzener	dito	—	1	—	—	4	—
Cacao	Pfund	—	2	—	—	3	—
Caffeebohnen an ordinairer Accise	dito	—	—	—	—	—	—
Banco Impost	dito	—	—	2	—	—	4
Caninchen	Stück	—	—	3	—	1	—
Capaunen (fremde) von Hamburg und andere	dito	—	6	—	—	8	—
Capern, Cappares	Centner	2	—	—	3	12	—
Cardanum, großer und kleiner	Pfund	—	6	—	—	—	—
Carmeliterwasser Eau des Carmes	Quart	—	2	—	—	—	—
Carpen	Centner	—	3	—	—	18	4
Castanien, große und kleine	dito	—	18	—	1	12	8
Caviar, eingemachter Fischrögen aus Rußland, eine Delikatesse	Thaler	—	6	—	—	8	—
Cedernholz	Centner	—	3	—	—	18	4

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man bezahlen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation ꝛc. rl.	gr.	pf.	Neue Fixation der Gefälle ꝛc. rl.	ar.	pf.
Champignons, trockene	die Metze	—	—	3	—	—	6
— frische	Thaler	—	1	—	—	2	—
— dito	Metze	—	—	1	—	—	4
dito eingemachte	Thaler	—	1	6	—	3	—
Chatonilien (fremde) mit Eisenblech und Messing beschlagen	Thaler	—	2	6	—	6	—
dito mit Silber beschlagen	dito	—	2	—	—	4	—
Chocolade	Pfund	—	4	—	—	6	—
Citronat, trockener	Centner	1	12	—	2	7	—
Citronenschaalen	dito	—	18	—	1	12	8
Clavier, oder Clavecins und Flügel	Thaler	—	1	6	—	4	—
Coffer (fremde) mit Eisen beschlagen	Thaler	—	4	6	—	8	—
dito mit Fellen oder Leder	Stück	—	12	—	—	16	—
Comoden (fremde)	Thaler	—	2	—	—	4	—
Comödianten wenn sie agiren	täglich	1	—	—	1	12	—
Confekt oder Confitüren	Thaler	—	1	6	—	3	—
Corduan, Saffian (fremder)	Stück	—	16	—	—	16	—
Corinthen od. kleine Rosinen	Centner	—	12	—	—	18	8
Corallen, weiße und rothe	Pfund	—	—	8	—	1	—
Crametsvögel	d. Mandel	—	—	9	—	2	6
Cranich	Stück	—	1	—	—	2	—
D.							
Dorsch (Seefisch)	Thaler	—	6	—	—	6	—
— eingesalzener	Tonne	—	4	—	—	—	—
Devisen, französische	Thaler	—	1	6	—	4	—
E.							
Ebenholz	Centner	—	7	—	—	12	—
Echarpe (fremde)	Thaler	—	2	—	—	4	—
Edelgesteine oder Juwelen	dito	—	1	6	—	3	—
Eichhorn, Eichkätzlein	Stück	—	—	3	—	2	—
Eisen und Stahl fremde Waaren, nicht solche die in Neustadt-Eberswalde zu bekommen sind.	Thaler	—	4	—	—	6	—

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man bezahlen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation ꝛc.			Neue Fixation der Gefälle ꝛc.		
		rl.	gr.	pf.	rl.	gr.	pf.
Enten, wilde	Stück	—	—	3	—	—	6
— türkische	dito	—	—	6	—	1	—
— zahme	dito	—	—	1	—	—	4
Erdschocken	Mandel	—	—	3	—	1	—
Etuis von Prinzmetall	Thaler	—	1	6	—	3	—
— von Chagrin und Silber, worin allerley Silberbestecke	dito	—	2	—	—	4	—
— von massivem Gold und Silber	dito	—	4	—	—	8	—
F.							
Fasan	Stück	—	2	—	—	3	—
Federposen, einländische gemeine	100 Stück	—	—	6	—	2	—
Feigen, trockene, Caricae	Pfund	—	—	1	—	1	—
Felle und Pelzwerke für die Kirschner, als Bären- Wolfs- Otter- Fuchs- Marder- Illings- Neritzer, wilde Katzenfelle, alle Rauchwerke, Grauwerke, Moskowitische Lammfelle, Hamster- Hasen- und Lämmchenfutter	Thaler	—	1	—	—	2	—
— Zobel- Hermelin- Tyger- und Luchsfelle	dito	—	1	6	—	3	—
Fingerhüte (fremde) und Fingerringe, silberne und eiserne	Thaler	—	4	—	—	6	—
Fische (fremde) frische Seefische	Thaler	—	6	—	—	8	—
— fremde, geräucherte, trockene und eingesalzne delicate Seefische	dito	—	4	—	—	6	—
alle einländische frische und eingesalzene gemeine Fische	dito	—	1	—	—	2	—

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man bezahlen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation ꝛc. rl.	gr.	pf.	Neue Fixation der Gefälle ꝛc. rl.	gr.	pf.
Fische (fremde) Süßwasser-Fische, ordinaire	Thaler	—	1	6	—	2	—
Fleisch (fremdes) frisches und geräuchertes	Pfund	—	—	4	—	6	—
gepökeltes und eingesalzenes	dito	—	—	3	—	—	—
Braten von zahmen Schlachtvieh, als Kälber- Hammel- und Lammbraten	dito	—	—	3	—	—	4
Flinten, vide Gewehr							
Läufe, Schäfte, auch Steine	Thaler	—	1	6	—	3	—
Flöten (fremde) zur Musik	dito	—	1	6	—	4	—
Flügel, musikalisches Instrument	dito	—	1	6	—	4	—
Flußsteine und Compositions	dito	—	1	6	—	4	—
Forellen, gemeine	Stück	—	—	3	—	—	4
Frösche	Schock	—	—	2	—	—	4
Früchte, gemachte von Wachs	Thaler	—	1	6	—	2	—
— französische	Pfund	—	1	—	—	4	—
G.							
Gewehre (fremde) Büchsen, Flinten, Pistolen und Silber, Messing, oder sonst ausgelegt	Thaler	—	2	—	—	6	—
dito ganz schlecht	dito	—	1	6	—	3	—
Glas, Brenngläser, Perspektive, Ferngläser, Vergrößerungsgläser, mit dergleichen nach der Optik künstlich geschliffene Gläser, item gläserne Coralien, Verziergläser	Thaler	—	2	—	—	4	—
fremde Schmelzglaswaaren, Korallen, Granaten	Pfund	—	16	—	1	—	—

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man bezahlen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation ꝛc.			Neue Fixation der Gefälle ꝛc.		
		rl.	gr.	pf.	rl.	gr.	pf.
Goldene und silberne fertige fremde massive und Galanteriewaaren; als Uhrketten, Tabatieren, Schwamm und Balsambüchsen, Etuis ꝛc.	Thaler	—	4	—	—	8	—
alle übrige Galanterien, so nicht ganz massiv Gold und Silber, sondern zum Theil aus Stahl, Eisen und andern Metall bestehen, oder woran stählerne und prinzmetallene Haken	Thaler	—	2	—	—	4	—
Gurken (fremde) frische und eingemachte	——	—	1	6	—	4	—
H.							
Heringe, Holländische	Tonne						
— neue von 9 bis 12 Stück	Fäßchen	—	—	6	—	2	—
dito von mehr Stück bis $\frac{1}{3}$ Tonne	Fäßchen	—	1	—	—	4	—
Hambutten	Pfund	—	—	1	—	—	4
Hasen	Stück	—	1	6	—	2	—
Haselhühner	dito	—	—	4	—	1	—
Hautbois (fremde)	Thaler	—	1	6	—	4	—
Hechte, frische	Faß	—	8	—	—	8	—
dito trockene nicht in Fässern	Thaler	—	1	—	—	2	—
dito eingesalzene und eingepökelte	Tonne	—	6	—	—	8	—
Hirsche, vid. Wildprett							
Huhn, zahmes	Stück	—	1	—	—	—	4

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII.

Neue Erfindung.

Beschreibung einer neuerfundenen und sehr bequemen optischen Glasschleif-Maschine.

a. Ein bleiern Gewicht von 6 Pfund Schlesisch.

b. Ein messingnes Blech zur Festhaltung des Glases, damit es nicht über's Centrum der Schaale kommen kann, wozu die Schraube c. Fig. II. zum Stellen dienet.

d. Ein Stift, welcher in das Loch e des Bügels f. Fig. III. gesteckt wird, um das Gewicht Fig. I. nebst dem Glase auf der Schaale □ vermittelst des Bügels f. Fig. III. hin und her ziehen zu können, damit das Glas o die Schaale auf allen Punkten berühre, wodurch die Accuratesse derselben erhalten wird. Auch befindet sich auf dem Bügel ein Schieber mit einer Schraube g. welcher

dazu

dazu dienet, das Glas auf einem beliebigen Puncte der Schaale während des Drehens zu erhalten, um in der Zwischenzeit Sand auf die Schaale zu bringen.

h. Fig. II. Ein Loch, wodurch der stählerne Stift i. Fig. I. gesteckt wird, und zur Haltung des Glases dient.

k. Ein messingnes rundes Blechgen, in dessen Mitte ein Loch bis zur halben Dicke gebohret ist, und welches auf das zu schleifende Glas gekittet und von dem Stifte i. gehalten wird.

(Das Gewicht a. befördert den Druck aufs Glas, welchen sonst wie gewöhnlich eine Hand prästiren muß, und aus dieser Verrichtung eine große Bequemlichkeit erhellet, da das Gewicht bis zu der Schaale von 1 Zoll Radio noch gebraucht werden kann.)

l. Die Spindel worauf die Schaalen geschraubt werden, so wie in der Schraube derselben ein kleiner Loch m. befindlich, um Schaalen bis zur kleinsten Section einschrauben, und worauf alle gefoderte Microscopgläser verfertiget werden können.

n. Das

n. Das Getriebe von 8 Zähnen.

o. Ein eisern Klötzgen, welches in den Schlitz p. mit seinen Absätzen zum Aufsitzen passet, in welchem die Schraube q. befindlich, um die Spinde mit solcher in die Höhe zu schrauben.

r. Eine Schraube um das Klötzchen in seinem Schlitz p. festschrauben zu können.

s. Fig. IV. Als die messingne Spindelpfanne mit ihren Schlitzen t. t. welche dazu dienen, die Spindel senkrecht richten und vermöge der Schrauben u. u. an die beiden Pfosten befestigen zu können.

v. Das Kammrad bestehend aus 40 Zähnen, welches aus einem eisernen Reif bestehet, worin eine hölzerne Scheibe, in welcher die Zähne (so von hartem Horn) eingeleimet werden.

(Daß solche von Horn zu machen, geschieht deshalb, um das Geräusch, welches sonst bei eisernen Zähnen entstehet, zu mindern. Die Erfahrung hat mich durch täglichen Gebrauch gelehret, daß solche kürztens zwey Jahre dauern.

w. Die Pfannbeckel zur Festhaltung der Welle x.

y. Eine Vorrichtung zur Festhaltung der ganzen Maschine auf dem Gestelle, vermittelst des Keils z.

&. Der kupferne Sandbehälter, welcher in der Mitte bey der Spindel eine Erhöhung hat, damit der Sand nicht in dieselbe laufen kann.

1. 1. Zwey Ohren, welche dazu dienen, den Behälter bequem in die Schlitze t. t. vermöge zweyer Keile zu befestigen, wodurch solcher auch bald herunter genommen, und vom Sande gereiniget werden kann.

Fig. V. Zeiget den Schlitz p. im Untertheile der Maschine.

Fig. VI. Zeiget eine Vorrichtung um alle Gläser zu runden, solche wird an die Maschine durch zwey Schrauben, wozu die punctirten Löcher 2. 2. dienen, auf der hintern Seite befestiget. Sie bestehet aus einem Triebe von 8 Zähnen, nebst dem beygezeichneten Zubehör, wonächst noch der aufzuschraubende Kittstock 3. nebst dem Glase 4. zu ersehen.

NB. Ver-

NB. Bekanntermaßen werden die Gläser in einem kupfernen Kord gerundet.

Auch ist zu bemerken, daß um das Rauschen zu vermeiden, der Sandbehelfer mit einem hölzernen Reif versehen werden kann. So wie schließlich das Gefäß des Arbeiters beynahe so hoch wie die Füße des Gestelles seyn muß, um bequem drehen zu können, und muß dasselbe gerade vor die Kurbel gestellt werden.

Breslau den 1. April 1789.

Klingert.
Mechanikus.

Digitized by Google

Digitized by Google

Berlinisches Journal für Aufklärung.

Herausgegeben von G. N. Fischer und A. Riem.

Vierten Bandes zweites Stück.

August 1789.

I.

Rhapsodie dem Andenken Friedrichs gewidmet.

Er ist gefallen, der Könige gröster;
Klag' Ihn mein Lied!
Klagt den Gefallnen, ihr Männer Europens!
Klag' Ihn sein Volk!

Er war der Vater der Seinen,
Nicht ihr Gebieter allein.
Sanft hat Sein Stab sie geweidet,
Mächtig Sein Schwerdt sie geschützt.

Beyspiel war Er und Muster den Völkerbeherrschern.
Von Seiner Hoheit bezaubert,
Von Seinen Thaten gerührt,
Strebten der Edleren viele dem Göttlichen nach.
Zwar in unendlichen Räumen
Blieben hinter Ihm alle
Keuchend zurück;
Aber es dünkte sie Lob,
Dünkte sie reicher Gewinn schon:
Seines Wirbels Wandelsterne,
Sich erleuchten zu lassen,
Von der Fülle des Urlichts — von Ihm.

Er war der Heeresführer Stoli,
Der Preis der Helden, Er! —
Errang Er den Lorbeer der Feldschlacht,
Trat Er die Feinde zu Boden;

Fühlte

Fühlte Sein Herz doch
Tief den Jammer der Menschheit.
Immer bereit zur Versöhnung,
Bot er zum Frieden die Hand;
Deckte bald wieder mit Saaten,
Füllte mit Heerden das Schlachtfeld;
Rief aus Trümmern Paläste,
Winkt' aus Aschegebirgen
Städt' und Tempel hervor.

Niemals hatte dem Throne die Weisheit
Näher gestanden, sich keinem Regierer
Inniger jemals vertraut.
Israels Salomo, weiser als alle
Vor ihm und um ihn gepriesen,
Hätte die Palm' Ihm gereicht;
Mark-Aurel den tieferen Denker
Angestaunet, neidlos in Ihm,
Wie es dem Edlen geziemet,
Der Menschheit Ehre bewundert;
Julian hätte vergebens der Sonne Flecken
Nachgeforschet, wie weit auch sein Kennerblick
reichte.

Hin-

Hingerissen, geblendet,
Hätt' er vor Schaam,
Hätt' er vor Wonne, der Schatten vergessen.

Auch der Gekrönten seltne Gefährtinn,
Freundschaft, die gern des Hofes schlüpfrigen Estrich
Und den sklavischen Pomp nichts sagender Bräuche vermeidet,
Kam zu Friedrichs einladendem Wohnsitz,
Zu den Gärten und Hainen,
Die den Mann voll hohen Gefühles
Oftmals in Schatten heiliger Einsamkeit hüllten;
Reichte den Nektar Ihm dar,
Den keiner der Erdebeherrscher so lauter
Jemals aus ihren Händen empfing;
Vergönnt' Ihm zu ruhen an ihrem jungfräulichen Busen,
Von der Arbeit Ermüdung
Und der Folter der Sorgen,
Von der Thaten Vollendung,
Die Sein Herz Ihm gebot.

Aber von allen Töchtern des Himmels
War auch nur Eine, die Friedrich, den Einzigen, Besten,
Nicht mit Verehrung und unterscheidender Liebe bemerkte?
Zogen die Künste nicht alle
Ihren harmonischen Reihen um Ihn,
Ihren milden Beschützer, der auch der
Kleineren keine verschmähte;
Alle versammelte, pflegte, beschirmte,
Allen das Leben erhielt und Reiz und Adel ertheilte?

Wahrheit, des forschenden Jünglings
Führerinn, stand sie nicht auch zur Seiten des Mannes, des Greisen;
Wahrheit, des Irrsals, nicht des Irrenden Feindinn,
Sie, die des Lichtes, in welchem sie wandelt, sich freuet,
Schonend dennoch und duldsam, und voll des innigsten Mitleids,
Blicket auf den, der sein Dunkel mit Wohlbehagen,

Wenn

Wenn nicht, leider! zu oft, mit trotzendem Stolze
für Licht hält?

Ihm, dem Durchschauer, den selten die Larve
täuschte,
Die der feine Betrüger mit schlauer Gewandsamkeit vorzog,
Ihm vertraute das Recht die Wage, das Schwerdt
Ihm:
Daß Er wöge Grund und Ungrund
Und die Grade der Schuld in Verhalt auf das
Beste des Ganzen. —
Und der Menschenfreund wog mit fester Rechte,
Wog mit dem Scharfblick erleuchteter grauer
Erfahrung,
Wog mit dem Herzen voll Lieb' und Erbarmens;
Richtete, strafte, mit göttlicher Nachsicht,
Die den Menschen voll angeborener Schwäche,
Voll anerzogener Unart,
Selbst nicht im zügellosesten Frevler verkennet.

Siehe; der Leidenden Menge drängte sich zu
Ihm, und wand nicht
Aufgehalten vom goldenen Höfling,

Vom Trabanten nicht aufgehalten, mit Schwerdt
und
Drohender Hellebarde. —
Er erbarmte sich aller, ward des Armen Versorger;
Kleidete, speisete, tränkte, die selbst nicht
Sich zu kleiden, zu nähren vermogten;
Ward der Wittwen Beschirmer, entbot sich den
Waisen zum Vater. —

O! Er ist nicht gefallen, der Könige gröster;
Ihn feyert der Sphären Gesang.
Er hat sich, woher Er gekommen, zum Himmel
Sich wieder erhoben! —
Klagt Ihn, ihr Völker, nicht länger;
Klag' Ihn nicht länger, mein Lied!

Blume.

II.

Die beiden Maulthiere.

(Eingesandt von Hrn. Professor Ramler.)

Zwei Maulthier, eines mit des Amtmanns Kasse,
Das andre mit des Müllers Haber wohl bepackt,
Marschierten Einen Weg. Der Esel mit dem Fasse
Voll Münze trabte nach dem Takt,
Warf stolz den Kopf empor, ließ hell die Schellen klingen,
Und blickte triumphirend oft
Den Nachbar an, der still einher ging. Plötzlich springen
Sechs Räuber aus dem Busch, die lang' auf Raub gehoft.
Dem Kassendiener wird die Barschaft angehalten,
Und, als er sich zur Wehre setzt, der Kopf gespalten;

Der

Den Haberträger läßt man ruhig gehn.
Der ruft: Dank sey der Armuth! ich bin ohne Wunden.
Schatzmeister! dir wär' auch kein Leid geschehn,
Hättst du beim Müller einen Dienst gefunden.

J. G. v. W.

III.

Hat das Hebräische wirklich ein Wort das den Begriff — Tugend — bezeichne? An Hrn. Prof. Bruns zu Helmstädt.

Herr Professor Bruns aus Helmstädt, ein Mann für dessen Kenntnisse ich so viel Hochachtung habe, als jeder der ihn kennt, hat in der B.M.S. October 1787. eine kurze Wiederlegung gegen meine Behauptung: „daß im Hebräischen kein Wort sey welches unsern Begriff von Tugend ausdrücke" einrücken lassen. Da mir der Beifall des Hrn. Professor Bruns so wenig als jener des Publikums gleichgültig ist, so glaube ich die Gründe meiner Behauptung näher anzeigen zu müssen.

Hr.

Hr. P. B. meinet nemlich daß das Wort צדקה diesen Begriff erschöpfe. Ich glaube aber wenigstens in einem sehr verzeihlichen Irrthum zu seyn, wenn ich glaube, dieses Wort bedeute im Grunde nicht viel mehr als — Judenthum — in dem 15ten Psalm.

In dem 119ten bezeichnet es hauptsächlich ebendasselbe, und der ganze Psalm will wohl nichts anders sagen, als ich freue mich Jehova, daß ich ein Jude bin; daß ich die תורה der Israeliten besitze, denn die deine Gesetze nicht kennen גוים sind vor dir verflucht. Kann man von der Tugend sagen: mir schaudert es wann ich an sie gedenke; ich entsetze mich vor deinen Gesetzen? (David nennt sie in diesem Psalm Rechte der Gerechtigkeit.) Der Verfasser will in diesem Psalm unstreitig weiter nichts sagen, als wie vorzüglich glücklich er sich halte, daß er das mosaische Gesetz besitze; daß er für nichts in der Welt zur Religion eines andern Volks gehören möchte; mit einem Worte, er freut sich seines Judenthums.

Dieß

Dieß bestätigen die Meinungen der Juden über den Proselitismus. Warum machten sie einen Unterschied zwischen dem גר תושב und dem גר צדק dem Proseliten des Thors und dem Proseliten der Gerechtigkeit? Würde daraus nicht folgen, daß sie ersterem die Ausübung keiner Tugend zugetrauet hätten, wenn צדק die Bedeutung tugendhaft geführt hätte? So war es aber weiter nichts als die

Bezeichnung des Unterschiedes zwischen einem Menschen, der als ganz Jude, mit allen Prärogativen die das Judenthum gewährte, in die Nation aufgenommen wurde, vor ersterem der diese Vorrechte nicht erhielt.

Der Proselit wurde Proselit der Gerechtigkeit durch folgende Gebräuche: durch Beschneidung, Taufe und Oblation (מילה טבילה וקרבן) Wenn einer dieser Gebräuche fehlte, so war er kein Proselit der Gerechtigkeit *). Er mußte um

*) *Shulian Arach* Bb. Jore Dea cap. 268.

um gerecht zu werden, alle mosaische Gesetze, das cäremonialische sowohl als das andere, nicht eines ausgenommen, übernehmen *). War er schon beschnitten (ein Egypter) so mußte das דם ברית das Blut des Bundes aus der Narbe der erhaltenen Beschneidung vergossen werden **). Um diese Gerechtigkeit dem Proselyten mitzutheilen, sprach man folgenden Segen über ihn: Gelobt seyst du Gott, König der Welt, der du uns heiligest durch dein Gesetz, und uns befohlen hast zu beschneiden die Proselyten, und von ihnen zu nehmen das Blut des Bundes. Denn wäre das Blut des Bundes nicht gewesen, so wäre niemals Himmel und Erde gegründet, wie denn geschrieben steht: halte ich meinen Bund nicht mit Tag und Nacht, noch die Ordnung Himmels und der Erden ***). Es sey genug um zu zeigen, daß

*) Gemar. baby. ad litt. Becoroth cap. 4.

**) —— —— —— Jabimoth cap. 4.

***) Uebers. Lutheri Jerem. 33, 25.

daß צדקה der Juden nicht Tugend sondern Judenthum bezeichnete, und daß dieses nicht durch Unterricht der Moral, sondern durch Gebräuche erhalten wurde, die, wenn man sie in unsern bessern Zeiten an Proseliten anwenden wollte, die Religion lächerlich machen würde die es foderte. Wenigstens würde kein Philosoph glauben, daß man durch diese Dinge ein צדק oder Tugendhafter werden könnte.

Und worin bestand diese Gerechtigkeit der Proseliten und seine Prärogativen? Unter diesen war hauptsächlich daß er den Nahmen eines Juden erhielt. Er erhielt dadurch die Wiedergeburt, welches so viel sagen wollte, als: er trat aus der Blutsfreundschaft mit seinen Verwandten. Das heißt, er komte seine Mutter oder Schwester heirathen, ohne daß dieß ein Jude für Blutschande hielt. Seine Kinder die nicht Proseliten wurden, waren nicht erbfähig. Er hatte ein Recht auf Guth und Eigenthum aller Völker, wenn er in große Banden mit den Juden versammlet, und mit dem Gutachten

des

des Sanhedrin, Völker bekriegen und berauben wollte. Er konnte die Weiber und Jungfrauen seiner Ueberwundenen beschlafen, ohne daß es ihm zur Sünde gerechnet wurde. Er kam beim einheimischen Diebstal mit der Erstattung davon, wenn der Nicht-Proselit um einen Pfennig halben am Leben gestraft wurde u. s. w. Dieß waren die Vorrechte die ihm die צדקה verschafte, deren Proselit er ward. Würde dieses die erlauchte Fürstin von Daschkow wohl je für Tugend der Gerechtigkeit erklähren?

Paulus nennt überhaupt die צדקה der Judeii eine δικαιοσυνη του νομου, und nirgends finde ich daß Jesus Christus oder einer seiner Apostel, dieser jüdischen Gerechtigkeit das Wort rede, oder je einmal etwas zu ihrem Vortheile sage; welches doch gewiß geschehen wäre, wenn dieses Wort den Begriff der Tugend vorausgesetzt habe, den ihm zum ersteinmale der Hr. P. B. beilegt. So wie die Gerechtigkeit aus dem Gesetz nichts weiter als Judenthum bezeichnen kann, so bezeichnet die δικαιοσυνη

πιστεως

πιστεως das Christenthum. Könnte, wenn צדקה Tugend bedeutet hätte, Paulus wohl sagen: Ει γαρ δια νομου δικαιοσυνη. αρα Χριστος δωρεαν απεθανεν. Denn Tugend bleibt Tugend; und Paulus hält das Gesetz für ganz unhinlänglich Tugend zu bewirken, und sagt mit Recht: Gal. 2, v. 21. Konnte Anhänglichkeit an's mosaische Gesetz sie bewirken, so war Christus nicht nöthig.

Dieses habe ich nicht zu Belehrung des Hrn. P. B. hinzugesetzt; denn diesem war es wohl nicht unbekannt, aber zum Besten derer, die, wie der Recens. dieses Artikels in der Berliner Zeitung sagt: für die, die nicht wissen, daß צדקה Tugend heiße, mit diesen wird der Hr. Recens. so gefällig seyn einzusehen: daß es noch nicht so ausgemacht sey.

Der Hr. Prof. B. charakterisiren übrigens die צדקה selbsten für steife Anhänglichkeit an jüdische Gebräuche; durch welche das jüdische Volk allen andern Nationen verächtlich wurde. Durch welche Etymologie kann aber der Hr. Professor

fessor ein Wort das die Hochachtung aller Nationen verdient, zum Synonim mit einem Worte machen, das die Verachtung aller Nationen bewirkt?

Mit welchem Grunde die Erklärung einer Fürstin von Daschkow über den ausgebildeten Begrif der Gerechtigkeit, jenem eines Volks unterschieben, das der Fürstin von Daschkow an Aufklärung nie gleich war?

Der Hr. Prof. erstaunen, daß ich David einen Barbaren nenne. Wenn ich mich vor dem Angesicht des Hrn. Prof. niederwürfe und betete: Ps. 79. v. 5 ꝛc. Herr, warum zürnest du auf mich mit brennendem Zorn. Schütte deinen Grimm auf die, die dich nicht kennen, auf Königreiche, die dich nicht wie ich Jehova nennen. Vergilt meinen Nachbaren siebenfältig ꝛc. Oder den 94ten Psalm betete. Was würden Sie sagen, wenn der Herzog von Braunschweig alles, was in Holland lebte, wo er eine Stadt einnahm, mit der Schärfe des Schwerdts geschlagen hätte, wie David, da er zu Zicklag

wohnte und Rabba einnahm. Wenn er seinem Heere erlaubt hätte, die unglücklichen Weiber und ihre Töchter zu schänden; wenn er, zu gütig sie alle niederhauen zu laßen, sie als Sklaven verkauft hätte? Wenn er einem seiner Generale sein Weib nähme, und um sie ruhig zu besitzen ihn einem unvermeidlichen Tode überlieferte? Würden Sie ihn dann für den Menschenfreund halten, der Er ist? Oder verdient ein Mann, allen Thränen der Buße ungeachtet, die er weinte, daß man seinen Lastern die er selbst dafür erkannte, und wofür seine Propheten ihn züchtigten, daß man ihnen die Namen die sie verdienen nicht beilege?

Indessen, ich gestehe Ihnen mehr ein als Sie wollen, ich sage Ihnen, daß ich David für keinen Barbaren halte; denn er handelte nach den Gebräuchen seines Zeitalters, und nach der unaufgeklärten Moral seiner Nation, der solche Handlungen zum Theile Kraft göttlich vermeinter Befehle nicht nur erlaubt, sondern zum Theile befohlen waren. Sagte ich nicht

einige

einige Zeilen vorher, daß mein Urtheil nicht auf jene Zeiten, sondern wie wir es jetzo beurtheilen würden, gingen? Oder sollte wohl die Moral im Ernste weder durch Christum noch durch die Philosophie etwas gewonnen haben? Geben Sie dieses zu; so thaten Sie Unrecht, ein Erstaunen zu äußern, welches ohne Grund war, denn ich redete nicht nach alten moralischen Begriffen, sondern nach neuern. Und was würde hieraus folgen? Dieses:

„Daß die Juden kein Wort hatten, den „Begriff von Tugend auszudrücken, den „wir heut zu Tage damit verbinden.“

Ich benutze diese Gelegenheit, gewissen Herren, die mir unter andern den Vorwurf machten, daß meine Schrift: **Untersuchungen über das Alte Testament** ꝛc. zu jenen zu rechnen sey, welche Angriffe auf das Christenthum machen, und allen, die gleiche Vorwürfe in Bereitschaft haben, die Frage vorzulegen:

„Ist der Irrthum verzeihlicher, wenn ich „behaupte, die christliche Religion ist in

„ihrem

„ihrem ganzen Umfange so wahr, so wür-
„dig und so gut, daß sie keines Alten Te-
„staments bedarf, um dadurch das zu seyn,
„was sie ist?“

Oder jener:

„Die christliche Religion ist nicht so wahr,
„so würdig, so gut, daß sie des Alten Te-
„staments entbehren könnte?“

Mir leuchtet reine Christusreligion wie eine Sonne, die ihr Licht in sich selbst hat, die von sich aus Licht allenthalben verbreitet. Jenen ist sie ein dunkler Planet, der sein Licht von einer andern Sonne erborgt, und sich mühsam in elliptischen Kreisen umher drehen muß, um von ihr seinen Glanz zu erhalten.

Der Verfasser der philosophischen und kritischen Untersuchungen über das Alte Testament.

IV.

Skizze einer Geschichte der Moral *).

Giebt es feste Begriffe von Moralität, welche allen Nationen zum Grunde liegen, oder nicht?

Diese Frage ist äußerst wichtig, und vor allen Dingen einer Untersuchung würdig, weil der ganze Werth der Moral von ihr abzuhangen scheint. Ich gestehe aufrichtig, daß ich ihr ganzes Gewicht fühle; daß ich lange anstand, wohin ich mich bestimmen sollte; daß ich glaube: es gebe keine, und doch herzlich wünsche, daß meine Meinung Irrthum sey.

Alles

*) Der Verfasser bittet vor der Beendigung dieses Aufsatzes kein Urtheil über denselben zu fällen.

Alles auf dieser Erde ist entweder Erfindung der Menschheit, und trägt alsdann das Gepräge menschlicher Einsichten, deren Werth nur relatif, und deshalb unzuverläßig ist; oder der Religion, und ist alsdann Leitfaden für den menschlichen Verstand, der ihn — nicht minder in Labyrinthe verwickelt als menschliche Vorstellungsart.

Im ersteren Falle, wenn nemlich die Begriffe von Moralität Erfindungen der Menschheit und nachher der Philosophie sind, richten sie sich nach den mehr oder weniger gebildeten Einsichten der Menschen, und verändern mit der zunehmenden Cultur derselben ihre ganze Natur. Der Mensch im ursprünglichen Stande der Wildheit hat andere Begriffe von Gerechtigkeit, Güte, Unsträflichkeit, Keuschheit und überhaupt allen Menschenpflichten, als im achtzehnten Jahrhundert Kant und alle Philosophen der ersten Größe. Diese, bis zu Widersprüchen übergehende Verschiedenheit der Prinzipien der Sittlichkeit, wie der Verfolg dieser

Abhand-

Abhandlung beweisen wird, läßt keine Festigkeit derselben zu, sondern setzt im Gegentheile eine völlige Unmöglichkeit derselben voraus.

Im andern Falle, wo die Festigkeit derselben auf Religion beruhte, ergäbe sich eine andere nicht minder wichtige Unschicklichkeit. Wir müßten in diesem Falle die Religion der Moral prämittiren. In so ferne die Religion aus Vorschriften von Menschenpflichten, die zur Glückseeligkeit führen sollen, besteht, ist sie nichts anders als sancirte Moral, und folglich jünger als letztere. In so ferne sie Erkenntniß Gottes, nach hyperphysischen Offenbahrungen enthält, befestigt sie nichts weniger als die Prinzipien der Moralität, welches vielleicht auch ihre Absicht nicht ist; denn als solche legt sie uns die Handlungsart der Gottheit, wie sie die heiligen Bücher erzählen, und die tägliche Erfahrung sie uns darstellt, zu einem Muster dar, welches wir befolgen sollen, und nicht thun dürfen. Die Gerechtigkeit Gottes (aber wohl verstanden, nach andropomorphischen Vorstel-

lungen

lungen, welche nichts weniger als Wahrheit zu seyn scheinen) handelte zu den Zeiten des alten Testaments, anders, als zu jenen der christlichen Zeitrechnung. Sie ließ ein sündiges Menschengeschlecht durch eine Sündfluth umkommen, zerstörte Sodom und Gomorra, ließ die Kanaaniter durch Abrahams Nachkommen erwürgen, u. s. w. indessen sie in den neuern Zeiten, wo die mehrere Kultur der Sittlichkeit die Verbrechen der Menschen vergrößert, London, Paris, Berlin, u. a. nebst allen unheiligen Völkern aller Enden der Erde ruhig läßt.

Heißt gerecht handeln, nach Verdienst und Würdigkeit lohnen; so kann es dieses wenigstens im Zeitlichen, wo die Glückseeligkeit mehr von scheinbaren Zufällen abhängt, als daß sie ein wirkliches Regulatif von Ordnung nach menschlichen Grundsätzen angenommen, voraussetzt, bey Gott nicht heißen, der einen Voltaire mit einem Schlosse zu Ferney, und Hume und Bolingbroke mit zeitlichen Gütern segnet, indessen Luther des Jahres kaum dreihundert

hundert Thaler Einkünfte, und so mancher Vertheidiger der Religion kaum das tägliche Brodt hat.

In der zukünftigen Welt aber! Vielleicht! doch ist darüber noch nichts in der gegenwärtigen zu entscheiden, als daß wir sie nicht kennen; unendlich vieles von ihr vermuthen, was vielleicht wahr, aber auch vielleicht nicht ist — nur diese einzige Wahrheit bleibt uns übrig; „daß wir die Gottheit nur „wie wir sie kennen, nicht aber wie wir sie ver„muthen und nicht kennen, uns zum Muster „in der sichtbaren Welt annehmen müssen."

Indessen handelt der Jude nach den moralischen Vorschriften, und dem Beispiele des Jehova und seines heiligen Vaters; der Gaure nach den Lehren des Zend; der Hindus nach den Vorschriften des Bedams u. s. w. der Christ nach jenen des N. Testaments, welche ihn gewiß dem Zwecke am nächsten führen, weil sie eine herzliche und wohl bemerkt! eine allgemeine Menschenliebe zum Prinzip aller Moralität

lität macht. Freilich leidet dabei hie oder da die Pflicht der Gerechtigkeit, es sey denn daß Gerechtigkeit nach Eberhards Meinung proportionirte Güte sey, welches ich gern, aber schwerlich alle seine Leser, zugeben möchten. Aber dieses Prinzip ist nichts weniger als jenes von Abrahams Kindern, und also auch nicht das feste Grundgesetz der Moralität aller Nationen. Herr Kant, welcher freilich seine Metaphysick der Sitten für kein System der Theologie ausgiebt, setzt als Philosoph ein ganz neues fest, welches so lange allen Völkern der Erde unbekannt war, und die Moralität wird durch seinen Scharfsinn ein ganz neues Produkt des menschlichen Verstandes.

Er sagt von der Sittlichkeit durch Beispiele sehr richtig: „man könnte der Sittlichkeit nicht „übler rathen, als wenn man sie von Beyspielen „entlehnen wollte. Denn jedes Beyspiel, was „mir davon vorgestellt wird, muß selbst zuvor „nach Prinzipien der Moralität beurtheilt wer„den, ob es auch würdig sey, zum ächten Bey„spiele

„ſpiele d. i. zum Muſter zu dienen, keineswegs
„aber kann es den Begriff derſelben zu oberſt
„an die Hand geben. Selbſt der Heilige des
„Evangelii muß zuvor mit unſerm Ideal der
„ſittlichen Vollkommenheit verglichen werden,
„ehe man ihn dafür erkennt; auch ſagt er von
„ſich ſelbſt: was nennt ihr mich (den ihr ſehet)
„gut; niemand iſt gut (das Urbild des Guten)
„als der einige Gott. Woher haben wir aber
„den Begriff von Gott, als dem höchſten
„Gute? Lediglich aus der Idee, die die Ver-
„nunft a priori von ſittlicher Vollkommenheit
„entwirft, und mit dem Begriffe eines freien
„Willens unzertrennlich verknüpft. Nachah-
„mung findet im Sittlichen gar nicht ſtatt, und
„Beyſpiele dienen nur zur Aufmunterung, d.
„i. ſie ſetzen die Thunlichkeit deſſen, was das
„Geſetz gebietet, außer Zweifel, ſie ma-
„chen das, was die practiſche Regel all-
„gemeiner ausdrückt, anſchaulich, können
„aber niemals berechtigen, ihr wahres Ori-
„ginal, das in der Vernunft liegt, bey

„Seite

„Seite zu setzen, und sich nach Beyspielen „zu richten.“

Freilich ist Herr Kant mit Jesu Christo über das Prinzip der Sittlichkeit, welches nach ersterem darinn besteht: „daß ich niemals anders „verfahren soll, als so, daß ich auch wollen „könne, meine Maxime solle ein allgemei„nes Gesetz werden; nach letzterem: Alles „was ihr wollt, daß euch die Leute thun „sollen, das thut ihr ihnen“ uneins, und behauptet sogar S. 68. „daß dieses gar nicht „zum Prinzip dienen könne.“ Wenn ich den großen Stifter unserer Religion als Volkslehrer annehme, so wird mir Herr Kant nicht übel nehmen, und vielleicht gar mir beypflichten, daß Christus recht habe, da er es mit armen Unphilosophen zu thun hatte; und letzterer wird mir vergeben, wenn ich mit Kant ebenfalls gleicher Meinung bin, in so fern er zu einem ausgebildetern Zeitalter redet.

In wie fern aber durch dieses Prinzip des Philosophen ein festes Gesetz für alle Nationen,

so

so lange sie nicht unsere Philosophie und Art zu denken angenommen haben, werden könne, überlässe ich dem Nachdenken dieses großen Mannes; und erlaube mir hier nur ein paar Fragen.

Wird der Muselmann nicht wollen, daß die Vielweiberei, der Despotismus u. s. w.; ein allgemeines Gesetz werden möchten?

Wird der Braman nicht eben dieses in Rücksicht seiner Pflichten gegen Menschen und Thiere wollen?

Und doch hat Kant recht, daß dieses ein allgemeines Prinzip sey — und warum? Etwa weil dieses eine Gleichheit in den Objekten der Moralität voraussetzt? Nichts weniger; sondern deshalb „weil dieses Prinzip auch auf die „verschiedensten Meinungen der Völker, von „Moralität unter sich paßt, und anwend„bar ist.“

Hieraus folgt aber weiter nichts, als daß dieses ein allgemeines Prinzip der Moralität aller Völker seyn kann; nicht aber, daß es dasselbe bey allen ist; denn noch ist es von Cabo

Vin-

Vincente an, bis zu den Kuriliſchen Inſeln dem Menſchengeſchlechte unbekannt, und unter allen Millionen kaum Tauſenden bewußt.

Da die Religion nun zum Theil ſancirte Moralität, und in Rückſicht ihrer Lehre von Gott zu Hervorbringung eines allgemeinen Prinzips der Moralität untauglich iſt; ſo bleibt uns nichts übrig, als lieber zu glauben, daß es noch kein ſolches allgemein anerkanntes Prinzip der Moralität gebe, ſondern daß im Gegentheil, das eigne Intereſſe, welches nichts weniger als Sittlichkeit bewirkt, den Objekten derſelben zum Grunde liege.

Dieß iſt aber noch nicht genug. Es giebt der Schwierigkeiten noch mehr, welche der Moral das ſchöne Gewand abſtreifen, welches ihr ſo viele Sittenlehrer zu ihrer Verſchönerung umwarfen. Es giebt nicht nur bis dieſe Stunde noch kein allgemeines Princip der Nationen untereinander, ſondern ſelbſt das was wir ſittliche Ideen nennen, die Begriffe von dem ganzen Geſetze der Natur und Völker, ſind allen Behaup-

hauptungen eines Grotius und Puffendorf ungeachtet mit allen andern von Gerechtigkeit, Menschenliebe, und wie alle sittliche Begriffe heißen mögen, nichts weniger als allen Völkern gleichlautende, oder gleichbedeutende Begriffe. Diejenigen Nationen, welche ihre Vernunft am meisten durch Berichtigung der Philosophie ausbildeten, sind in ihren Begriffen von Moralität allen andern Völkern überlegen, die durch tausend Nüancen, bis zur untersten Stufe des Menschengeschlechts in diesen Begriffen differiren. Aber sind deshalb die Begriffe von Moralität bei kultivirten Nationen rein? Daß ich nicht wüßte; denn eben dieses glaubten unsere Väter alle; alle Griechen und Römer; und unter allen diesen Völkern kamen blos einige Deisten und Naturalisten der Kantischen Meinung nahe, welche behaupteten, man müste die Tugend um ihrer selbst willen lieben, ohne Rücksicht auf irgend ein dadurch zu erhaltendes Interesse. Ich will nicht Richter seyn, ob jene Theologen, welche diese Meinungen bestritten,

ſtritten, Recht hatten; ob es anſtändig war die Stoiker und andre philoſophiſchen Sekten für dieſe Behauptung Porcorum greges zu nennen; mir ſey es genug zu vermuthen, daß jene glänzenden Behauptungen dem menſchlichen Verſtande keine Unehre brachten, ob ſie gleich weiter nichts als dämmernde Lichtſtrahlen waren, die der Verſtand einzeln von ſich ſtreuete; genug mit allen vernünftigen Theologen und Philoſophen zu glauben: unſer Wiſſen war Stückwerk und wird es bleiben, bis wir von der Höhe aller ſittlichen Vollkommenheit alle Gegenſtände der Sittlichkeit überſchauen, und mit unfehlbarem Geſichtspunkte beurtheilen können; welches aber vermuthlich niemals geſchehen wird. Niemand iſt ganz gut, denn allein Gott, weil ſeine Begriffe ganz rein von allem dem ſind, was Intereſſe und tauſend andere Concurrenzen in die menſchlichen einmiſchen.

Noch eine merkwürdige Erſcheinung bieten uns die Gegenſtände des moraliſchen Prinzips dar. Es iſt nichts geringers als: Widerſpruch

ſittlicher

sittlicher Begriffe gegen einander: Gerechtigkeit (nicht nach Eberhards Meinung, sondern als verdienstgemäße Behandlung angesehen) und Güte; Ernst und Fröhlichkeit, Heroismus und Nachgiebigkeit; Stolz und Demuth; Standhaftigkeit und Mäßigung; Zorn (er ist eine edle Eigenschaft der Seele) und Sanftmuth; hohes Selbstbewußtseyn seines wirklichen Werths und Bescheidenheit; Sorgfalt und Resignation; Mildthätigkeit und Sparsamkeit, u. dgl. sind gegenwirkenden Kräften ähnlich, deren Extreme, auch den letzten Schimmer der Temperatur zwischen beiden auslöschen, und eine die andere ganz nicht entstehen laßen.

Freilich half man diesem Streit der Begriffe unter sich, daß man annahm, als wären alle Tugenden unter sich verträglich, und als ließen sie sich wie verschiedene Farben mischen, um ein nicht weniger schönes Ganze hervorzubringen; aber deshalb ist dieser gutgemeinte Behelf noch keine Wahrheit. Durch die Mischung der ge-

gegenstreitenden Tugenden ergiebt sich im Gegentheile ein geringeres Gemählde von ächtem Werthe, und der Mensch der von zweien Tugenden etwas zum Theile zu besitzen glaubt, thut nichts weniger als daß er sich täuscht. Der Mann von anerkanntem Verdienste und edlem Stolze, kann blos seines Interesse halben die Rolle des Demüthigen spielen; sie wird ihm deshalb nicht eigen, weil er sie auf einen Augenblick affektirte, und als eine einnehmendere Maske, dem großen Blick einer hohen Seele, die sich zu keiner Clientschaft paßt, vorhielt. Ob nun gleich eine ähnliche Mischung des Charakters, soll ich sagen die Tugend oder die Thorheit der Weltklugheit, und Geschliffenheit hervorbringt, so ist diese ganze neue Charakteristik doch nichts anders, als eine sittliche hermaphroditische Mißgeburt, die wider ihren Willen eine drittere zur Gefährtin erhält, nemlich die Unzuverläßigkeit. Aehnliche Mischungen sind jenen ragoûts fins nicht unähnlich, die man dem verdorbenen Geschmack zu Gefallen mit Assa fœtida aufstutzt, und die deshalb

keine

keine Beweise eines guten Geschmacks abgeben können.

Ich ziehe den Spanier seines einfachen Charakters, bei aller Unbiegsamkeit desselben, dem geschmeidigen, undeterminirten Franzmann unendlich vor; dessen pli und soupleſſe (dem Himmel sey Dank, daß Deutschland noch keine Nahmen dafür hat) ihn zum unzuverläßigen, und eigentlich charakterlosen Menschen macht. Ueber alles aber schätze ich die Tugend einer anständigen Offenheit und Geradheit, das herrliche Produkt einer freien edlen Seele ohne Arges und Falschheit; jene reinste Simplicität worinnen ein liebenswürdiger Geist sich darstellt; und darum halten wir den Britten und Deutschen (wohl mir daß ich als ein Deutscher dies sagen kann) für die ersten und zuverläßigsten aller Nationen der Erde.

Und so waren alle Nationen, so lange noch der Umgang mit Fremden die einheimischen Sitten nicht, entweder verdarb oder veredelte, eigentümlich, und den Sitten ihres Landes

treu;

treu; und zeichneten sich eben dadurch mit einer Deutlichkeit aus, welche kein Mißverständniß zuließ. Was setzt aber dieses Eigenthümliche der Sitten voraus? Doch unstreitig daß eine Zeit war, wo die einzelnen Sitten und charakteristische Tugenden frei und unbekämpft von Gegentugenden, entweder von letztern nichts wußten, oder nichts nach ihnen fragten. Alle tapfere heroische Völker und Regenten traten die sanftern Gefühle der Güte und Nachgiebigkeit mit Füßen. Die Scandinavier, Odins Kinder, hielten es für die gröste Glückseeligkeit, einst in Odins Himmel aus den Hirnschädeln ihrer Feinde zu trinken; und Alexander, Gingis, Timur und Karl der zwölfte, fanden Vergnügen wo Menschenblut wie Wasser strömte, und der Donner des Geschützes, und das Gezische der Kugeln, und die Größe der Gefahr ihren Muth entflammten. Indessen weinet die milde, weiche, gütige Empfindung, über die Greuel jener Tugenden, und verdammt ihr Andenken, wie jenes der Tyrannen.

Der

Der Spanier bemitleidet indessen voll Ernst die Fröhlichkeit seines Nachbaren; dieser lacht über den närrischen Ernst (so nennt er ihn) und die Unbiegsamkeit des Spaniers. Der Britte verachtet mit edler Offenheit Nationen die nicht sind wie er. Der Deutsche klopft auf seinen Schild, und seine Barden singen mit dumpfem Gethöne über ihn den Schlachtgesang hin, indessen der Russe seinen wilden barbarischen Muth mit Brandtewein anfrischt, und mancher melodische Italiener ein Lamenteso seines Pergolesi der heiligen Jungfrau, und einen Klaggesang über die Entschlossenheit der deutschen Männer, in den Hallen von Sankt Peter stöhnt, und lieber sich mit Aqua tofana hilft und mit Dolchen, als daß er die ehrlichen Waffen, Mann gegen Mann, Aug gegen Auge ziehen sollte.

Aber dies sind Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten, welche eigentlich nichts mit der Moralität zu thun haben! Wohl steht davon nichts in den Compendien der Ethick, das kann seyn — aber in der Geschichte der Menschheit

stehet geschrieben: daß die Moralität, lediglich aus den Gebräuchen und Sitten der Völker entsprang, ohne Prinzip der Sittlichkeit, ohne Philosophie, ohne alles, und bloß aus den Bedürfnissen der Menschen, und den Einflüssen des Climas, und den zufälligen Einfällen der Väter der Gesellschaft — und darum lagen keine feste Begriffe des Sittlichen der Moralität zum Grunde, sondern nach der Gesittetheit und der Cultur verflossner Jahrtausende erfand es die Philosophie, welche vieles in Regeln bringt; und es war eine Zeit wo Menschen lebten denen — alle Moralität unbekannt war.

So sind sich Sitten und Gebräuche entgegen; und eben so die angeführte moralische Tugenden. Indeß der Muthvolle, Entschlossene, Standhafte, Edle, des Gefühls seines Werths Bewußte, die Zügeln des Staats, ihre Schicksaale, und die Begebenheiten seines Lebens lenkt oder vorbereitet, Gesetze giebt, und selbst Quellen des Glücks findet, wo seine Maaßregeln

geln fehlschlagen, läßt der Bescheidene, Demüthige, Sanfte sich beherrschen, und schleicht seinem Schicksaale entgegen, das gewöhnlich seinen unentschlossenen Maaßregeln entspricht; wartet, harrt, weint, seufzt oder klagt; oder ist geduldig und zufrieden, wie der scheinbare Zufall es lenkt, oder wartet auf die Hülfe der Vorsehung, als fodere sie nicht Selbstthätigkeit und Mitwirken; und dadurch wird die Welt der Republik der Thiere ähnlich, wo Löwen, Tyger und Wölfe, die schwächere Gattung muthloser Geschöpfe beherrscht, und nur das Recht des Stärkern allgemeines Naturgesetz ist. Und was folgt hieraus? dieses, daß entweder gewisse Tugenden diesen Nahmen nicht verdienen, vielleicht ehe Schwäche des menschlichen Geistes und gewirkte Ohnmacht der Himmelsstriche sind; oder sind sie es, daß jene es nicht sind — oder was wohl das beste Mittel ist alles harmonisch zu machen — was einer Nation Tugend ist, ist es nicht allen; was einem Menschen Sittlichkeit ist, wird es deshalb nicht jedem — denn

wird

wird die bestmöglichste Benutzung seiner Talente und natürlichen Charackters, mit Hinsicht aufs Allgemeine, die herrschende Sittlichkeit.

Es war eine Zeit, wo keine Moralität existirte.

Wenn wir bey einer philosophischen Geschichte der Moralität, jene der Menschheit unsern Untersuchungen zum Grunde legen; wenn es wahr ist, daß eine Abhandlung über Sittlichkeit, nichts mit der Religion der Juden zu thun hat: so wird man auch dem Verfasser leicht vergeben, wenn er mit keinem Adam, als gebildetem Menschen, wofür ihn mit allem Rechte Herr Abt Jerusalem nicht gelten läßt, den Anfang macht, sondern überhaupt vom Menschen redet.

Der Mensch im rohen und ersten Zustande der Natur kennt eben so wenig was wirklich gut, als was sittlich ist, weil er keine entwickelte Fähigkeiten, gut und sittlich zu handeln besitzt.

besitzt. Auf dem Standpunkte des letzten Extrems der Wildheit, befolgt er bloß die Triebe des Instinkts, welcher keine andere Gegenstände als jene der dringendsten Bedürfnisse kennt. Sehr natürlich sind ihm in diesem Zustande, wo ihm Sprache und Begriffe fehlen, wo er außer aller Gesellschaft lebt, auch alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, und der Geselligkeit völlig unbekannt, und er ist von allen Pflichten frei, welche lediglich aus der Vereinigung in Horden und Gesellschaften entspringen. Die ganze Erde ist in dieser Lage das allgemeine, ungetheilte Eigenthum aller; er samlet nach Beschaffenheit des Erdstriches seine Bedürfnisse kümmerlich, wenn und wo er sie findet; oder leichter, wenn die Natur von selbst sie ihm darbietet. Für den andern Morgen sorgt er so wenig, als er eines Blicks in die Zukunft überhaupt fähig ist. Ist er schwach so flieht er seine gleichartige, aber stärkere Gattung; ist er stark, so verjagt und bekämpft er sie, wenn sie der Befriedigung seiner Naturtriebe in den Weg kommt, bekämpft

sich

sich wie Thiere, und streitet um nichts, daß er leben und Blut wagt.

Er hat in dieser Lage eben so wenig angebohrne Begriffe des Anständigen und Sittlichen, als geoffenbarte, da beide für ihn überflüssig seyn würden, da er bald einen stärkern Unterricht in den Bedürfnissen seiner Natur findet, und in jenem wilden Zustande, sie nicht ohne Hülfsbegriffe, welche die Erfahrung allein gewährt, anwenden kann.

Die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse selbsten, die verschiedenen Formen, worin sie sich darstellen, leiten den Menschen zu den mannigfaltigen und verschiedenen Begriffen von Sittlichkeit, welche durch sonderbare Zufälle vorbereitet, oft zu ganz entgegen gesetzten Gebräuchen und Meinungen, über das Sittliche leiten; und den Menschen; wenn sie sich in Gesellschaft begeben, und Nationen zu werden anfangen, das eigenthümliche ihres Kostums, und Charakters geben.

Auf den Menschen wirken im Stande der Wildheit, und vorbereitend auf den Stand der künftigen Kultur, und der Sittlichkeit, viele Dinge von mancherlei Art und Werth, welchen ihr Produkt vollkommen entspricht. Dazu gehören; Beschaffenheit des Clima's; Hitze, Temperatur und Kälte; die Vielheit reißender Thiere und dergleichen Dinge mehr. Diese äußern einen lebhaften Einfluß auf die Menschen selbst. Eben dasselbe Prinzip welches dem Löwen Muth und Stärke, dem Panther, Leoparden und Tiger, Grausamkeit mittheilt, wirkt nach gleichen Gesetzen auf die Menschen. Sie werden entweder grausam und heftig wie jene Thiere; oder dem Bilde einer glücklichen blühenden, milden Natur gleich. Hier schwärmen wilde unzähmbare Horden grausamer Andropophagen durch die sandigten Wüsten von Afrika, die sich wechselsweise auffressen oder verkaufen; saufen Negern das warme rauchende Blut ihrer Todtenopfer, die sie selbst in wilder Wuth eines thrazischen Tanzes mit dem Beile

ermor-

ermorden; dort wohnt in den fruchtbaren Gegenden Indiens, schon vor Jahrtausenden ein friedsames stilles Volk, das Gesetze und Sitten die mild und gut sind, besitzt — indessen mischt ein unbekanntes Prinzip in die Verfassungen und Gewohnheiten der ersten Völker, Despotismus und Muth, Schwäche und Schwärmerey.

Es ist eine merkwürdige Erscheinuug, daß das ganze Thierreich gewöhnlich die beiden Extremen mit einander vermischt, oder vereinbahrt. Die Wüsten von Afrika bringen den muthvollen Löwen**), und die verzagte Gazelle u. s. w. hervor, indessen der königliche Tyger nicht Elephanten und Löwen fürchtet, und durch keine Gewalt sich zähmen läßt. Eben in diesem Verhältnisse, sind die Einwohner desselben Landes, grausam, heftig, stark, blutgierig, unversöhnlich, und voll Verachtung des Lebens; und doch, regieret diese Men-

**) Sparrmans Reise: Seit. 369. 370. u. S 428.

Menschenart ein einziger Europäer mit der Peitsche in der Hand, zu hunderten, und sie schmiegen sich unter das erniedrigendste Joch der Menschheit, und sind, in ihrem Vaterlande und ausserhalb Sclaven — des Despotismus oder des Geizes *).

Bei allen ähnlichen Völkern, welche noch im rohen Zustande einer ungebildeten Natur leben, findet man weder in dem gesellschaftlichen, noch außer-gesellschaftlichen Leben, Spuhren von Sittlichkeit; und dies lediglich aus dem Grunde, weil wie Robertson sagt: „ihre politische Ver„einigung so unvollständig, (und gewiß con„traktlos), ihre so wenig zahlreichen bürger„lichen Einrichtungen und Anstalten so einfach „sind, und so wenig Ansehen haben, daß man „sie

*) Der Grund dieses Uebels liegt sowohl in der Natur, als hauptsächlich in der schiefen Bildung des Menschen, nach verschiedenen Richtungen. Würde er zu einer Art Tugend allein angeführt, so würde er dem K. Tyger gleich seyn.

„sie ehe für unabhängig (und folglich ohne „alle Sittlichkeit) handelnde Menschen, als „für Mitglieder einer ordentlichen Gesellschaft „ansehen sollte. Der Charakter eines Wilden „entsteht fast ganz aus demjenigen, was er als „Individuum denkt oder fühlt, und richtet sich „sehr wenig, nach seiner unvollkommnen Un„terwürfigkeit unter eine Regierung und Ord„nung.“ Die Wilden, obgleich in Gesellschaften vereinigte Menschen sind in Rücksicht aller Begriffe so sehr zurück, und so unfähig sie in kurze Perioden auszubilden, als ihre Bedürfnisse wenig, und leicht zu befriedigen sind. Alle Untersucher der wilden Nationen Amerika's, fanden diese äußerste Dürftigkeit an Begriffen, welche mehr einem thierischen Instinkte, als Erfahrungsurtheilen ähnlich sehen. Sie beschreiben uns die Amerikaner, als gedankenlose, faule, empfindungslose und solche Völker, welche vor der gänzlichen Kindheit nur weniges voraus haben. Der oben angeführte Schriftsteller sagt von ihnen: „Die Gedanken und die

„Auf-

„Aufmerksamkeit eines Wilden schränken sich
„auf den engen Kreis der Dinge ein, welche
„zunächst und unmittelbar zu seiner Erhaltung
„und Befriedigung nöthig sind. Alles andere
„entgeht seiner Aufmerksamkeit, oder ist ihm
„ganz und gar gleichgültig. So wie ein bloses
„Thier läßt er sich nur von dem, was vor sei-
„nen Augen ist, interessiren und rühren; was
„aber außer seinem Gesichte, oder entfernt ist,
„macht keinen Eindruck auf ihn. In Amerika
„giebt es verschiedene Völker, deren enger Ver-
„stand nicht fähig zu sein scheint, auf die Zu-
„kunft irgend etwas zu veranstalten. So weit
„erstrekt sich weder ihre Vorhersehung, noch
„ihre Vorsorge. Blindlings folgen sie dem An-
„triebe des Appetits den sie fühlen; bekümmern
„sich aber im geringsten nicht um ferne Folgen,
„oder auch nur um diejenigen, die im gering-
„sten Grade entfernt sind, und nicht unmittel-
„bar in die Sinne fallen. Dinge die sie sogleich
„und augenblicklich gebrauchen oder benutzen,
„schätzen sie sehr hoch. Diejenigen hingegen die

„sie

„sie nicht den Augenblick bedürfen, achten sie „gar nicht. Wenn bei herannahendem Abend „ein Karaibe sich zur Ruhe niederlegen will, „läßt er sich durch nichts zum Verkaufe seines „Hängebettes bewegen. Wenn er aber des „Morgens auf Geschäfte oder Zeitvertreibe aus„geht, giebt er es für den elendesten Tand hin „an dem er Geschmack findet.

„Ein nackter Wilder, der in seiner elenden „Hütte am Feuer hinkauert, oder sich unter ei„nigen Aesten ausstreckt; die ihm ein gelegent„ches Obdach gewähren, hat eben so wenige „Neigung als Fähigkeit zum unnützen Nachsin„nen. Seine Gedanken reichen nicht über das „thierische Leben hinaus; und wenn sie sich „nicht mit einer Angelegenheit dieses thierischen „Lebens beschäftigen, ist sein Geist ganz un„thätig. In Umständen und Gegenden wo „keine außerordentliche Anstrengung seines Ver„standes, keine mühsame Arbeit zur Befriedi„gung der einfachen Bedürfnisse der Natur nö„thig ist, werden seine Seelenkräfte so selten

„zu

„zu irgend einer größern Thätigkeit erweckt,
„daß sein Verstand fast schlafend und ganz un-
„geübt bleibt. Die vielen in den fruchtbaren
„Ebenen von Südamerika zerstreuten Völker-
„schaften u. s. w. gehören zu dieser Klasse von
„Menschen. Ihre gedankenleere Miene, ihr
„starrer unbedeutender Blick, ihre leblose Un-
„achtsamkeit, und ihre gänzliche Unwissenheit
„in Dingen, womit die Gedanken vernünftiger
„Wesen sich am ersten beschäftigen sollten,
„machten auf die Spanier einen solchen Ein-
„druck, daß sie dieselben für Thiere einer nie-
„drigern Art hielten, und nicht glauben kon-
„ten, daß sie zum Menschengeschlecht gehör-
„ten. — — Unter rauhen Himmelsstrichen
„hingegen — wo die Menschen sich zur Erhal-
„tung des Lebensunterhalts genauer vereini-
„gen, und mit größerer Eintracht handeln
„müssen, dient die Noth dazu ihre Talente zu
„erwecken, und ihre Erfindsamkeit zu schärfen;
„und dadurch werden die Verstandskräfte mehr
„geübt, angestrengt, erweitert und verbessert.

„Die Nordamerikaner, und die Eingebohrnen „von Chili, welche die gemäßigten Gegenden „der zween Hauptttheile von Amerika bewoh„nen, sind Leute von geübtem und erweitertem „Verstande, wenn man sie gegen einige von „den Eingebohrnen der Inseln, oder der Ufer „des Maragnon und des Oronocko hält, und „mit denselben vergleicht. Ihre Geschäfte sind „mannigfaltiger, sowohl ihr Staats- als Kriegs„system zusammengesetzter und ihre Künste zahl„reicher. Allein auch ihre Verstandskräfte sind „in ihren Wirkungen noch sehr enge einge„schränkt, und werden unter ihnen nur in so ferne „für etwas geachtet, als sie unmittelbar auf „die für einen Wilden interessanten Gegenstände „angewendet werden. Sowohl die Nordameri„kaner als Chileser bringen, wenn sie nicht mit „Krieg oder mit der Jagd beschäftigt sind, ihre „Zeit in gedankenloser, schläfriger Trägheit zu, „und wissen sonst von nichts, das ihre Auf„merksamkeit verdiente, oder ihren Geist be„schäftigen könnte."

Ich

Ich habe nicht ohne Absicht diese Stellen eines der besten Beobachter, meinen Lesern dargelegt. Schon der erste Blick muß einen jeden überzeugen, daß ähnliche Völker, jener Begriffe, die wir sittlich nennen, gänzlich unfähig sind. Das Sittliche ist das Resultat verfeinerter Kultur, mehr ein spekulatives Wesen derjenigen Weisen, welche auf Unkosten einer Körperwelt, eine andere, nehmlich Verstandeswelt schaffen, in welcher man mehr von geistigem Necktar und Ambrosia, als den nahrhaften Speisen lebt, welche der Sinnlichkeit schmeicheln. Besteht es in denjenigen isolirten, und von aller Absicht freyen Empfindungen des menschlichen Geistes, welche das Gute ohne irgend eine Beziehung auf Vortheil und Nützlichkeit, blos seiner reinen geistigen Schönheit halben aufs innigste liebt und werthschätzt, wo konnte es unter Völkern dieser Art statt finden, oder selbst bey Völkern, welche mehr physisch als hyperphysisch zu denken gewohnt sind?

(Die Fortsetzung folgt.)

IV. Apo-

V.

Apologie der Vernunft, oder die Vernunft als das oberste Princip und die letzte Instanz aller Religion betrachtet.

Vernunft, oder die Kraft die Dinge anzuschauen und zu vergleichen, ist, so wie alle Kräfte der Natur, eine nach bestimmten Gesetzen wirkende Energie: und Denken, oder welches einerley ist, urtheilen und schließen, heißt daher nichts anders, als gewisse einzelne Fälle gewissen allgemeinen Gesetzen einer Kraft, anzuschauen und zu vergleichen, unterwerfen.

Wenn der Urheber der Dinge diese Kraft der Vernunft gewissen Wesen beylegte, in welchen sich dieselbe äußern und wirken sollte, und die wir daher vernünftige Wesen nennen: so

könnte

könnte und sollte sich dieselbe auch nach keinen andern Gesetzen äußern, als die er ihr selbst eingepflanzt hat, und wodurch er sie seyn hieß, was sie ist.

Aber wenn er in diesem vernünftigen Wesen mit der Kraft der Vernunft zugleich die Kraft des Willens oder ein Vermögen verband, sich den Vorstellungen der Vernunftgesetze gemäs zu bestimmen: so ist es eben daran klar, daß der Wille der Vernunft untergeordnet ist, mithin auf keine Weise sie in ihren Kraftäußerungen einschränken soll! Ein vernünftiges Wesen kann daher in jeder Hinsicht nicht besser, nicht seiner ganzen Bestimmung würdiger, oder den Absichten des Urhebers der Dinge gemäßer handeln, als daß es die Gesetze der Vernunft in ihrer größtmöglichsten Erweiterung, auf jede vorkommende Fälle anwendet. Hierin, und in der Bestimmung des Willens nach diesen größtmöglich-erweiterten Vernunftgesetzen, besteht das Wesen und die Würde eines vernünftigen Geschöpfes. Denn Vernunft in ihrer größtmög-

lichsten

lichsten Erweiterung, ist Vernunft im eigentlichsten und uneingeschränktesten Sinne, und daher ist auch streben nach Urtheilen und Handlungen einer solchen Vernunft eines vernünftigen Wesens allein würdig.

Die obersten Gesetze der Vernunft in ihrer größtmöglichsten Erweiterung sind diese: alle Gegenstände des Denkens und des Urtheilens zu dem größtmöglichsten Grade der Klahrheit zu erheben: und alles, soviel möglich, nach der Aehnlichkeit der Naturgesetze, die zugleich Gesetze alles Vernunftgebrauchs sind, zu beurtheilen.

Durch das erste dieser Axiomen ist die Vernunft allein im Stande anzuschauen: das zweyte bestimmt ihre einzigmögliche Verfahrungsart in allen Urtheilen und Schlüssen.

Beydes sind demnach die nothwendigen Bedingungen alles Vernunftgebrauchs. Nun setze man, der Urheber der Natur böte der Vernunft entweder in der gegenwärtigen Verbindung der Dinge, oder von den frühern Zeiten der Schöpfung

pfung und des Menschengeschlechts her, gewisse Thatsachen dar, die allem, was wir Naturgang nennen, durchaus widersprechen: würde es nicht Pflicht und Recht der Vernunft, oder welches einerley ist, jedes vernünftigen Wesens, mithin der Wille des Urhebers der Dinge selbst seyn, diese Thatsachen den genannten Gesetzen des größtmöglicherweiterten Vernunftgebrauchs, u. s. w. zur Prüfung und Untersuchung, zu unterwerfen? denn auf diesem Wege könnte ja die Vernunft allein zu der natürlichen Erkenntniß, oder welches hier einerley ist, zu der Ueberzeugung von der Natürlichkeit oder Uebernatürlichkeit einer Thatsache gelangen; — Die Ursache davon ist keine andere, als diese: weil die Vernunft einzig in ihrer Art ist, mithin keinen andern als sich selbst und ihren eigenen Gesetzen glauben oder trauen kann; in der Anwendung der einzelnen Fälle auf diese Gesetze kann sie irren, und irrt häufig: aber diese Gesetze selbst sind und bleiben ihr der einzige Probierstein aller

Wahr-

Wahrheit und aller Evidenz: und selbst eine höhere, göttliche Vernunft oder Weisheit könnte ihr, ohne ihr ganzes Wesen zu ändern, keinen sichrern Probierstein der Wahrheit an sich selbst (an der göttlichen Vernunft) geben, als derjenige ist, den sie an ihren eigenen Gesetzen der Anschauung und des Urtheilens hat.

Thatsachen, die allen gewöhnlichen Naturgesetzen widersprechen, heißen **Wunder**. Diese sind entweder **praktisch**, und betreffen die Gesetze des Denkens, in so ferne sie auf die Natur der Dinge angewandt werden: dergleichen sind z. B. die Erscheinung unsichtbarer Wesen in sichtbarer Gestalt, die Menschwerdung eines Gottes, der Stillstand der Sonne auf das Gebet eines frommen Menschen: oder sie sind **theoretisch**, und betreffen die Gesetze des Denkens, in so ferne sie mit sich selbst verglichen werden; — und dies sind die sogenannten **Geheimnisse**, die als **theoretische Wunder** angesehen werden können; z. B. die Dreyeinigkeit, die Versöhnung eines Gottes durch den Tod eines Gottmenschen.

Ueber die absolute Möglichkeit beyder Gattungen von Wunder, der eigentlich sogenannten sowohl, als der Geheimnisse, kann die Vernunft freylich nicht entscheiden: denn da sie nur eine gewisse Weise ist, die Dinge anzusehen und zu beurtheilen, nicht aber der Quell des Daseyns irgend eines Dinges: so enthält sie auch in sich selbst keinen Grund der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Dinge; mithin auch nicht der Wunder: denn die theoretischen Wunder oder Geheimnisse könnten zwar allen ihren Denkgesetzen, und also ihr selbst widersprechen; aber der Natur der Dinge an sich, die nothwendig umfassender ist, als diese Denkgesetze, noch immer gemäß seyn: und die sonst gewöhnliche Unterscheidung in Dinge über und wider die Vernunft, welches erstere Prädikat man allen Wundern beyzulegen pflegt, hätte immer ihre Richtigkeit, ginge nur nicht der Weg zu dem über, durch das Wider mit so unübersteiglichen Schwierigkeiten.

Eine

Eine über alle Denkgesetze erhabene Thatsache ist ohne Zweifel das Daseyn aller Dinge, welches wir gleichsam das immerdaurende Wunder vor unsern Augen nennen können. Denn das kann keine Vernunft begreifen oder erklären: ob es gleich die evidenteste Thatsache ist, evident, wie die Denkgesetze der Vernunft selbst: die absolute Möglichkeit der Wunder ließe sich also schon hieraus beweisen: weil jedes Wunder als eine Wirkung der uns durchaus unbekannten ersten Ursache aller Dinge, dargestellt werden kann.

Aber der Vernunft ist es auch nicht sowohl um die absolute, als um die relative Möglichkeit der Wunder zu thun: indem sie nehmlich diejenigen Thatsachen, welche ihr als Wunder angekündigt werden, ihren Denkgesetzen unterwirft, um sich zu überzeugen, ob sie, nach dieser Prüfung, noch als Wunder erfunden werden; oder ob sie im Gegentheil sich auf die eine oder die andere Weise den Denkgesetzen anschließen lassen.

Um hier also ihr Urtheil zu bestimmen, hat sie keinen andern Weg als den, daß sie den Begrif von der vorgegebenen übernatürlichen Thatsache zu der größtmöglichsten Klahrheit zu bringen suche, und sie zu diesem Ende auf die strengste Art nach der Aehnlichkeit der gewöhnlichen Naturgesetze prüfe. Daß bey dieser Prüfung die sogenannten äußerlichen Ueberzeugungsmittel, als die Prüfung der Zeugnisse für die Thatsache, die mögliche Entstehungsart einer solchen Sage unter den Menschen, die Vergleichung mit ähnlichen, falsch befundenen Wundern ꝛc. so wie überhaupt alles, was zu dem größtmöglicherweiterten Vernunftgebrauch gehört, wesentlich sind, ergiebt sich von selbst.

Es ist demnach klar, daß alles, was Göttlich, Uebernatürlich, Offenbarung, Wunder oder Geheimniß heißt, nur durch die Prüfung nach den Grundgesetzen des größtmöglicherweiterten Vernunftgebrauchs dafür erkannt werden kann. So wie wir die Gottheit nur dadurch erkennen

kennen, daß wir uns die Begriffe von ihr nach menschlicher Aehnlichkeit bilden: so ist's auch mit unserer Erkenntniß von alle dem, was unmittelbar Thatsache der Gottheit ist, oder als solche vorgegeben wird. Die Gottheit lasse uns von sich sehen, was sie wolle, so ist die Vernunft (und zwar, wie natürlich, die Vernunft in dem erweitertesten, uneingeschränktesten Sinne) das Sehrohr, wodurch wir es sehen: sie biete uns dar, was sie wolle. Die Vernunft ist die Hand, womit wir's nehmen. Keine andre haben wir.

Gesetzt nun, die Vernunft fände ein vorgegebenes Wunder oder übernatürliche Thatsache, auch noch nach der größtmöglicherweiterten Anwendung ihrer Denkgesetze auf dieselbige, als Wunder, als übernatürlich? — Dann erst würde sie berechtiget seyn, eine solche Thatsache, nach dem Ausdruck des Backo, zu einem Major zu machen, aus welchem sie nur Schlüsse herleitete: wie wohl sie immer dabey besorgen müste, daß die Anwendung der Denkgesetze auf das, was

ursprüng-

ursprünglich denselben auf keine Weise entspricht; unsicher seyn könnte: zu geschweigen, daß bey der größten Behutsamkeit sie doch eines oder das andere Ueberzeugungsmittel unterlassen zu haben, oder dadurch getäuscht worden zu seyn, immer noch nicht ganz gewiß seyn kann.

Könnte es nun aber wohl der Vernunft als ein Verdienst angerechnet werden, an ein solches Wunder zu glauben, oder, welches einerley ist, sich als davon überzeugt zu erkennen? gewiß nicht. Denn sie bliebe ja nur in dem Fall da stehen, wo sie nicht weiter fortgehen könnte.

Aber eben so wenig könnte es auch irgend einem vernünftigen Wesen selbst von dem Urheber der Dinge, als ein Fehler oder gar Verbrechen angerechnet werden; an der Wirklichkeit eines Wunders, sey es, welches es sey, zu zweifeln: weil äußerliche Ueberzeugungsmittel, ohne welche die Ueberzeugung von der Wirklichkeit eines Wunders nicht statt findet, doch

niemal

niemal eine demonstrative in sich selbst gegründete Gewisheit geben kann.

Hieraus ist von selbst klar, daß Glauben an Offenbarung, Wunder und Uebernatürliches, oder Erkenntnis eines solchen Dinges einem vernünftigen Wesen selbst von dem Urheber der Dinge, so lange wir uns denselben mit moralischen Eigenschaften denken, in keiner Rücksicht, zur Pflicht gemacht werden kann: sondern daß eine solche Pflicht in jedem Fall eine Herabwürdigung der Vernunft, ein Eingriff in ihre Rechte, ein Widerspruch gegen das Wesen und die Absichten der Gottheit selbst seyn würde. Man sieht zugleich, wie wenig mit allen Offenbarungen, Wundern und übernatürlichen Thatsachen jeder Art, jedes Ortes und jeder Zeit für die nähere Erkenntniß Gottes oder Vergewisserung von seinem Daseyn gewonnen werden kann. Die Schwierigkeiten zu der Ueberzeugung von der Wirklichkeit der übernatürlichen Thatsachen zu kommen, ist allenthalben gleich.

Aber gesetzt, es gebe gewisse Wahrheiten von unendlichem Troste und unendlich-wichtigen Bewegungsgründen zur Tugend für die Menschen, die ihnen aber durch die Eingeschränktheit ihrer Natur nicht anders, als in der Gestalt des Uebernatürlichen bekannt gemacht werden könnten: Wäre da der Urheber der Dinge nicht berechtiget, den Glauben an diese Wahrheiten den vernünftigen Wesen als eine Pflicht abzufordern? und würde dies nicht von ihrer Seite als ein Opfer der Ehrfurcht und der Liebe angesehen werden müssen?

Wenn ein solcher Glaube nicht gleichsam eine Betäubung, eine Uebertölpelung der Vernunft seyn sollte: dann müßte die Vernunft erst von der unendlichen Wichtigkeit der Wahrheiten, von der Unmöglichkeit einer Mittheilung derselben durch natürliche Mittel, und endlich von der Wichtigkeit der übernatürlich-mitgetheilten Wahrheiten selbst, überzeugt werden können, (welches alles zusammen die Wirklichkeit des Wunders, wie wir's vorher nannten, aus-

macht),

macht), mithin fände auch hier, so wie in den vorigen Fällen, der größtmöglich-erweiterte Vernunftgebrauch statt, als die unerlaßliche Bedingung des Glaubens eines vernünftigen Wesens, welches die Gottheit nur durch einen Glauben, der der Vernunft entspricht, würdig ehren und lieben kann.

Ueberdem würde eben bey der Glaubenspflicht an solche Wahrheiten, der Willen die Vernunft zu überreden suchen: welches aber für die Natur eines vernünftigen Wesens ein umgekehrter Weg ist, dessen Würde, wie wir vorhin sagten, darin besteht, daß es sich den Vorstellungen der Gesetze der Vernunft genau bestimmt.

Kein Gewissen, keine Religion, kein Gott, kann daher den Fortschritt der Vernunft hemmen, oder ihr gebieten: denn Gewissen, Religion und Gottheit sind nur das, wofür die Vernunft in ihrem erweitertsten Gebrauch sie erkennt: eben diesen Gebrauch giebt es für die

Vernunft nicht Gewissen, nicht Religion, nicht Gottheit.

Selbst der Glaube an Gott, an Vorsehung und künftiges Leben, ist nur ein Glaube aus Gründen der Natur, und der Sittenlehre, und also, wenn wir uns so ausdrücken wollten, ein Glaube aus der Willkühr der Vernunft, nicht aber aus sicherem, selbst nicht göttlichem Befehl, unsern Vernunftgebrauch dafür einzuschränken: er ist eine nothwendige Folge aus den unserer Vernunft eigenthümlichen Denckgesetzen, nicht aber eine Pflicht. Fänden sich entweder gleich starke oder noch tüchtigere Gründe für das Gegentheil von allem diesem in einem erweiterten Vernunftgebrauch; so möchte die Vernunft mit gleichem Recht an das Gegentheil von allem diesem glauben: denn die Vernunft glaubt weder an Gott, noch an sein Gebot, noch an Gewissen, noch an Religion: sie glaubt nur an sich selbst; aber eben weil sie an sich selbst glaubt, glaubt sie auch an alles dieses: denn es

entspricht ihrem Wesen und ihren Gesetzen in ihrer größtmöglichsten Erweiterung.

Aus allem ergiebt sich endlich der logische Begrif von demjenigen, was Religion und Glaubenswahrheiten sind? nichts anders nemlich als was der Vernunft in ihrer größtmöglichsten Erweiterung entspricht: eine Definition, deren Vernachläßigung die Theologie offenbar alle ihre unsäglichen Streitigkeiten verdankt *).

*) Dieser ganze Aufsatz kann als ein Blatt aus einem Werke, genannt, die Logik der Theologie, angesehen werden, welches der Verfasser als einen philosophischen Versuch zur endlichen Beylegung aller theologischen Streitigkeiten zu bearbeiten, sich vorgesetzt hat. Vielleicht liefert er einst in diesem Journal eine vollständigere Idee davon. Anm. des Verf.

VI. Ueber

VI.

Ueber den Geist der Gesetzgebung und das Verhältniß zwischen dem Unterthan und Souverain.

(Fortsetzung 3. B. 2. St. S. 148.)

Ich hebe aus dem Eigenthümlichen des absoluten Daseins nur eins aus, welches unsere vorzügliche Aufmerksamkeit verdient.

Wenn wir alles von dem Menschen absondern, was blos sein zufälliges Leben betrifft, und ihn als ein alleiniges unbedingtselbstthätiges Wesen betrachten, so entsteht die Frage; wenn die unbedingte Selbstthätigkeit handelt, das ist, Wirkungen hervorbringt, wozu sie die Kausalität

tät in sich enthält; was hat sie für ein Gesetz, wodurch sie handelt?

Wir achten also bei der Beantwortung dieser Frage gar nicht auf das, was blos zu der Beziehung, worin die Intelligenz mit Naturdingen steht, gehört. Die Gesetze der Erscheinungen, worin sich die Intelligenz schmiegen muß, wenn sie ihre Kausalität in der Natur zeigen will, gehen uns hier nichts an. Wir fragen blos nach dem Gesetze, welches in dem Wesen des menschlichen Geistes ganz und allein zu finden ist. Daher kann auch die Frage so ausgedrückt werden, welches ist die eigenthümliche Handlungsart der Spontaneität?

Jedes Ding hat seine eigenthümlichen Gesetze, nach welchen es ist; so auch der menschliche Geist. Ist ein Gesetz in dem Wesen desselben selbst gegründet, so muß sich der Geist eben dadurch selbst Gesetz sein, folglich, wenn er handelt, kann er nur allein nach demselben handeln.

Die eigenthümliche Handlungsart des Geistes ist nun nichts anders als das über alles herr-

schende

schende und nur sich allein zum Zweck habende moralische Gesetz. Dieses ist nicht fremd und erworben, sondern eigen und mit dem Dasein selbst innigst verbunden. Durch diese in sich vollendete Selbstgesetzgebung ragt der Mensch in den Himmel, und entscheidet mit göttlicher Untrüglichkeit.

Wie die Sinnenwelt mit allen ihren Zufälligkeiten nur eine Folge der Geisterwelt und der ersten Bedingung, wodurch nur geschaffne und doch in sich vollendete Zwecke möglich waren, ist, (laut den Resultaten einer spekulativen Vernunft) so steht die Natur mit allen ihren Gütern dem Geiste zu Gebothe, und dieser soll durch Selbstmacht und eigne Gesetzgebung unter sich schalten und walten. (Laut dem Befehl einer praktischen Vernunft.) Der Mensch befolge nur den heiligen Willen seines in ihm kräftigen Geistes und die ganze Reihenfolge seiner Naturwirkungen wird mit dem höchsten Zwecke der Intelligenz so harmonisch ablaufen, daß Heiligkeit und Naturgesetzmäßigkeit, Gei-

stes

Veredelung und sinnlicher Anbau, himmlische Wonne und irdisches Behagen unfehlbar erreicht werden. — — — Wahrlich! eine Einrichtung der schöpferischen Weisheit, die, so bald wir sie erblicken, uns über unsre eigne Größe und erhabene Bestimmung in Erstaunen setzt! —

Der Mensch ist, zufolge der Einrichtung, die ihm Gott gegeben, gleichsam ein Amphibion, und wird dies, so viel wir einsehen können, durch alle Epochen seiner Existenz bleiben. Er ist als Intelligenz in unaufhörlicher Gemeinschaft mit Gott und der Geisterwelt und verweilt als Naturwesen jederzeit in der Sinnenwelt. Er verbindet mit einer in sich vollendeten Gesetzgebung ein unvollkommnes Vermögen. Geist und Natur zu seyn, ist sein Loos.

Ich enthalte mich hier geflissentlich einer ausführlichern Darstellung der Harmonie beyder Charaktere des Menschen, so sehr mich die Aussicht auch reizt und den Beobachter neben den Anblick der eigenthümlichen Würde der Menschheit auf die unverkenntbaren Spuren der

höchsten

höchsten Weisheit und eine rührende Anbetung seiner Vorsehung führt.

Durch die unbedingte Spontaneität erblickt sich der Mensch neben Gott, seinem Schöpfer, hat gleichen Willen, gleiches Gesetz mit ihm, und ringt durch Selbstmacht zur Höhe einer göttlichen Heiligkeit nnd Seeligkeit: durch sein Unvermögen erkennt er sich unter Gott, seinem Regierer und Wohlthäter, fühlt seine Abhängigkeit und Schwäche. Aber auch hier sieht er sich in einer Gestalt, in solchen Anlagen und Fähigkeiten, die einer unaufhörlichen Vollendung empfänglich und also tüchtig sind, einem ewigen Geiste zu dienen. Ja selbst der natürliche Umkreis, so weit ihn unser Auge in der jetzigen Laufbahn des Lebens ermessen kann, paßt so harmonisch in den Zweck der übersinnlichen Existenz, daß Naturgesetzmäßigkeit die schönste Form freyer Thätigkeit ist. Nun aber ist die ganze Natur oder Sinnenwelt nur eine Folge der Schöpfung der Geisterwelt. Denn da es unmöglich war, allgenugsame Intelligenzen zu

schaffen,

folglich der Schöpfer den Geistern etwas mußte abgehen lassen, denselben aber nichts an der intelligiblen Existenz und deren Gesetz abgehen durfte *); so beschränkte er ihnen die Macht. Also entstand schon aus der ersten Bedingung der Möglichkeit einer Schöpfung der doppelte Charakter einer eingeschränkten Macht unter einer uneingeschränkten Gesetzgebung, der Natur unter der Freyheit oder der Sinnenwelt unter der Geisterwelt. Kraft dieser ursprünglichen harmonischen Anpassung der Sinnlichkeit zum Zwecke der Freyheit wissen wir nun, daß selbst auch das, was annoch unserm Auge entgeht und unsern dermaligen Kräften zu hoch ist, dem höchsten Zwecke dient und nach einer weisen Anlage und Einrichtung abläuft; und so besteht neben dem Bewußtseyn unserer intelligiblen Hoheit und der Macht unserer sich selbst gesetzlichen Freyheit eine uneingeschränkte

*) Dies werde ich bey einer andern Gelegenheit ausführlicher darthun.

schränkte Ergebung in die Vorsehung Gottes und herzliche Anbetung vor seinem Throne.

So erhaben durch die übersinnliche Existenz und durch die Kraft eines in sich vollendeten Gesetzes sind nun ohne Ausnahme alle Menschen. Hieran gebricht es dem Säugling so wenig, wie dem Greise, und dem Dürftigen so wenig, wie dem Herrn im Purpur. In allen Menschen keimt oder reift dieser bewundernswürdige Adel.

Und der Monarch, welchem es zu Theil ward, an der Spitze Millionen solcher Wunderwerke der schaffenden Weisheit zu stehen — wie viel ward ihm zu Theil und wie heer und schauervoll muß der Gedanke nicht auf seine Seele wirken, wenn er bedenkt, daß er der Vormund so vieler und so edler Wesen seyn soll! Nichts mehr und nichts weniger wird ihm anvertraut, als in einem Theile der Welt die Stelle der Gottheit zu vertreten, den Willen einer allgenugsamen Heiligkeit zu lehren und zu handhaben.

Der

Der Regent ist Mensch, menschlicher Natur und menschlicher Bedürfnisse; in allen, was der Menschheit unveräußerliches Erbtheil ist, seinen Mitmenschen gleich. Und worauf kann selbst der Monarch stolzer seyn, als auf seine Menschheit? Worauf mehr achten, als die Würde und den höchsten Zweck seines Daseyns? Ein Gott durch die unbedingte Selbstthätigkeit und ihr Gesetz, und ein Naturwesen durch die ihm beschränkte Macht. Das Gesetz der Heiligkeit und mit diesem das Bewußtseyn eines unendlichen Ziels in seiner Seele tragen, letzter und höchster Zweck der ganzen Schöpfung seyn, — dies ist eine Würde, gegen welche selbst der Glanz des gepriesensten Weltbeherrschers verlischt. Alle irrdische Vorzüge verliehren sich bey dem Anblick der emporstrebenden Seelengröße, wie ein Tropfen im Ozean; denn es ist Durchaus alles, was zur Naturexistenz des Menschen gehört, Armuth und Reichthum, Niedrigkeit und Hoheit, Dürftigkeit und Pracht, Ohnmacht und Gewalt, nur Mittel, nur Bedingtes

bingtes zu höhern und unbedingten Zwecken. Allein die Entwickelung und der Emporschwung des Geistes, Anwachs innerer Würde und Erhebung der sittlichen Selbstmacht ist der höchste Zweck; alles andere steht unter diesem, soll ihm dienen und von ihm gebraucht werden.

So auch alle irdische Vorzüge eines Regenten, so schätzbar sie auch sind, sollen und können dennoch an sich keinen eigenthümlichen Werth begründen, — sie sind Mittel zu höherer Absicht.

Zuerst ist sich selbst der Regent der nächste, und alles zufällige Gut seiner irdischen Existenz soll er dazu anwenden, um eigne und innere Würde zu erreichen. Nun ist aber das vorzüglichste Glücksgut eines Regenten dieses und alles übrige ist nur als eine Folge von diesem anzusehen; daß er berufen ist, der Vormund einer großen Gesellschaft vernünftiger Wesen zu seyn, das heißt, die Stelle der Gottheit zu vertreten, deren heiligen Willen zu lehren und zu handhaben. Hierauf zielt der Standpunkt und

das

das ganze Naturleben eines Regenten ab, und indem er dieses dazu anwendet, so gründet er seine eigne Würde. Hinfolglich fällt hierdurch die höchste Pflicht eines Regenten für sich selbst mit der Absicht seines Regentenamts in eins und dasselbe zusammen.

Jeder Mensch ist kraft seiner unbedingten Existenz ein selbstthätiges Wesen, seine Selbstthätigkeit aber hat ein Gesetz, das der Fülle seines Daseins vollkommen entspricht. Dieses Gesetz ist wiederum eigenthümlich, und enthält die einzige Handlungsart des Geistes. So unbedingt und unendlich das Dasein eines vernünftigen Wesens ist, eben so unbedingt und unendlich ist auch dessen Gesetz. Dieses ist zugleich machthabend in dem Menschen, so daß es die Regel und das Interesse, welches man an der Befolgung derselben nimmt, zugleich in sich faßt. Aber auch eben so unendlich das Objekt ist, welches das Gesetz vorschreibt, eben so unendlich ist, die intensive Kraft desselben, das

Be-

Bestreben nach dem Objekte zu bewirken; denn der Mensch, allein seiner Vernunft überlassen, erkennt nicht blos das Gesetz und dessen absolutes Objekt, sondern fühlt auch einen unbegränzten Trieb in sich selbst, nach dem erkannten Ziele zu streben.

Daher ist der Geist sich selbst Gesetz, setzt sich selbst das Ziel des Gesetzes, und giebt sich selbst das unbedingte Motiv nach dem Ziele zu streben. — Alles mit einer Einhelligkeit und Untrüglichkeit, die mit geringer Mühe selbst dem rohesten Verstande einleuchtet.

Zugleich erkennen wir, daß es nichts höheres geben könne, als dieses geistige Gesetz, denn es ist in sich vollendet; nichts erhabeners, als dessen Objekt, denn dies ist unendlich; nichts mächtigeres als die innere Kraft des Gesetzes, denn es interessirt und befehlt ohne Einschränkung.

Es kann dennoch der Wille Gottes selbst von uns nicht richtiger gefaßt und würdiger gedacht werden, als der reine Wille des menschlichen

Geistes

Geistes *). Der Wille der allgenugsamen Intelligenz ist das Gesetz der Heiligkeit, und dies ist auch das Gebot des reinen Willens unsers Geistes. Aber bei Gott entspricht das Vermögen dem Willen, nicht so bei dem Menschen.

Zu

*) In Rücksicht des reinen Willens unsers Geistes sind wir Gott, unserm Schöpfer, vollkommen gleich. Hier gilt es von uns allen, was dort Christus von sich sagte; „ich und „der Vater sind eins", welches er anderwärts dadurch erklärt, daß er eben das wolle, was sein Vater wolle. In der That ist das Gesetz des reinen Willens des Geistes das Fundament der ganzen Lehre Jesu, und in Rücksicht des Willens mußte Jesus nicht etwa blos seinem Vater ähnlich, sondern ihm ganz gleich seyn. Hier mußte entweder vollkommene Einheit und Harmonie mit dem göttlichen Willen sein, oder seine ganze Lehre blieb unvollkommen. Der zweite Punkt der Einheit Jesu mit seinem Vater war die Angemessenheit seines thätigen Lebens zum reinen Begehren des Geistes. Durch diese Einhelligkeit seiner Lehre mit seinem Leben that er der göttlichen Forderung ein vollkommnes Genüge. Daher ist seine Lehre nicht blos eine vollkommene Religion, sondern sein Leben auch ein Muster der Frömmigkeit.

Zu unserm uneingeschränkten Willen kommt eine eingeschränkte Macht; zum obern Begehrungsvermögen sinnlicher Hang. Wenn also die Gottheit stets dem Gesetze der Heiligkeit gemäß handelt, so haben wir die Pflicht auf uns, unsre sinnliche Natur nach dem geistigen Gesetze zu regieren.

Dennoch aber haben wir über unser Vermögen, über unsere Naturexistenz, so weit sie in unsrer Macht ist, vollkommene Freiheit. Wir haben und dürfen kein höheres Gesetz, das uns als handelnden Wesen obliegt, anerkennen, als allein das Gesetz der Intelligenz oder unsers reinen und eignen Willens. Denn dies stellt uns in Rücksicht unsrer Handlungen *) als ganz uneingeschränkt dar und gebietet mit absoluter Unendlichkeit. Daher giebt es für uns als Geister keinen

*) Das ist Wirkungen, die wir als von uns selbst hervorgebracht denken müssen, in deren Beziehung wir also unbedingte Kausalität haben.

nen weitern Befehl, weder im Himmel noch auf Erden, wie wir über unser Naturvermögen schalten und wallten sollen, als allein denjenigen, welchen wir uns selbst auferlegen. Dieser ist's, der eben dadurch, daß er aus uns selbst, aus unserm unbedingten Dasein quillt, uns mit unverletzbarer Majestät winkt. Kein Mensch darf und soll von diesem erhabnen Gesetze mit Wissen und Willen abweichen, oder er wird ein Verräther und Verbrecher an seiner eignen Majestät. Gott selbst kann und will in diese Würde seiner Geschöpfe keinen Eingriff thun. Er kann nicht, weil auch schon mit der bloßen Möglichkeit, daß es Gott könne, die Dignität der Intelligenzen wegfiele, denn das unbedingte Dasein und eine unbedingte Selbstthätigkeit schließt schon die Möglichkeit einer Bedingung aus. Eingriff in eine unbedingte Spontaneität ist Vernichtung derselben. Es giebt kein drittes. Gott will aber und wird auch nie der intelligiblen Würde seiner Geschöpfe Eintrag thun, eben deshalb, weil er sie so erschaffen hat, das ihr we-

sentlicher

sentlicher Charakter dies gar nicht zuläßt. Wir stehen also kraft unsrer geistigen Existenz im eigentlichen Verstande neben Gott, haben mit ihm einen Willen und ein Gesetz. Unser Wille harmonirt mit dem göttlichen, aber in so fern er für uns gesetzlich ist, ist er immer und allein unser eigner Wille. Wir haben uns auch deshalb nie anders, als von Gott Belehnte anzusehen; so daß er sich innerhalb demjenigen, was unser geworden ist, aller Einmischung begeben hat. Kurz wir sind über unsere Naturexistenz, so weit sie in unsrer Macht steht, uneingeschränkte Sachwalter und haben keine andere Norm der Verwaltung und des Gebrauchs, als unsre Selbstgesetzgebung *).

Han-

*) Die vollkommne Unabhängigkeit des Menschen, als einer Intelligenz, von einem fremden Willen, sey er Gottes oder eines Menschen, kann nicht genug beherzigt werden; so lange hier noch der geringste Zweifel im Herzen übrig ist, kann die Moralität nicht aufkommen. Denn denkt sich der Mensch nach seinem Geiste nicht vollkommen Souverain über

Handeln wir dem Gebote unsers Geistes gemäß, so verwalten wir unser irdisches Vermögen am besten; denn Gott hat die Natur dem Zwecke

sich selbst, so hat auch noch fremder Befehl einen Einfluß auf seine Selbsthandlung, und man muß wissen, daß der Tugend und Religiosität grade immer so viel an ihrem innern Werthe abgeht, als durch fremde Motive dazu gewirket worden ist. Wer z. B. etwas thäte, blos weil er bedächte, es sey der Wille Gottes oder des Königs, der würde sich deshalb nicht den geringsten Werth beilegen können. Wenn er aber weiß, er müsse eben dasjenige thun, und wenn er es weder als den Willen Gottes noch des Königs kennte, sondern blos weil es die Gesetzgebung seines eignen Geistes verlangte, und er thut es, allein alsdenn hat er der Würde seines unbedingten Daseins gemäß gehandelt. Ein fremder Wille darf nie den alleinigen Antheil an unsern Handlungen haben; alles was er vermögen soll, ist dies, daß er veranlaße; und finden wir denn seine Zumuthung unserm eignen Willen gemäß, so thun wir ihn, aber nicht um seinetwillen, sondern aus eignem Willen und Selbstgesetzgebung. Da aber der göttliche Wille in dem reinen Willen der Intelligenz in seiner ganzen Fülle enthalten ist, und mit derselben vollkom-

Zwecke des Geistes vollkommen angemessen; so daß, wenn wir die Naturgesetzmäßigkeit zur Maxime unsers Verhaltens machen, wir eben dadurch unsern Naturstand vervollkommnen und unsern Geist emporheben.

Das allerhöchste Gesetz, welches alle Menschen ohne Ausnahme, Obrigkeit und Unterthan haben ist dieses: **Wirke aus und nach dem Ge-**

men harmonirt, so wird durch diesen zugleich auch immer jener erfüllt, und so fällt die reine Gesetzgebung unsers Geistes mit dem heiligen Gebote Gottes in eins. Christus hatte diese Harmonie unsers Thun und Lassens mit dem göttlichen Willen auch ganz allein zum Gegenstande; denn eben darum gründete er allen unsern Gehorsam gegen Gott auf die Liebe zu Gott, welches unmöglich gewesen wäre, wenn er nicht aus eigner Auferlegung hätte entquillen sollen. Durch diese Souverainität unsers Geistes hört aber unser Verhältniß zu Gott als unserm Schöpfer und Wohlthäter gar nicht auf; sondern steht durch unsre Naturexistenz fest. Allein dieses würde mich zu weit abführen. Ich habe es hier nur mit dem höchsten Ressort der Gesetzgebung zu thun.

Gesetze deiner unbedingten Spontaneität in deiner natürlichen Sphäre, nach allgemeinen Naturgesetzen, so viel du kannst.

In dieser Formel liegen besonders folgende Stücke: 1. Das unbedingte Dasein steht oben an und die ganze Naturexistenz ist nur eine Folge desselben. 2. Das Gesetz der absoluten Spontaneität ist nicht blos höchste Regel, sondern giebt auch aus sich selbst das Interesse zur Befolgung. Es hat also allein eine unbedingte Kausalität in Rücksicht unsrer Handlungen. 3. Unsre Naturexistenz ist die Sphäre der Machthabung des Geistes, also in allen und jeden Theilen ihm unterworfen. Alles Irdische, nicht allein Geld und Gut, Ehre und Ansehen, sondern auch alle Talente, Witz, Einsicht und Verstand dienen einem höhern Zwecke. Ja die ganze Bearbeitung und Kultur des Menschen ist nur ein Mittel der Erweiterung der Sphäre für den handelnden Geist. 4) Naturgesetzmäßigkeit ist die beste Form, deren sich der Geist bedienen kann, um seinen Zweck zu erreichen.

Will er also über die Natur herrschen, so ist Naturgesetzmäßigkeit das Mittel dazu. Nicht also die Form der Natur, sondern ihre Materie macht den Gegenstand der Behandlung aus. Der Mensch behandelt aber denn die Natur, wenn er durch Selbstanstrengung den Stoff derselben zu seinen Absichten gebraucht. ς) Nur so viel, als wir können, sollen wir thun. Der Werth des selbsthandelnden Wesens ergeht nicht aus der Größe der Ausdehnung seines Wirkungskreises, sondern aus der intensiven Anstrengung und Stärke des Geistes. Der Geist eines Dürftigen hat öfters viel mehr Dignität, als der eines Großen. Es kommt auf Selbstmacht und Obergewalt des sittlichen Gesetzes an. Allein es muß beherzigt werden, daß kein Mensch einen so engen Naturkreis habe, der ihm nicht einen wirklich unendlichen Stoff zur Geistesübung gäbe. Niemand kann sagen: nun kann ich nichts Gutes mehr thun.

Das oberwähnte Grundgesetz umfaßt die ganze Bestimmung des Menschen und läßt kei-

nen Zweck, er mag absolut oder bedingt seyn, aus der Acht. Es vereinigt den Zweck unsers unbedingten Daseyns mit der Absicht unsers Naturlebens, und dringt auf die Erhebung der Selbstmacht und den Anbau der Naturanlagen zugleich. Es erzielt Würde des Geistes und irdischen Wohlstand.

Da nun dieses das unabänderliche Gesetz für alle Menschen ist, so wohl für den Regenten für sich selbst, als auch für jeden Unterthan insbesondere, so ergiebt sich, daß die Regierung eben dieses auch zur obersten Norm aller Gesetzgebung machen müsse. Die Absicht aller Gesetze, welche gegeben werden, kann und darf keine andere seyn, als auf Erhebung des Geistes die Glückseligkeit zu gründen.

Jeder Mensch ist, laut dem Gesetze seiner unbedingten Selbstthätigkeit und einer uneingeschränkten Belohnung von seinem Schöpfer, Herr seiner selbst, und in Rücksicht seiner Handlungen zunächst sich selbst verantwortlich. Hieraus ergiebt sich, daß dem Menschen, als einem

handeln-

handelnden Wesen nie ein Zwang angethan werden könne und solle. Denn alles, was der Mensch durch irgend eine fremde Kraft vermogt wird, zu thun, da ist er nicht erste, sondern bloß Mittelursache; er dient hier nur und handelt nicht. Alles aber, wovon der Mensch nicht die unbedingte Ursache ist, kann nicht als von ihm Selbst gewirkt angesehen werden, was aber dieses nicht ist, hat für den Menschen weder Werth noch Unwerth. Will also die Gesetzgebung dem allerhöchsten Gesetze aller Menschen, ja aller vernünftigen Wesen nicht entgegen wirken, so darf ihr Einfluß nie zwingend seyn. Nun soll aber doch die Regierung auf die Untergebenen einfließen; wie wird demnach ihr Gebot beschaffen sein müssen, damit es seinen Zweck erreiche, ohne jedoch der eigentlichen Würde des Menschen zu nahe zu treten? Der wesentliche Charakter des Geistes giebt hier wiederum den richtigsten Aufschluß. Gesetze können nur dem Geiste gegeben werden; sie müssen also zu seiner unveräußerlichen Eigenthümlichkeit harmoniren; diese ist aber

Freiheit, oder unbedingte Kausalität. Gesetze also, die der Freiheit gegeben werden, müssen ihr eigenthümlich seyn, das ist, sie müssen in ihr selbst sich auferlegt werden. Die gesetzgebende Macht hat also hier weiter nichts als das Geschäft einer Hebamme; sie hilft und erleichtert die Gebährung der Frucht, womit der Geist durch sich selbst beschwängert ist. Die Gebote müssen demnach alle so beschaffen seyn, daß sie aus dem unveräußerlichen Charakter des menschlichen Geistes genommen sind. Mit einem Worte: Liebe ist das Verhältniß des Gesetzgebers zu seinen Unterthanen. Diese findet nur statt, wenn die Zumuthung mit der Selbstgesetzgebung des Geistes harmoniert. Nicht also durch Macht und Zwang, sondern durch Harmonie des Gebots mit den nothwendigen und bedingten Zwecken aller Unterthanen muß die Obrigkeit Einfluß suchen.

Hieraus erhellt nun, daß jede Anordnung also angethan sein müsse, daß sie sich vor dem reinen Willen der Subjekte rechtfertigen könne.

Durch

Durch diese allgemeine Bedingung aller Gesetzgebung ist es denn ferner möglich, das zu erreichen, was gleichsam der Stein der Weisen aller Obrigkeit ist, einen willigen Gehorsam.

Dieses giebt uns auch das wahre Verhältniß des Regenten zu seinen Untergebenen an, welches darin besteht: daß jener den Emporschwung der Selbstgesetzgebung des Geistes allen seinen Subjekten erleichtert nnd befördert und diese seiner Leitung willige Folge leisten.

Nur in so fern der Gesetzgeber die erste Bedingung erfüllt, kann ihm das zweite, als ein nothwendiger Erfolg, nicht entstehen. Alle Gesetze müssen so angethan sein, daß sie mit dem reinen Willen der Unterthanen harmoniren und wenn sie von diesen bei Lichte besehen werden, so müssen sie sie als aus ihrem eignem Geiste geflossen beherzigen. Nur auf solche Art können der höchste Zweck der Unterthanen und die allgemeinen Rechte der Menschheit mit der wahren Würde und Hoheit des Regenten bestehen. Denn diese beiden Dinge, Regentenwürde und ungekränkte

kränkte Menschheit gehen beständig Hand in Hand.

Durch jedes Gesetz also, das der Souverain giebt, was er aber nicht vor dem reinen Willen seiner Unterthanen und also auch nicht vor sich selbst verantworten kann, sinkt er zugleich von seiner gesetzgeberischen Würde und fällt eben so sehr in den Augen einer unpartheiischen Weisheit, als er sich an dem Heiligthum einer unbedingten Existenz, oder sittlichern Freiheit vergreift.

Ein weiser Regent wird deshalb nie ein Gesetz geben müssen, ehe und bevor er evident einsieht, daß es mit der sittlichen Bestimmung des Menschen harmoniert; und es wird in der Verwaltung des Staats keine einzige Anordnung aufkommen dürfen, die nicht zuförderst von der reinen Moralität heilig gesprochen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

VII.

Türkisches Kriegslied, im Jahr 1787.

Die Mahomsfahne fodert uns,
Frisch auf zu Kampf und Sieg!
Herbey, herbey mit Mann und Roß!
Herbey mit Säbel und Geschoß!
Gerecht ist unser Krieg.

Haut wacker, brave Spahis, haut
Mit Damascenern drein!
Steh mannschaft, edler Janitschar!
Zermalme, fliegender Tatar,
Den Feind in Streiferei'n!

Wir streiten nicht für Bazensold
Und für Kopeken nicht.
Wir schützen mit vereinter Hand
Ein angestammtes Vaterland,
Nach ächter Islamspflicht.

Die Grünen dort von Norden jagt
Zurück in's kalte Nest!
Sie stahlen erst, und sagten drauf,
Das wäre so des Rechtes Lauf,
Und nannten's Manifest.

Bey Gottes Thron und Mahomed!
Das thut kein Muselmann.
Das thut auch nicht ein guter Christ.
Doch ihre Kabinetterlist
Geht's Christenthum nichts an.

Und dort die Weissen? Ja, die sind
Ein Volk, des Kampfes werth.
Doch wer aus Unterthanenpflicht
Den heil'gen Bund des Friedens bricht,
Der falle durch das Schwerdt!

Ihr wißt es, was statt Bazensold
Uns der Prophet verhieß.
Drum frisch heran zum Siegeskampf!
Durch Stahlgeklirr und Pulverdampf
Hinein in's Paradies!

B.

VIII.

Der Einsiedler und der Jüngling.

Fragment eines Gespräch's.

Einsiedler.

Und du hast vieles gelernt auf diesen Wohnsitzen der Weisheit?

Jüngling. Alle meine Lehrer gaben mir das Zeugniß eines jungen Menschen von ungewöhnlichen Kenntnissen.

Eins. Du besitzest also ungewöhnliche Kenntnisse?

Jüngl. Würden mir's sonst meine Lehrer bezeugen?

Eins. Das wohl. Aber sag' mir, wie lebt der Mensch am glücklichsten?

Jüngl.

Jüngl. Wie?

Eins. Du hast ungewöhnliche Kenntnisse, mein' ich!

Jüngl. Aber wie hängt jene Frage damit zusammen?

Eins. Wie Zweck mit Mittel. Du hast sie dir wohl nie gethan.

Jüngl. Unsre Philosophen werden sie zu beantworten wissen. Soviel ich mich erinnre, gehört sie in die Prolegomenen zur Moral. Es könnte aber auch seyn, daß sie in der Psychologie vorkäme. Ich weiß das nicht mehr genau; denn ich habe mich nicht auf Philosophie gelegt.

Eins. Legt man sich bey euch auf Philosophie?

Jüngl. Wie?

Eins. Ich meine, ob man sie lernt, wie Geschichte, Jurisprudenz, Arzneykunde?

Jüngl. Jeder Studirende pflegt gleich zu Anfang seiner gelehrten Laufbahn die Philosophie voran gehen zu lassen. Dies dient dazu, für

ander

andre Wissenschaften einen guten Grund zu legen.

Eins. Und was baut man auf diesen Grund.

Jüngl. Jeder sein gewählstes Fach. Ich zum Beyspiel, bin ganz Gelehrter geworden, und mein Fach ist alte Literatur und Geschichte. Indeß hab' ich auch einige philosophische Kollegia gehört.

Eins. Kollegia gehört? heißt das bey euch, sich auf Philosophie legen?

Jüngl. Wie soll man's denn sonst machen? daß man, soviel es die übrigen nothwendigen Beschäftigungen erlauben, auch philosophische Schriften lies't, versteht sich ohnehin. Wer aber nicht eigentlich Philosoph werden will, der hat dazu nicht viel Zeit übrig. Man hat so viele Kenntnisse einzusammlen. —

Eins. Richtig, mein Sohn. Jetzt erst fange ich an dich zu verstehen. Eure Wissenschaft besteht in dem, was ihr einsammlet, und viel auf

diese Art eingesammlet haben, heißt ein gelehrter Mann seyn. Ist's nicht so!

Jüngl. Wenn du's so nennen willst, ja.

Eins. Und warum sammlet ihr ein?

Jüngl. Um ein Mann von Kenntnissen und Gelehrsamkeit zu werden.

Eins. So, so! Ihr sammlet um gesammlet zu haben. u. s. w.

Berlinisches Journal für Aufklärung.

Herausgegeben von G. N. Fischer und A. Riem.

Vierten Bandes drittes Stück.

September 1789.

I.

Ueber den Geist der Gesetzgebung und das Verhältniß zwischen dem Unterthan und Souverain.

(Fortsetzung 4. B. 2. St. S. 186.)

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, so sehr sie auch von den mehresten Staaten verkannt wird, daß es nie ein Staat zu einer sonderlichen Höhe bringen wird, so lange noch alle seine Maximen den bloßen Wohlstand zum Zwecke haben.

Nur erst alsdenn wird ein Staat den ganz gefahrlosen Weg zu seiner Erhöhung wandeln, wenn er die Geistescultur der Unterthanen, oder eine sich selbst gesetzliche Freiheit der Menschen zu seinem höchsten und unbedingten Zweck macht.

Die erste Frage, welche ein Gesetzgeber an sich thun muß, wenn er einen Befehl geben will, ist immer diese: kann ich meine Zumuthung auch vor dem reinen Willen der Vernunft verantworten? Oder: bin ich überzeugt, weiß ich apodiktisch *), daß mein Gesetz der reinen Moralität und dem sich selbst gesetzlichen Geistesschwung der Unterthanen nicht allein nicht widersteht, sondern ihn befördert, und ihn sich allein zum höchsten Zweck macht? Erst alsdenn, wenn die Regierung sich bewußt ist, daß sie die

Vered-

*) Denn hier muß jederzeit die völlige Evidenz einleuchten. Nie muß man hier Vermuthen, Meinen oder Glauben, sondern allezeit wissen; denn die Gewißheit ist hier nicht allein zu aller Zeit möglich, sondern auch Pflicht.

Veredlung und Geisteskultur unter der Oberherrschaft einer über alles gebietenden Moralität beabsichtet, kann sie ihr Auge auf den Wohlstand richten. Die Sittlichkeit und ein edler Schwung des sich selbst gebietenden Geistes geht über alles, alles übrige muß ihm nachstehen.

Der Staat hat also zwar allerdings auf den Wohlstand des Reichs zu sehen, allein er muß ihn durch Geistesveredlung zu erreichen suchen. In der Ordnung geht diese voran und jene folgt. Mit einem Worte: der politische Wohlstand einer Nation muß die Folge ihrer sittlichen Vervollkommnung seyn. Nur alsdenn stimmt die politische Macht mit der moralischen Stärke und hat einen bleibenden Werth für den Staat.

Man sollte zwar glauben es sey einerlei, wenn nur Wohlstand erzielt wird, er mag durch bloße Politik oder zuoberst durch Moralität erreicht werden; allein der Unterschied ist sehr wichtig. Wenn man allenfalls auch gegen andere Staaten blos politisch verfährt, obgleich

auch

auch dieſes unter der Würde der Menſchheit iſt, ſo kann es doch nie einer Regierung verziehen werden, wenn ſie ihre Unterthanen nur in dieſer Hinſicht behandelt. Die Politik hat eigentlich nichts als den irdiſchen Gewinn zur Abſicht, und wenn ſie ſich in ihrer Maxime treu bleibt, ſo untergräbt ſie alle Moralität. Ja wenn nicht die allgemeine Stimme der Sittlichkeit ſo laut tönte, daß ſie ſich nie ganz unterdrücken ließe, ſo würde ein Staat, worin die Politik allein das Wort führte, das abſcheulichſte Beiſpiel einer ſich immer aufs neue überliſtenden Perſonage geben.

Die Politik macht klug, aber die Moralität macht edel. Die Klugheit geht auf Gewinn aus und ſucht und nimmt ihren Vortheil wo ſie ihn findet; allein der Edelmuth hält auf perſönlichen Werth und reine Sittlichkeit; ſich ſelbſt nicht verächtlich zu werden, iſt ſein eifrigſtes Beſtreben. Der Edle iſt klug, um edel zu handeln, und hält ſeine Gewitztheit unter der Zucht einer ſittlichen Obergewalt.

Ein weiser Staat wird deshalb seine Bürger zwar klug, allein er wird die Klugheit der Sittlichkeit zinsbar machen.

Dies gilt aber nicht blos bei dem Verhältnisse des Staats zu seinen Bürgern, sondern auch der Staaten unter einander. Ein Staat, dessen Benehmen gegen andere Staaten durch nichts als die Regeln des Vortheils bestimmt wird, sorgt dabei immer sehr schlecht für sich selbst. Es war eine Zeit, da besonders Frankreich, wie es dessen eigne Schriftsteller rühmen, die Maximen der Klugheit in ihren feinsten Zügen ausübte und seine ganze Größe darin setzte, andere Staaten zu überlisten und in ihren Vortheil zu ziehen; allein es stand zu erwarten, daß Andere die Intriguen endlich entdecken und der Staat alles Zutrauen und Glauben verlieren würde. Weit edler benimmt sich Preussen, das die Maximen der Politik dem Gesetze der Sittlichkeit unterordnet, und seinen Wohlstand sucht, ohne die Ehre der Menschheit zu kränken.

Ein Staat, der die Verstandeskräfte der sittlichen Veredlung zinsbar macht, gründet einen bleibenden Wohlstand und setzet sich, außer der Verwunderung, die seine einsichtsvolle Maaßregeln erregen, auch in Achtung. Ein Tribut, welcher allein der aus allem hervorleuchtenden Moralität gezollt wird. England und Preussen werden deshalb immer einen sicherern Weg der Wohlfahrt gehen; wenn sie die klüglichen Maximen, dem Edelmuth unterwerfen, als Frankreichs Minister, die in den versteckten Gängen der Gewitztheit und Ueberlistung das Nonplusultra der Staatskunst suchen. Eine Allianz, die nichts als das Interesse knüpft, ist genau besehen, ein Unding, denn sie beruht auf einer sich selbst zerstöhrenden Maxime; sie zertrümmert selbst den Staat des Alliirten, wenns nur der Vortheil so will. Nicht so der Bund, welchen das Gesetz der Sittlichkeit heiligt; über ihn wacht Rechtschaffenheit und persönliche Würde, und kein Theil wird und kann ihn brechen, als wenn er die Stimme des Edelmuths für sich hat.

Zusätze.

* * *

Zusätze.

A. Ich habe nur die Absicht gehabt, den nothwendigen Charakter aller Gesetze anzugeben, ohne mich ins Detail darüber einzulaßen. Es ergab sich, daß dieser allgemeine Geist der Gesetzgebung aus dem Wesen des unbedingten Daseyns des Menschen abgeleitet werden mußte. Nemlich: das Gesetz der unbedingten Existenz aller vernünftigen Wesen, ist die erste und höchste Instanz aller Gesetzgebung auf Erden. Jedes Gesetz, das der Staat giebt muß sich von dem reinem Willen einer sich selbst zum Zweck habenden Intelligenz rechtfertigen können. Folglich muß der Gesetzgeber die Gewißheit haben, daß sich alle Unterthanen, bei hinreichender Einsicht und Prüfung, das Gesetz selbst auferlegen werden. Das Auszeichnende und vor allen Mitgeschöpfen hervorragende der Menschen, oder Zwecke an sich selbst, besteht darin, daß sie sich selbst Gesetz

sind,

sind, folglich nicht blos die allgemeine Regel des Verhaltens in sich selbst haben, sondern sich auch selbst Motiv und Ursache zur Gesetzesbeobachtung sind.

Aus der ersten und unerlaßlichen Bedingung aller Staatsgesetze ergiebt sich nun auch der höchste Zweck aller Staatsverweser. Nemlich: sie müssen alles auf die sittliche Ausbildung und Veredlung der Unterthanen anlegen. Das Verhältniß des Regenten zu seinen Unterthanen ist das Verhältniß einer obwaltenden Weisheit zu Subjekten, die eben derselben fähig sind; sie bei sich emporzubringen wünschen, und empor bringen sollen.

Da nun die Obrigkeit den Beruf hat, bei den Unterthanen, die Obergewalt des sittlichen Gesetzes oder einer Freiheit, das ist, eines sich selbst gesetzlichen Verhaltens empor zu bringen und zu halten, so fließen aus diesem höchsten Zwecke alle andere Pflichten einer Regierung.

Das Gesetz der sich selbst gebietenden Freiheit ist ein allgemeines Gesetz; gehört also für

ein Vermögen, das nur allein allgemeiner Vorstellungen empfänglich ist. Nun ist aber dies allein der Verstand, hinfolglich ist es, da das sittliche Gesetz nur allein durch den Verstand vorgestellt werden und durch ihn Kausalität und Macht haben kann, Beruf, unerlaßlicher Beruf der Regierung, die Verstandesbildung der Nation zu befördern. Einsicht und Erkenntniß sind nicht an sich erforderlich und Pflicht; aber sie sind durchaus nothwendig und Pflicht oder Mittel, weil ohne sie das allgemeine Gesetz der absoluten Existenz nicht vorgestellt werden, und Macht haben kann.

Also ist um der Machthabung des sittlichen Gesetzes willen der Verstand da, und dessen Ausbildung nöthig. Die Ausbildung des Verstandes aber geschieht dadurch, daß die einzelnen Vorstellungen also Anschauungen unter Begriffe gebracht werden. Soll nun, wie wir oben gesehen haben, der Verstand zum Behufe des moralischen Vermögens thätig seyn,

und

und besteht seine ganze Thätigkeit darin, daß er die einzelnen Dinge unter allgemeine Begriffe befaßt, so erfolgt hieraus, daß die Absicht des Menschen seyn soll, nach allgemeinen Vorstellungen zu leben. Nach Regeln zu verfahren, nicht bloß durch Eindrücke getrieben zu werden, ist die Bestimmung des Menschen durch seinen Verstand.

Also soll der Verstand die Sinnlichkeit unterwerfen, und sich den blinden Lauf der Dinge in einen verständlichen Gang nach Regeln verwandeln. Nun ist das Verfahren des Menschen, wo er sich den blinden Lauf in einen verständlichen Gang verwandelt, oder wo er seinen Verstand über die sinnlichen Data wirken läßt, nichts anders als das Verfahren des Kultivirens. Die Kultur ist lediglich ein Werk des Verstandes, eine Frucht eines selbstthätigen Wesens, das nicht mit dem Laufe der Dinge maschinenmäßig fortgeht, sondern sich die Dinge unterwirft, Versuche anstellt, sie behandelt und es darauf anlegt, den blinden Gang unter

eine

eine Regel zu bringen. Soll also der Mensch seinen Verstand gebrauchen, so kann dieses nicht anders geschehen, als dadurch, daß er sich der Natur bemeistert. Nun ist aber ohne Verstandesbildung keine sittliche Selbstmacht möglich, die doch der höchste Zweck der Schöpfung ist, folglich ist die Verstandesbildung Pflicht und da dies ist, und die Thätigkeit des Verstandes allein in der Behandlung der Naturdinge besteht, so ist es eine unerlaßliche Pflicht aller Obrigkeit, die Kultur zu befördern.

Dies ist die einzige Art, wie man die sich einander gar oft zuwider scheinenden Maximen der Regierung ordnen und alle insgesammt zum wahren Besten der Menschheit vereinigen kann.

Hieraus erfolgt denn auch eine Anweisung, womit alle Menschen zufrieden sein könnten und sollten; nämlich

1) Gehorche unverbrüchlich dem Gesetze deines Geistes.

2) Uebe ohne Unterlaß deine Verstandeskräfte, und

3) Kul-

3) Kultivire!

Die Regierung geht von unten nach oben.

Kultivire, weil dies der Gegenstand deiner Verstandesthätigkeit ist, bilde deinen Verstand, weil ohne dies das Sittengesetz keine Macht bei dir haben kann. Also ist die Kultur um des Verstandes willen, die Verstandesbildung um des sittlichen Vermögens willen, und dieses um sein Selbst willen.

Die Kultur befördert den Wohlstand, die Uebung der Erkenntnißkräfte macht klug, und die Achtung fürs Sittengesetz macht edel.

Die Anlage ist von unserm weisen Schöpfer so gemacht, daß nur durch die Harmonie dieser drei Stücke der volle Zweck des menschlichen Lebens erreicht werden kann. Denn ist gleich die sittliche Vervollkommnung das höchste Ziel der Menschheit, so kann sie doch ohne die Ausbildung des Erkenntnißvermögens nicht erreicht werden, und ohne das Feld des Kultivirens hat dieses wiederum keinen Gegenstand der Thätigkeit und Anwendung. Die Kultur ohne fortwährende

währende Anstrengung des Verstandes wird zum Mechanismus, die Anstrengung des Verstandes ohne materielle Gegenstände der Behandlung bloße Spekulation, und Sittlichkeit ohne ein Feld ihrer Obermacht leere Andächtelei. Nur denn, wenn alle Vermögen des Menschen gleichmäßig geübt werden, und zu einem Zwecke zusammen stimmen, kann die Absicht des Schöpfers erreicht werden. Edelmuth, Einsicht, und Geschäftigkeit, dies sind die drei Elemente unsrer Bestimmung.

Die Regierung hält also zuoberst auf Sittlichkeit und befördert Tugend und Edelmuth, zweitens auf Entwikkelung des Verstandes und begünstigt Einsicht und Aufklärung, drittens auf Bemächtigung der Naturgüter, und erleichtert Anbau und Künste.

B. Ich habe gesagt; daß den Gesetzen keine Macht und Zwang zustehe. Dieß muß nicht misgedeutet werden. Es ist allein von der innern Beschaffenheit der Gesetze zu verstehen. Kein Souverain darf ein Gesetz geben, welches durch

sich

sich selbst Zwangsmittel zum Eingang nöthig machte; und dies würde der Fall seyn, wenn dagegen der reine Wille der Intelligenz revoltirte, oder, mit andern Worten, wenn der Regent seine Zumuthung nicht vor dem höchsten Gebote der Vernunft, oder einer sich selbst gesetzlichen Freiheit rechtfertigen könnte. Eine solche Zumuthung wäre an sich null und nichtig, und folglich auch die Macht abscheulich, die sie aufdringen und durchsetzen sollte. An sich müssen alle Gesetze so angethan seyn, daß sich die Unterthanen selbst dazu verpflichtet erkennen können; alsdann liegt das Motiv zum Gehorsam im Gesetze selbst, und es bedarf keines äußern Zwanges. Ganz anders aber ist es mit dem Obhalten über Gesetze, die sich zuvor schon an dem reinen Willen sittlicher Wesen gerechtfertigt haben. Der Ernst und die Strenge, welche hier der Regent ausübt, um seinen Willen geltend zu machen, richtet sich nur gegen die unsittlichen Hindernisse, welche der Befolgung im Wege stehen. Da nun der reine Wille der Unterthanen

alle-

allemal mit dem positiven Gesetze des Regenten, in so fern es sich gegen eine sich selbst gesetzliche Freiheit gerechtfertigt hat, harmoniert, so widersteht der Mensch demselben auch nie kraft seiner Freiheit, sondern es ist blos das untere Begehrungsvermögen, welches mit der Zumuthung des obern kollidiert, und dieses zu schwächen sucht. Hier tritt also die dem Gesetzgeber verliehene Macht auf und stört den leidenschaftlichen Widerstand; denn es ist hier nicht bloße Willkühr, sondern Pflicht der Obrigkeit, ob der, aus dem moralischen Gebote in ein positives Gesetz übergegangene Verordnung selbst mit strafender Strenge zu halten.

Wenn also die Obrigkeit mit Gewalt ihren Willen geltend machen darf, so müssen allemal folgende Bedingungen erfüllt seyn. 1) Das Gesetz, als der Gegenstand der obhaltenden Gewalt, muß sich durch sich selbst vor dem reinen Willen aller sittlichen Wesen rechtfertigen, 2) es muß evident seyn, daß der Ungehorsam aus dem untern Begehrungsvermögen also aus ir-

gend

gend einer Leidenschaft entquillt, und 3.) die obrigkeitliche Strenge muß sich als Pflicht erhärten lassen.

C. Welches die beste Regierungsform sey, kann nur nach Umständen entschieden werden; aber welches die beste Regierung sey, ist evident und augenbliklich entschieden. Diese kann keine andere seyn als diejenige, welche den unwandelbaren Charakter aller Gesetze, ich meine, den einer sich selbst gesetzlichen Freiheit immer vor Augen hat. Eine solche Regierung hat kein anderes Ziel, als auf die höchstmögliche Veredlung, das größtmögliche Maaß der Glückseligkeit der Unterthanen zu gründen. Deshalb arbeitet sie dahin, alle Subiekte des Staats zur Selbstthätigkeit und eignen Gesetzgebung zu leiten, und gewährt der moralischen Kraft so viel freien Spielraum, als dem Grade ihrer Ausbildung und Obermacht proportionirt ist.

Ein Staat, der die Maxime hat, nur auf die moralische Vervollkommnung der Nation, die politische Verbesserung nur auf die sich selbst gesetzliche

setzliche Freiheit natürliches Wohlbefinden zu gründen, erhebt sich unfehlbar, und gewinnt über alle andersdenkende Regenten einen immer merklichern Vorsprung.

Der Politische Vortheil muß allemal der sittlichen Forderung weichen, weil diese Zweck an sich und jener nur Mittel zu dieser ist.

In der besten Regirung ist auch nichts willkührliches, sondern alles beruht auf Pflicht. Der Regent befiehlt nicht, weil er will, sondern weil er muß, und das sittliche Gesetz ist es, das ihn nöthigt. Dies zieht die Grenze zwischen gesetzlicher Verfassung und Despotismus. Bei diesem steht Willkühr für Vernunft, bei jener rechtfertigt die Vernunft den Willen.

Ein Staat, Monarchie oder Republik, gleichviel, wo nur Gesetze regieren, verlangt nur willigen Gehorsam, und hat das für sich, daß jeder Ungehorsam gegen seine Gesetze auch zugleich ein Abfall des Unterthans von seiner eignen Würde ist; hingegen beim Despotismus

besteht der Ungehorsam sehr oft mit dem moralischen Werth der Person.

Wo das sittliche Gesetz die Regierung belebt, da bekommt die ganze Einrichtung des Staats, der Gang der Kultur, das Steigen des Wohlstandes, Patriotismus und Tapferkeit einen edlern Schwung, und gewinnen ein ehrwürdiges Ansehn. Da erhebt sich ein edler Freiheitsinn in allen Klassen der Nation und mit den zufälligen Vorzügen der Großen bestehen die allgemeinen Rechte der Menschheit.

Ohne den edlen Emporschwung einer moralischen Selbstmacht ist auch jede Freiheit ein schimmernder Prunk und gewöhnlich nichts als ein Phantom, womit sich die Einbildung herumtreibt, und das sehr oft mit finstrer Sklaverei und Zügellosigkeit gepaart geht. Nachdem Preußens Beherrscher so lange und großmüthig darauf gearbeitet haben, ihre Subjekte zu veredeln, Wissenschaft und Kultur zu befördern; nachdem man kein Gesetz kennt, als was eines von diesen Stücken beabsichtet, und

von

von keinem Verbote weiß, als was die Unsittlichkeit zügelt; nachdem alles frei ist, nur nicht das Laster, sind die Preußen gewiß so frei als die Britten *); obgleich diese ein Einzelherr und jene ein doppeltes Parlament regiert. Aber es kommt auch bei der Freiheit der Nation gar nicht darauf an, wer und wie viele an der Regierung Theil nehmen, sondern von welchem Geist die Regierung beseelt ist. Nicht der Monarch, nicht das Parlament, nicht der Reichstag muß herrschen, sondern Gesetze, welche ihre Souverainität aus dem unveränderlichen Charakter aller vernünftigen Wesen und dem nothwendigen Zwecke derselben beurkunden. Menschenliebe muß überall hervorleuchten, und jeder Verordnung Kraft und Heiligkeit geben.

Die wahre Freiheit einer Nation besteht in der Obwaltung solcher Gesetze, die das Gepräge

*) Nur mit dem Unterschiede, daß die Freiheit der Preussen von der Güte ihrer Regenten, und die Freiheit der Britten von Gesetzen abhängt, welche kein Regent so leicht beeinträchtigen darf. R.

ge der reinen Sittlichkeit an der Stirn tragen, und die sich jeder Unterthan, so bald er sie gehörig übersieht, und nach ihrer Quelle und ihrem Einfluß zu würdigen versteht, von selbst auferlegen muß — Gesetze, die Schirm und Schutz für jeden Staatsbürger sind, und wo keiner zu fürchten hat, als Frevler. Hierdurch wird diejenige Freiheit begünstigt und in Ehren gehalten, welche sich selbst Gesetz ist, und alle diejenigen Tugenden erzeugt, welche die Würde der Menschheit und die wahre Ehre des Staats sind. Hiedurch wird diejenige Kultur befördert, die geboten durch das oberste Gesetz des Daseyns sich nie selbst zum Zweck macht, sondern allein der höhern Veredlung des Geistes untergeordnet ist und ihr dient. Ein Brenne unter dem Schirm der Gewalt der Gesetze, worüber sein Monarch wacht, wird nicht allein die Früchte einer wohlgeordneten Kultur genießen, sondern auch eben des Geistesschwungs und der edlen Regungen der Seele theilhaftig seyn, welche sich der Republikaner nur allein zuschreibt.

In vielen Köpfen herrscht ein verkehrter Begriff von Freiheit. Sie ist ihren Entbundenheit von Gesetzen und ein Vermögen nach eigner Willkühr zu handeln. Hört man einen Britten oder sonst einen Freistäter über seine bürgerlichen Vorzüge gegen den Unterthan einer Monarchie sprechen, so reden sie von Sklaverei, Kleinlichkeit des Geistes, und rühmen ihren höhern Geistesschwung, ihre Entbundenheit von dem Willen der Obern, ihre Macht nach eigner Willkühr zu handeln.*) Wenn sie glauben, als Freistäter einer höhern Entwickelung des Geistes fähig zu seyn, so irren sie sich sehr

*) Mir rühmten die Britten nicht dieß, sondern daß ihre Regenten Gesetzen unterworfen wären, die die Freiheit sichern. Nur der niedrigste Pöbel kann in Gesetzlosigkeit Freiheit finden. Was der Hr. Verf. hierauf folgen läßt, macht zwar seinem Patriotismus Ehre, ist aber deshalb nicht ganz richtig. Die Erfahrung hat den Satz von Montesquiou hinlänglich bestärkt, daß Tugend eigentlich in wohleingerichteten Freistaaten Nahrung finde. Auch scheint der Hr. Verf. den Public Spirit der

sehr, denn welche Geisteshöhe können sie aufweisen, die nicht z. B. von Preussens Bürgern erreicht wäre. — Rühmen sie sich einer Entbundenheit von Gesetzen der Obern, so ist diese Ruhmräthigkeit theils ungegründet, theils wenn sie es wäre, gar nicht beneidenswerth. Entbundenheit von Gesetzen oder das Vermögen nach bloßer Willkühr zu handeln, ist auch ein Vorzug der Nomaden und aller wilden Völker, wenns wirklich ein Vorzug wäre; allein es ist dieses in den Augen eines nachdenkenden Menschen etwas ganz verächtliches. Kein Mensch, so bald er sich selbst und den höchsten Zweck seines Daseins kennt, kann wünschen, gesetzlos zu leben; weil eben in der Erfüllung der Gesetze der ganze Werth des Menschen besteht. Es kann folglich niemals der Vorzug eines

der Britten vergessen zu haben, der in keiner Monarchie statt finden kann. Freiheitgefühl macht edel — Gewohnheit an Unterwürfigkeit und Furcht, daß der Wille einzelner die Gesetze vergessen könne, schlägt nieder — und macht so edel nicht. d. H.

eines Menschen vor dem andern darin gesucht werden, daß dieser unter Gesetzen und jener unter keinen steht; weil ein jeder vernünftiger Weise, und wenn er nicht nach bloßer Willkühr der untern Begehrung, das ist, als ein Thiermensch leben will, nach Gesetzen zu leben sich bestreben muß. — Zu einem Staate gehören und doch gesetzlos leben, heißt mit den bürgerlichen Verhältnissen die Unbändigkeit eines Nomaden paaren.

Jedoch diese Freiheit will wohl kein Freistäter im Ernst verstanden wissen — also was denn für eine? Unter Gesetzen müssen sie beide leben, der Unterthan einer Monarchie und der Republikaner. Da sie aber in einem Staate und unter Gesetzen leben müssen, so kommt es nur auf die Verfassung des Staats und die Beschaffenheit der Gesetze an. Und die Gesetze? — die haben nur ein Princip, sie mögen für die Monarchie oder den Freistaat gegeben werden. Das Princip aller Gesetzgebung ist der Zweck unsers unbedingten Daseins; dieser

ser giebt uns ein Gesetz der unbedingten Selbstthätigkeit und gewährt uns die Würde, einer sich selbst gesetzlichen Freiheit; und diese darf kein Gesetzgeber, er sei Monarch, Minister, Reichsrath oder Parlament, aus den Augen verlieren, wenn er nicht von seiner eignen Würde abfallen und gegen sich selbst und die Menschheit zum Verräther werden will. Hinfolglich, da alle Gesetzgebung nur ein Princip hat, so ist es auch einer und ein ewiger unveränderlicher Geist, den alle Gesetze, sie mögen in einer Monarchie oder in einem Freistaat gegeben werden, athmen müssen, und eben deshalb müssen sie jedem Bürger, wer und wo er sei, heilig und unverletzlich sein. Es findet also hier auch kein Vorzug eines Staats vor dem andern, und eines Bürgers vor dem andern statt, sondern was hier fehlt, entweder durch schlechte Gesetzgebung des Staats, oder durch freche Zügellosigkeit des Bürgers, ist wahrer Hochverrath an der Majestät der Menschheit. In Rücksicht der Beschaffenheit der Gesetze

kann

kann also der Freistäter keinen Vorzug haben, weil diese nur einen Charakter für alle Menschen haben. Also in Rücksicht der **Verfassung des Staats.** Und diese? — muß dem Willen des höchsten Geistes der Gesetze entsprechen. Es kommt also hier wiederum dem Oberhaupte zu, es mag Monarch oder Parlament heissen, solche Einrichtungen zu treffen, wodurch Sittlichkeit, Kenntnisse und Kultur im höchstmöglichsten Grade erreicht werden. Also beruht dieses nicht auf Monarchie oder Freistaat, sondern auf der **Weisheit und Einsicht der Männer am Ruder** einer Monarchie oder Republik. *)

Wir sehen also, daß die Freiheit des Republikaners, wenn sie nicht eben so gut jedem andern

*) Nur mit dem Unterschiede, daß mehrere sich weniger von den Gesetzen entfernen können, als einer; daß der Eine im Freistaate sie nicht übertreten darf, und sie seine Leidenschaften zügeln, indeß der Eine in der Monarchie als einzelner Mensch sie manchmal leichter befriedigen kann, und ungeahndet übertreten mag; daß viele weise Männer mehr gutes stiften können wie Einer, und daß der Eine statt ein Frie-

dern Staatsbürger zu Theil werden kann, eine blosse Schimäre ist. Ein wahrer Freistaat ist der, wo solche Gesetze obwalten, unter deren Geist jeder Bürger, Reich oder Arm, Vornehm oder Gering, Schirm und Schutz findet und wo keiner fürchtet als der Frevler; wo kein Gesetz gegeben wird, als welches sittliche Veredlung und eine zu dieser abzweckende Bildung des Geistes und Kultur überhaupt zur Absicht hat; wo kein Verbot ausgeht, als allein gegen Unsittlichkeit, Bosheit und Laster; wo die gesetzlose Freiheit, das ist, Zügellosigkeit eben so sehr bezüchtigt, als edle Freimüthigkeit und erhabner Geistesschwung begünstigt wird.

Es giebt überhaupt keine Freiheit, weder im politischen noch moralischen Reiche, die gesetzlos ist; sondern die wahre Freiheit besteht darin, daß sich der Mensch selbst Gesetz ist, sich selbst

Friedrich Wilhelm zu seyn, auch ein Nero, Caligula und Carl der *XII.* seyn kann. Wir sehen hieraus, daß die Freiheit des Republikaners keine bloße Schimäre ist, wie der Hr. Verf. folgleich behauptet. R.

selbst aller guten Ordnung und Einrichtung unterwirft, kurz, der Rechtschaffenheit und Tugend dient und alle Leidenschaft beherrscht.

D. Es frägt sich, da alle positive Gesetze nur Ausdrücke der allgemeinen Gesetzgebung sind, wie weit die Regierung das Gesetz der Selbstthätigkeit in einen positiven Ausdruck verwandeln und die Selbstgesetzgebung der Unterthanen durch Staatsgesetze bestimmen soll? —

Da die positiven Gesetze, wenn sie dem höchsten Zwecke zustimmen sollen, eigentlich nichts anders als bestimmte Ausdrücke der allgemeinen Gesetzgebung sind, die Macht der Selbstgesetzgebung des Menschen allemal mit seiner Veredlung und Kultur in gleichem Verhältnisse steht, so richtet sich der Gesetzgeber jederzeit nach dem Maasse der Kultur der Unterthanen, und verfaßt nur das und so viel in Worte und Schrift, als die Unterthanen nicht durch sich selbst, sich zum Ziel der gesetzlichen Beobachtung machen würden. Der Zustand der Nation und der Grad ihrer Kultur bestimmt also die

Grenze

Grenze zwischen der positiven und allgemeinen Gesetzgebung. Es gehört daher zu einem Gesetzgeber eine unbestechbare Rechtschaffenheit, feine Menschenkenntniß und erprobte Staatsklugheit.

Eine Hauptmaxime der Regierung ist diese, der bürgerlichen Selbstthätigkeit einen so weiten Spielraum, als möglich, zu lassen; und sich nie dahin durch positive Gesetze zu versteigen, wo ohne diese die Unterthanen eben so gut oder noch besser fahren. Es giebt Dinge, die eigentlich gar keiner bestimmten Gesetzgebung fähig sind, wo positive Verordnungen entweder unnütz oder wohl gar schädlich und kränkend sind. Es ist deshalb ein Gegenstand der feinsten Aufmersamkeit des Staats, daß er keine Gesetze giebt oder billigt, womit die wahre Würde der Menschheit, ein freier Schwung des Geistes und der selbstgewirkten Kultur nicht bestehen kann. Wo Freiheit ist, da bleibt auch der Misbrauch möglich, und wo dieser unmöglich ist, da ist auch keine Freiheit, keine sich selbst gesetzliche Thätigkeit mehr möglich. Man

störe jenen, ohne diese zu kränken. Selbst zu handeln ist die Bestimmung aller vernünftigen Wesen, füglich darf ihnen die Möglichkeit dazu nicht geraubt werden. Unser weiser Schöpfer und höchster Gesetzgeber hat es selbst so eingerichtet, und so geordnet, daß jede Uebertretung eines Vernünftigen Wesens, als ein Abfall von seiner eignen Würde, neben dem sittlichen Unwerth auch zuständliches Uebel nach sich zieht, ohne andere Wesen mit in den persönlichen Selbstverfall zu stürzen; eben so mache es auch die irdische Regierung, sie überführe den Uebelthäter seiner Unsittlichkeit und züchtige ihn, aber nie müsse die Unart und Verschuldung des Einen, die Einschränkung Aller zur Folge haben. Sie trägt das Schwerdt als Rächerin über die so da Böses*) thun.

*) Böse ist nur das, wo wissentliche Uebertretung des moralischen Gesetzes, also eigentliche Niederträchtigkeit des Herzens zum Grunde liegt.

II.

Ueber Aufklärung in der Religion.

Was ist Aufklärung in der Religion? — Nach dem vorigen nichts anders, als richtige Begriffe von unsern wesentlichen geistlichen Bedürfnissen; oder sollte Jemand diese Erklärung zu weitläuftig finden: Richtige Begriffe von unserm Verhältniß gegen das höchste Wesen.

Ich würd' es indessen wagen, auch die erste Erklärung zu vertheidigen, wenn von Religion im weitesten Umfang des Wortes die Rede ist; denn selbst unsern Geist, seine Kräfte und deren beste Anwendung, und seine Verhältnisse mit

andern,

andern, sonderlich vernünftigen Geschöpfen zu kennen, gehört zur Religion. Aber freilich vor allen, unser Verhältniß mit dem Ersten der Wesen zu kennen, ist Haupterforderniß zur Glückseligkeit eines vernünftigen Wesens; ist wesentliches Bedürfniß desselben.

Daß wir unrichtiger Begriffe davon bedürften, wird hoffentlich Niemand behaupten. In Thesi sind wir also wohl alle einig, daß zur Aufklärung richtige Begriffe davon gehören. Der Streit kann also auch hier nur darüber seyn, (wie ich im Allgemeinen schon in der Abhandlung über Aufklärung, im ersten Stück, gezeigt habe,) wessen Begriffe richtig oder unrichtig sind?

Wir irren überhaupt nicht gern; und wegen der Wichtigkeit der Sache, will vorzüglich hier Niemand gern im Irrthum seyn. Jeder vertheidigt also seine eignen Begriffe, so lang er kann, als richtig, und erklärt, was davon abweicht, als unrichtig; hält sich also für aufgeklärt, und andre für unaufgeklärt. Daher in-

sonderheit der Zorn und die Erbitterung gegen solche, die man in Verdacht hat, daß sie sich in Religionssachen für aufgeklärter halten, als andre. „Wie? wir sollten die Sache nicht eben so gut wissen? Was haben sie vor uns voraus? u. s. w.“

Bloß aus dieser Bemerkung kann man beiläufig sehen, was von jeher aus Concilien, Synoden, Conventen, Religionsgesprächen, Unionsversuchen und d. gl. hat herauskommen müssen; und warum nichts herauskommen konnte. Denn daß sie unsonst gewesen sind, lehrt die Geschichte. Wenn auch gleich das Wort: Aufklärung, noch nicht Mode war, so war doch die Sache da. Jeder, er mocht' es nun nennen wie er wollte, hielt sich und seine Partey für die Aufgeklärten; seine Gegner aber, es sey nun überhaupt und schlechtweg, oder wenigstens in den Punkten, wovon eben die Rede war, für die Verfinsterten und Unerleuchteten, die die Wahrheit nicht wissen konnten, oder nicht wissen wollten. Seine Absicht konnte also nicht seyn,

Wahr-

Wahrheit bei ihnen zu suchen, sondern sie zu seiner Wahrheit zu bekehren. Von der andern Seite war natürlicherweise der nemliche Fall.

Und doch ist der Satz so offenbar: daß wenn zwei — gerad entgegengesetzte Dinge behaupten, unmöglich alle Beide richtige Begriffe haben, d. i., über die Sache aufgeklärt seyn können.

Wer ist also in der Religion aufgeklärt? hier kämen wir eigentlich auf die endlose Untersuchung „vom Kennzeichen der Wahrheit.“ Allein ich fürchte sie eben deswegen, weil sie endlos ist. Und vielleicht macht folgende Stelle aus einem sehr mit Unrecht weniger bekannten Buch, als es seyn sollte, die Sache für die Leser, die ich mir vorzüglich wünsche, einleuchtender und anschaulicher, als eine lange Deduktion in Form rechtens. Es ist eine wahrhaft goldene Stelle, die mir selbst unendliche Dienste geleistet hat, seitdem ich sie kenne und verstehe, die man lesen und wiederlesen, und mit großen Buchstaben gedruckt immer vor seinen Augen aufgehängt haben sollte.

„Wer sich von seinen Begrif,en, den
„gangbarsten so wohl als den versteckte-
„sten, Rechenschaft giebt; bei jedem Ge-
„danken fragt, durch welche Reihe von
„eignen oder entlehnten, (und entlehnt
„sind die meisten,) er darauf gerathen sey;
„was die Zeit, die Gesellschaft, die Spra-
„che, worin er lebt, für Einfluß auf seine
„Ueberzeugung habe; wer das, was er
„einem Vorrath von reinsten Erfahrungen
„zu danken hat, fleißig von dem abson-
„dert, was sich ihm ununtersucht aufge-
„drungen; wer nicht zu wissen träumt,
„was ihm zu wissen unmöglich ist; wer,
„ehe er nach Wahrheit forscht, zuerst
„unparteiisch über das Maaß nach-
„forscht, womit er diese Wahrheit mes-
„sen will, d. i. über seinen eigenen Ver-
„stand; wer selten entscheidet, und im-
„mer prüft: der kann zwar sehr un-
„wissend seyn, mir aber heißt er ein
„Philosoph.“

Dies

Dies ist meine Stelle, genommen aus Herrn Jernstrups Tischreden, im zwanzigsten Stück des Hypochondristen. Wie kommt diese Stelle aber hierher? Sehr natürlich. Man wende den allgemeinen Schluß derselben nur auf den vorliegenden besondern Fall an; und man wird sich leicht davon überzeugen. Wer so bei seinen Religionserkenntnissen verfährt, der kann zwar vielleicht weit weniger gelehrt seyn, als mancher Mann, dessen Name Sachkundigen sogleich beifallen wird, mir aber heißt er ein aufgeklärter Freund der Religion.

Um die Sache noch deutlicher zu machen, will ich indeß doch versuchen, noch einige praktische Kennzeichen anzugeben, die uns berechtigen, wo wir sie finden, aufgeklärtere Religionsbegriffe zu vermuthen. Ich glaube, man wird sich selten irren.

Erstlich. Je mehr andre Wissenschaft und Kenntnisse man irgendwo findet, desto wahrscheinlicher darf man auch

auf-

aufgeklärte Religionsbegriffe vermuthen.

Der Grund ist: Aufklärung in der Religion ist eigentlich nur erst das Resultat der Aufklärung in allen übrigen Wissenschaften. Und hiervon ist wieder der Grund dieser. Zur Erkenntniß alles Unsichtbaren, gelangen wir durch Schlüsse von Wirkung auf Ursach. Je vollständiger die Kenntniß der Wirkungen, desto vollkommner die Kenntniß der Ursach. Jede Wissenschaft nun ist nichts anders, (oder sollte wenigstens nichts anders seyn,) als eine Sammlung von deutlichen Begriffen von irgend einer Klasse jener Wirkungen. Oder mit andern Worten: Jede Wissenschaft ist eine Sammlung von Prämissen, zur vollständigern Erkenntniß Gottes. Je dürftiger an Wissenschaft nun, desto ärmer an diesen Prämissen; je reicher an Wissenschaft, desto vollständiger darin. Je mehr Vollständigkeit aber, desto mehr Bestimmung und Berichtigung der einen durch die andern, desto berichtigter die daraus gezogenen Schlüsse,

desto

desto wahrer und richtiger die Erkenntniß überhaupt.

Die Geschichte liefert den Beleg dazu, man mag ganze Zeiten oder einzelne Männer nehmen. — Je barbarischer und finstrer die Zeiten überhaupt, je weniger und je eingeschränktere Wissenschaft: desto erbärmlicher auch der Zustand der Religion. Die wieder aufblühenden Wissenschaften hingegen waren die Vorläuferinnen der Religionsverbesserung. — Ferner, wer waren selbst im Alterthum die Männer, die ihre Nation zu geläuterten Begriffen der natürlichen Religion erhoben? Sokrates, Plato, Aristoteles, Cicero; Männer von den mannigfaltigsten Kenntnissen. Man darf allenfalls nur Cicero's hierher gehörige Schriften gelesen haben, um sich zu überzeugen, welche Dienste ihm seine übrigen weitläuftigen Kenntnisse leisteten, um ihn zu würdigern Begriffen von der Gottheit zu erheben. Und alle, die in neuern Zeiten hellere Begriffe in Religionssachen und Bibelerklärung ausbreiten halfen, Grotius, Ernesti,

oder wen wir nehmen wollen, waren Männer von vielfacher Wissenschaft. Hingegen die, die sich einzig und allein mit Religionswissenschaft beschäftigten, und keine anderweitigen Kenntnisse zu Bestimmung und Berichtigung derselben in ihrer Gewalt hatten, trugen zu allen Zeiten nicht nur selbst zur Vervollkommnung der Religionsbegriffe wenig oder nichts bei, sondern widersetzten sich auch aus Unwissenheit und Eingeschränktheit jeder Aufklärung der Begriffe und damit verbundnen Verbesserung der Sprache; was die Alten sagten: Purus putus Logicus, est purus putus asinus, gilt nicht von der Logik allein, sondern von allen Wissenschaften. Und der Gelehrteste unter den römischen Bischöfen, Pius der zweite, pflegte daher so gar von den Bischöfen zu sagen, was aber weislich in den castrirten Ausgaben des Platina weggelassen ist: Episcopus indoctus est asinus.

Auch daß man nach Aufhebung des ungerechten Unterschieds zwischen Priester und Layen, die Stimmen andrer, als der Theologen von

Pro-

Profession, gehört hat, ist zur Berichtigung vieler Religionsbegriffe sehr vortheilhaft gewesen Denn es können nicht zwei Wissenschaften in einem Kopf vereinigt werden, ohne daß aus ihrer Vereinigung neue nützliche Folgerungen entspringen. So hat gewiß der Jurist, — (von scharfbestimmten Begriffen versteht sich; denn verworrne Köpfe in allen Fakultäten sind verworrne Köpfe! —) seine gültige Stimme, wenn von Schuld, von Zurechnung, von Beleidigung; und der Arzt, wenn von Dämonen und ihren Wirkungen die Rede ist.

Doch muß bei Anwendung dieses Kennzeichens allerdings noch auf folgende beide Bemerkungen Rücksicht genommen werden: 1) daß nicht alle Wissenschaften gleich starken und unmittelbaren Einfluß auf Bestimmung und Berichtigung unsrer Religionserkenntnisse haben. Die den meisten haben, sind vielleicht: Philosophie, reine Mathematik, nebst einigen Theilen der angewandten, Naturkenntniß, Geschichte und gesunde Philologie, vorzüglich in

Rück-

Rücksicht auf die Mutterſprache. 2) Daß dieſe verſchiednen Wiſſenſchaften im Kopf deſſen, der ſie zu gegenſeitiger Aufhellung und Berichtigung anwenden ſoll, wirklich durch einen Geiſt allgemeiner Ueberſicht vereinigt ſeyn müſſen. Bei manchen ſind ihre Amtswiſſenſchaft und Religion ſo getrennte Dinge, als ihr Haus und ihre Kirche. So wohnt in manchem Kopf Theologie und Rechtsgelehrſamkeit, Theologie und Oekonomie, oder Metaphyſik oder Baukunſt, oder Politik oder Kriegswiſſenſchaft u. ſ. w. zuſammen, und iſt doch eine ſo dicke Scheidewand zwiſchen beiden, daß weder aus jener zu dieſen, noch aus dieſen zu jener ein Begriff überkommen kann. Da kann denn freilich die Mehrheit der Wiſſenſchaften zu gegenſeitiger Vervollkommnung nichts helfen; ſo wenig als wenn jemand von neun und neunzig Wiſſenſchaften ſchlechte und verworrne Begriffe hätte, die hundertſte dadurch vielleicht bekommen würde. Dies führt mich zu einem zweiten Kennzeichen, das mir beinahe noch weniger, als das erſte, zu trügen ſcheint.

Zwei-

Zweitens. Je mehr jemand in andern Dingen reine, nette und deutliche Begriffe zeigt, desto wahrscheinlicher ist's, daß er auch in Religionssachen eben dergleichen Begriffe habe.

Der Grund davon ist dieser. Die Form des menschlichen Denkens ist überall dieselbe. Selbst die reine Mathematik unterscheidet sich von andern Wissenschaften nicht durch die Form ihrer Schlüsse, sondern durch die Vollständigkeit, leichte Uebersicht und Gewißheit ihrer Prämissen. Dadurch wird sie Probierstein unsers Denkens, und Musterwissenschaft, der wir uns in Behandlung andrer Wissenschaften so viel als möglich zu nähern suchen müssen.

Wer daher in Einer Wissenschaft verworrne Begriffe äußert, von dem entsteht die gerechte Vermuthung, daß er überhaupt keine Form und Ordnung in seine Begriffe gebracht hat, und daher in jeder andern Wissenschaft eben so verworren denken muß. Aus hellen Begriffen in einer Wissenschaft schließt man hingegen mit

Recht,

Recht, daß man in eben diesem Kopf auch Ordnung und Deutlichkeit in andern Wissenschaften finden wird. Ich sage nicht, weitläuftige Kenntnisse in andern Wissenschaften; es kann wenig seyn, aber dies wenige wird geordnet und deutlich seyn. Beispiele sind im Großen und Kleinen vorhanden. — So bin ich überzeugt, daß die römische Politik, um der damit verwebten unaufgehellten Religionsbegriffe willen, nie wahre Staatsklugheit werden kann. Nicht als ob sie deshalb weniger Aufmerksamkeit von ihren Nachbarn verdiente; sie verdient sie vielleicht um desto mehr, denn List ist minder zärtlich in der Wahl ihrer Mittel, und wer mit ihr zu thun hat, muß daher desto behutsamer seyn. — Eben so umgekehrt, weil die römische Politik nun einmal ein solches Gewebe von Wahrheiten und Irrthümern geworden ist, ein eigennütziges einseitiges Ding, auf keine wahre Kenntniß der Natur und des Menschen gebaut, und weil sie deswegen mit halb wahren unauseinandergesetzten Ideen überladen ist, — (man nehme z. E.

nur

nur den einzigen Begriff von Kirche! —) wird sie auch, so lange sie so bleibt, die Religionsbegriffe der Parthei nothwendig und unvermeidlich zurückhalten. Man muß sich nur nicht durch scheinbare Deutlichkeit täuschen lassen. Wenn uns z. E. jemand sagte: „man muß drei Arten von Zirkeln wohl unterscheiden lernen; erstlich die runden, zweitens die dreieckigten, drittens die viereckigten. Die runden sind die, wo sich Eine Linie in immer gleicher Entfernung um einen Punkt herumzieht; die dreieckigten die, die drei Linien und drei Winkel haben, u. s. w.": so scheint das so deutlich gesagt, daß wer keinen Begriff vom Zirkel hätte und einiges Mistrauen in seine Kräfte setzte, entweder glauben oder beklagen müßte, daß er etwas so deutliches nicht verstünde. Ein Zirkel ist indeß eine zu bekannte Sache, als daß leicht jemand auf diese Art getäuscht werden kann. Wenn uns nun aber jemand sagt: die oder die Kirche hat allein das Recht in Glaubenssachen zu entscheiden, denn sie ist die einzige, wahre, apostolische, allein

selig-

seligmachende Kirche. Einzig ist sie darum, weil sie ein Oberhaupt hat u. s. w. u. s. w.: so scheint das so hell und klar gesagt, als die Mittagssonne, und es ist nicht so leicht hinter den Irrthum zu kommen, als in einem geometrischen Exempel. Aber drum ist dennoch die Deutlichkeit nur scheinbar. Denn man darf nur anfangen zu analisiren: Was ist Kirche? Glaube? selig? seligmachend? allein seligmachend? u. s. w. so wird man endlich finden, daß man so wenig in der Hand behält, als bei den dreieckigten und viereckigten Zirkeln.

Hat man so die scheinbare und wahre Deutlichkeit unterscheiden lernen: dann kann man das oben angeführte Kennzeichen sicher anwenden. Dann wird man gewiß oder wenigstens mehrentheils finden, daß, wer in andern Wissenschaften nette und präcise Begriffe hat, auch in Religionssachen eben so denkt. Wer mir hingegen z. E. eine Maschine, die er zu kennen vorgiebt, nicht deutlich zu beschreiben weiß; wer mir ein Geschäft, mit dem er zu thun hat oder bekannt

ist,

ist, nicht klar auseinanderzusetzen versteht: von dem erwart' ich auch nicht, daß er mir eine Religionswahrheit richtig vortragen, oder unterscheiden wird, was darin zu unterscheiden ist.

Ich bemerke hierbei nur die Ausnahme, die ich bei dem ersten Kennzeichen schon anführte: „Wenn er nicht beide Wissenschaften so isolirt getrieben hat, daß sie wirklich in seinem Kopf nicht miteinander vereinigt worden sind." So hab' ich selbst gar manche braven Leute gekannt, die bei weniger Deutlichkeit in ihren Religionsbegriffen, doch in andern Dingen, oder in Geschäften des menschlichen Lebens, wirklich deutliche und bestimmte Begriffe hatten. Der Grund davon aber war dieser. Diese Begriffe waren selbst gedacht und ihnen eigen: jene fremd und angenommen: diese prüften und untersuchten sie, jene hingegen nicht, oder die Prüfung selbst war ihnen so genau vorgezeichnet, daß nichts anders herauskommen konnte, als was herauskommen sollte. Hier hatten sie die Sache selbst frei und klar vor Augen; dort sahn sie durch den Flor

einer

einer gelernten Sprache, der vielleicht hier und da zu dicht gewebt war, als daß sie die Sache selbst dadurch hätten erkennen können. Kurz, sie dachten und handelten in beiden Fällen nach ganz verschiednen Prinzipien, und hatten das Herz nicht, die Grundsätze, nach welchen sie sich in andern Fällen richteten, auf ihre Religionsbegriffe anzuwenden. So mag es immer noch bis auf den heutigen Tag Leute geben, die da glauben, daß Hermeneutica sacra, ihrem Wesen nach, ganz etwas anders als Hermeneutica profana sey. Daher kann denn kommen, daß ein und eben derselbe Mann vielleicht ein sehr gutes Kollegium über den Cicero oder Virgil, und ein sehr schlechtes über das neue Testament lesen würde.

Wer aber allgemein logisch und geometrisch denken, und dieser Norm alle seine Begriffe unterordnen lernte, bei dem kann man mit Sicherheit von einer Wissenschaft oder Kenntniß auf die andre schließen. Er erklärt den Cicero oder Virgil mit so richtigem Verstand, (kann

man schließen,) daß er auch das neue Testament nicht anders als mit Verstand erklären kann.

Ein drittes Kennzeichen, das im vorigen schon mit berührt ist, dünkt mir folgendes zu seyn. Je mehr Untersuchungsgeist, desto mehr Wahrheit und Aufklärung ist zu vermuthen.

Der Grund ist dieser. Wahrheit verträgt Untersuchung, Irrthum nicht. Wahrheit gewinnt bei der Untersuchung, der Irrthum verliert. Wahrheit in unsrer Erkenntniß ist nichts anders, als die Vorstellung von den Dingen, wie sie wirklich sind. Sie ist daher in Harmonie mit der wirklichen Welt, mit der ganzen Schöpfung; sie kann anfangen zu untersuchen, was, wenn, wie und wo sie will; sie hat nichts zu fürchten, sie findet überall Bestätigung. Und träfe diese Bestätigung irgendwo nicht ein; wohl! so sieht der Untersucher, dem es nur um Wahrheit zu thun ist, daß sich hier noch etwas aufzuklären oder zu verbessern findet. Der Irrthum hingegen, der sich für Wahrheit hält,

stößt überall an, findet Schwierigkeiten und Widerlegung, kann nicht zusammenreimen, was er glaubt und was er sieht, und wendet seine Augen hinweg, um in seinem Glauben nicht irre zu werden. Ich will ein Beispiel geben, das zwar nicht als unmittelbare Religionslehre, aber doch als Erklärung einer biblischen Stelle hierher gehört. Wer das erste Kapitel Mosis aufmerksam und unbefangen liest, überzeugt sich leicht, daß der Schriftsteller von einer Zeit spricht, da die Erde war, aber nur wüste und leer, und daß er also nicht von ihrer Hervorbringung aus Nichts, sondern nur von dem Zustand ihrer Unbewohnbarkeit ausgeht. Gesetzt nun z. E. der Erzbischof von Messina glaubt, Moses rede von dem erstern, und sein Glaube, (weil er Erzbischof ist,) sey ohne Widerspruch der rechte Glaube; er erfährt aber, daß der Kanonikus Recupero in den Lavaschichten des Aetna ein viel höheres Alter der Erde sieht, als die gewöhnliche Zeitrechnung mit sich bringt: Was wird er thun? Meine Leser vermuthen ohne

Zwei-

Zweifel, er wird den Aetna selbst untersuchen, sich die Spuren zeigen und die Beweise dieser ihm fremden Behauptung von sachkundigen Männern aus den Erscheinungen der Natur selbst entwickeln lassen, alsdann zusehn, (wenn er kann, am liebsten im Original,) ob er seine Bibel wol auch bisher ganz richtig verstanden habe? ꝛc. ꝛc. ꝛc. Das würde er thun, wenn er ein aufgeklärter Mann wäre, der Untersuchung nicht scheute. Aber was that vor acht oder zehn Jahren der wirkliche Erzbischof von Messina? Er verbot dem Canonicus Recupero nicht nur aufs strengste, von seinen Beobachtungen Niemand etwas zu sagen, sondern, um noch sicherer zu gehn, und weil die Mode des Landes es erlaubt, ließ er ihn so gar ins Gefängniß einsperren. Ein Dominikaner wollte durch Galiläi's Fernrohr nicht sehn, um durch die selbstgesehnen Monde Jupiters in seinem bisherigen astronomischen Glauben nicht irre gemacht zu werden. So sehr scheut der Irrthum die Untersuchung, und verschließt sich und sucht andern

alle mögliche Wege dazu zu verschließen. Was man theologischer Seits in finstern Jahrhunderten, und wo finstre oder schwache Köpfe oder auch wohl solche, die aus den Irrthümern des Volks ihre Einkünfte zogen, am Ruder waren, zur Unterdrückung eines freien Untersuchungsgeistes gethan hat, ist weltkundig genug.

Um keine Untersuchung, sie betreffe welchen Gegenstand sie wolle, zu scheuen, muß man schlechterdings schon so viel Wahrheit haben, daß man erstlich eine ganz entschiedene Liebe für Wahrheit als Wahrheit hat; zweitens auf alle Fälle gefaßt ist, es komme bei der Untersuchung heraus, was da endlich wolle; und drittens den Verlust einer vermeinten Wahrheit, wenn er uns auch noch so unerwartet und ungelegen kommen sollte, sogleich durch hundert andre Wahrheiten wieder decken, oder — da doch statt jedes Irrthums eine Wahrheit vorhanden seyn muß, — durch Hülfe dieser hundert Wahrhei-

ten sogleich, oder wenigstens leichter, als andere, die positive Wahrheit, die an die Stelle des nun erkannten Irrthums tritt, finden kann. Wer hingegen zu arm an Wahrheiten ist, um so leicht eine davon verlieren zu können, wird ängstlich, so bald er diesen Fall befürchten muß, und weiß nicht, wie er sich helfen soll. Daher hütet er sich vor Untersuchungen, die ihn in dieß Unglück bringen können; und diese Furchtsamkeit hält ihn in Erkenntniß der Wahrheit zurück. Je mehr Untersuchung aber, desto mehr Gewinn von Wahrheit wird möglich, und je mehr man Wahrheit gewonnen hat, desto mehr wächst die Neigung immer weiter zu forschen. Daher halt' ich Untersuchungsgeist, wo man ihn findet, für ein sehr sichres Zeichen von Aufklärung. Das gilt, wie in allen Dingen, so insonderheit auch von der Aufklärung in Religion.

Ich glaube, selbst für die Aufklärung oder Nichtaufklärung ganzer Religionsparteien giebt eben dieser, auf mancherlei Weise sich offenba-

rende,

rende, Untersuchungsgeist den besten Maaßstab. Eine Parthei ist sicherlich desto unaufgeklärter, je mehr sie ihre Mitglieder vor dem Umgang mit andern Partheien, vor der Besuchung ihrer Gottesverehrungen, und vor der Lesung ihrer Schriften zu bewahren suchen muß. Die aufgeklärteste kann ohne Bedenken, ohne Argwohn oder Uebeldeuten, ihren Mitgliedern das alles frei geben; weit entfernt bange zu seyn, daß sie ihr untreu werden oder zu andern überlaufen möchten, wird sie sich vielmehr freuen, wenn sie im Umgang, im Tempel, im Umgang der fremden Parthei Wahres und Gutes gefunden haben! Sie wird sogar höchstwahrscheinlich voraussehen können, daß sie ihre eignen Vortheile theils selbst mehr schätzen lernen, theils andern dadurch auf allerlei Weise nützlich seyn werden. Mir scheint dieß Kennzeichen so praktisch, daß ich versichert bin, selbst die verschiednen Stufen der Aufklärung einer und derselben Parthei an verschiednen Orten lassen sich als an einem Thermometer darnach abmessen. Ich enthalte

mich

mich aber aller Anwendungen, die jeder wol für sich machen wird!*)

Eben dahin gehören alle Hülfsmittel und Veranstaltungen, die aus Scheu vor Untersuchung entspringen, Jndices librorum prohibitorum, und wie sie irgend Form, Gestalt oder Namen haben mögen.

Ohne zudringlich zu seyn, dennoch keiner Unterredung über Religionsmaterien aus dem Wege zu gehn, scheint mir gleichfalls eine natürliche Folge des ruhigen Untersuchungsgeistes und das Antheil der Aufklärung zu seyn. Unaufgeklärtheit hält entweder ihren Glauben für ewig und allein wahr, und dann ist sie dreist, unverschämt, zudringlich, wie ein spanischer Mönch, der sich vor Olavides hinsetzt, und ihn bekehren will; oder

*) Oder allenfalls auch aus öffentlichen Zeitungen sammeln kann. z. E. Prag, den 20. Juni, durch ein Dekret ist hier bekannt gemacht worden, daß keine Katholiken mehr in die Evangelische Kirche gehen sollen. Siehe Hamb. Correspond. 1789. Nr. 101 vom 26. Juni.

oder sie ist ihrer Sache nicht recht gewiß, fürchtet sich belacht zu werden, und hält ihre Meinungen doch für unentbehrlich zur Glükseligkeit; um sich also keiner nachtheiligen Beurtheilung Preis zu geben oder sich selbst nicht Einwendungen gen bloß zu stellen, durch sie sich in Verlegenheit gebracht sehen würde, schweigt sie lieber ganz, ist scheu von Religionssachen zu reden, und spricht nicht eher, als an Kirchtagen, vor dem Beichtvater, mit Leuten von demselben System oder in der Angst davon. Was ist aber, ich bitte jeden, der seine Begriffe vest fassen kann, was ist Religion, wenn sie nicht Theilnehmerin unsers Lebens, Gesellschafterin unsrer Freuden und Leiden seyn, wenn sie nicht unsre Reden und Handlungen beleben, erheitern, aufmuntern soll? Lieber keine Religion, als eine, von der mir nach der Ueberzeugung meines Herzens zu reden und zu schreiben verboten seyn soll!

Endlich und zuletzt glaub' ich noch den Ton, in dem Jemand von Religion spricht oder schreibt,

schreibt, als ein Merkmal seiner Aufklärung oder Nichtaufklärung anführen zu können. Wo Einfalt und Würde im Ton herrscht, da ist mit weit mehr Wahrscheinlichkeit Aufklärung zu vermuthen, als bei dem Gegentheil.

Der Grund davon ist dieser. Richtige Begriffe gewinnen desto mehr, je klärer, deutlicher und einfältiger sie auseinander gesetzt werden: unrichtige oder unberichtigte Begriffe hingegen erzeugen, eben durch ihre Verworrenheit und Dunkelheit, auch im Ausdruck und Ton, Verwickelung, Verkünstelung, Unbestimmtheit und Scheingelehrsamkeit. Man sucht den Mangel an Sachen durch Wortschwall und Rednerskünste zu ersetzen. Eben so sind die Wahrheiten der Religion, gedacht und gesagt, wie sie sind, an und für sich selbst würdig; und der, der in einem niedrigen, platten, lächerlichen oder weggeworfnen Ton sie vorträgt oder von ihnen spricht, zeigt, daß er weder angemeßne Begriffe von ihnen hat, noch sein Herz von ihnen durch-

drungen

drungen ist. Ich bitte nur recht sehr, Würde nicht mit jener steifen Feierlichkeit zu verwechseln, durch die sich, zwar mehr in vorigen Zeiten, leicht aber auch hier und da noch jetzt, manche Lehrer der Religion auszuzeichnen suchten; denn diese steife Feierlichkeit ist selbst ein plattes, lächerliches Ding, gewöhnlich bloßer Mangel an Erziehung und vernünftiger Lebensart, auf allen Fall aber nichts in der Welt weniger als Würde. Wer mit innigem Lachen sagen kann, wie der seelige C******: „Da kommen jetzt welche, und sagen, die Höllenstrafen würden nicht ewig seyn, aber laßt sie nur hinkommen, sie werdens schon erfahren;“ wer — doch die Exempel, die schon um meine Federspitze schwebten, sind zu erniedrigend, als daß ich sie ausschreiben könnte! — Kurz, wer sich auf der Kanzel, im Umgang, am Krankenbette, wenn er von Religion spricht, und Religion empfehlen und vertheidigen will, solche Plattheiten und Unwürdigkeiten erlauben kann, wie man sie leider hier und da bis auf den heutigen Tag noch

hören

hören kann, der mag meinetwegen gelehrt oder ungelehrt, rechtgläubig oder irrgläubig seyn, mag wissen und glauben, was und wie viel er wolle: von seinem Glauben bin ich nicht! Denn die Niedrigkeit seiner Gedanken und Worte verdammt ihn, und zeigt, daß er selbst von seinem Glauben weder richtige noch deutliche Begriffe hat.

Fischer.

III.

An Wisa.

Den 26. Sept 1782.

Liebchen, hätt' ich den Schatz des großen Moguls,
Ha! wie wollt' ichs mit Macht dich fühlen lassen,
Daß du heute zum ersten mal die Welt sahst!
Dir ein Feuerwerk ließ' ich spielen, schöner
Hol' mich dieser und jener! Sollt' es weder
Prinz noch König, noch Czaar beantlitzt haben.
Amor sollte darin geflügelt brennen,
Und dein lieblicher Name! Leider! aber
Bin ich heute kein Mogul! — Nimm vorlieb dann
Mit dem ärmlichen Wachsstock, der den kleinen
Feyerkuchen beleuchtet! Mutter Ceres
Und die häusliche Republik der Bienen
Gaben her zu dem frohen Angebinde,
Was sie wissen nur konnten. Unser Amor
Ließ es fertigen. Von so theurem Kleeblatt
Wirst du, Liebchen, die Gabe nicht verschmähen!

K. Schmidt.

IV.

Ueber den Jägeriſchen Atlas von Deutſchland. Eine berichtigende Rezenſion.

L'Allemagne en LXXXI. Feuilles compoſées ſuivant les plus nouvelles Obſervations & deſſinées d'après les meilleures Cartes géographiques des Cabinets, qui ſont en partie gravées, & en partie encore deſſinées; revues ſelon la Géographie de Mr. le D. Büſching, Conſeiller du Conſiſtoire Superieur de Sa Majeſté le Roi de Pruſſe, avec privilège de Sa Maj. Impériale, par *J. G. A. Jäger*, Ingénieur - Capitaine - Lieutenant d'Artillerie & Inſpecteur des Arſenaux de la Ville libre Imperiale de Francfort ſur le Mein &c. (Preis 24 Rthlr. in Golde.)

Endlich iſt die große topographiſche Karte von Deutſchland, welche Herr J. W. Jäger, Ingenieur-

nieur-Capitain-Lieutenant zu Frankfurt am Main seit 1768 angefangen, und sein Sohn, Herr J. G. A. Jäger, nach und nach ans Licht gestellet hat, geendet.

Sie bestehet aus 81 nach einerlei Maaßstabe von gleicher Größe gezeichneten und zusammen passenden Bogen, im gewöhnlichen deutschen Landkartenformat, die zusammen genommen ein Trapezium ausmachen, dessen apuirte Länge 17 Fuß 1 Zoll, und Höhe oder Breite 13 Fuß 1 Zoll Rheinl. ist. Außer diesen 81 Bogen findet man noch 5 kleinere Blätter, die das Fehlende von einigen nicht ganz ausgeführten Provinzen ergänzen, und als Anhang zu den folgenden Blättern gehören, nämlich zu No. 45. ein $\frac{1}{4}$ Bogen, worauf die östliche Grenze von Schlesien gegen Pohlen zu, zu No. 54. ein $\frac{1}{8}$ Bogen, die Vollendung des Fürstenthums Teschen, zu No. 75. 76. und 77. drei länglichte halbe Bogen, welche das Genfer Gebiet, ein Theil von Savoyen und Mayland, Walliserland, Kanton Uri, Landschaft Cläven und Bisthum Trient enthalten.

Zur

Zur ganzen Uebersicht hat der Verfasser noch ein Generalblatt, worauf alle 81 Sectionen nach einem zehnmal verkleinerten Maaßstab aufgetragen sind, geliefert; dieses führet den Titel: Plan de la Nouvelle Carte géographique spéciale d'Allemagne consistant en 81 grandes feuilles, représentantes l'Allemagne divisée en ses Cercles & Seigneuries, où sont marqués tous les lieux remarquables, les Contrées des dernières Guerres, les grands-chemins, & les sentiers, les grandes rivières, & les ruisseaux, les ponts, & petits ponts, tous les Villages, Bourgs, Abbaies, Cloîtres & Châteaux; tirées des meilleures & des plus exactes Cartes spéciales, qu'on pût avoir, corrigées selon la Géographie de Mr. Büsching, faites & revues, avec toute diligence, exactitude & élégance par Mr. J. & K. &., so, daß dieser Atlas in allem aus 87 Blättern bestehet. Es wäre zu wünschen, daß alles, was der vorstehende Titel sagt, wahr wäre; alsdann hätte diese Karte wichtig werden, und Deutschland eben sowohl zur großen Ehre als Nutzen gereichen können;

aber

aber so ist sie leider mit großer Nachlässigkeit bearbeitet worden, wie wir bei Abhandlung der Kreise mit mehrerem zeigen werden. Daß der Herr Verfasser neue und gute Zeichnungen von Ländern, von welchen man bisher noch keine gute gestochene Karten gehabt, zu der seinigen genutzt hätte, haben wir eben nicht gefunden, und dies ist doch bei einer solchen Karte schlechterdings nothwendig. Ich bin der Meinung, daß dies eben so schwere als kostbare Unternehmen ein noch viel zu früh gemachter Versuch, und nicht die Arbeit eines einzigen Mannes ist; denn wenn man bedenkt, einen Raum richtig vollzufüllen, wozu ein Maaßstab, dessen Meile beinahe einen Rheinl. Decimalzoll ausmacht, genommen worden, so wird man leicht einsehen, daß dazu mehr als die bisher gestochenen Karten von Deutschland gehören, und diese noch überdem topographisch zu bearbeiten, bei den wenigen Büchern, so wir von den einzelnen Ländern Deutschlands haben, fast eine Unmöglichkeit zu seyn scheint. Des Herrn Oberkonsistorialraths Büsching Landkar-

tensammlung von Deutschland ist noch lange nicht vollständig, und bestehet doch schon beinahe aus 1402 gestochenen Blättern. Dennoch kann aus allen diesen Karten noch keine vollkommene allgemeine Karte von 81 Blättern zusammen getragen werden. Deutschland enthält 5 bis 6000 Städte und Marktflecken, und wir wissen erst von einigen 20 Oertern ihre wahre Lage, oder ihre Länge und Breite. Von wenigen Reichsländern sind richtig gemessene und regelmäßig gezeichnete Karten gestochen: es ist auch wegen der großen Vermischung der Reichs- und Kreisländer ungemein schwer, alle einzelne Theile Deutschlands genau und vollkommen richtig auf Karten zu bringen; diesem allen ohnerachtet könnte dieser Atlas doch weit vollkommner seyn, wenn Herr Jäger mehr Mühe und Fleiß angewendet, die besten gestochenen Specialkarten von Deutschland zum Grunde geleget, und sich der vorhandenen topographischen Werke dazu mit bedienet hätte, alsdann würden alle die unverzeihlichen Fehler, Städte auszulassen, Dörfer hinzusetzen,

die

nie existirt haben, die Hälfte der Namen falsch zu schreiben u. s. w. nicht vorgefallen seyn. Hierzu kommt noch, das der Stich höchst elend, ja bei manchen Blättern, wie man in der Folge sehen wird, ganz unter aller Kritik ist. Die Kupferstecher, so daran gearbeitet haben, sind: H. A. Schmidt; J. C. Berndt, J. M. Zell, J. G. Facius, H. Cöntgen, D. A. Hauer, G. J. Abel und J. Kellner, worunter Schmidt und Abel die schlechteste Schrift gestochen. Einige Blätter, als No. 39, 48 und 49 hat der Verfasser, wie unterm Rande bemerkt ist, verbessert geliefert, welche den Besitzern der ältern Blätter umsonst gegeben worden sind. Dies ist sehr lobenswürdig, ob sie gleich immer noch nicht ganz fehlerfrei sind. Wir wünschten aber, daß dies mit mehreren Blättern, die ihrer unendlichen Menge Fehler wegen fast gar nicht zu gebrauchen sind, geschehen wäre. Hierunter gehöret vorzüglich das oben angeführte Generalblatt, welches mit den 81 Specialblättern bei weitem nicht übereinkommt. Eigentlich dient,

ein

ein solches Blatt dazu, daß man auf einen Blick übersehen kann, auf welcher Section man diesen oder jenen Ort, Fluß ꝛc. zu suchen hat. Dieser Endzweck ist hier aber auf keine Weise erreicht. Z. B. auf No II. soll man die Städte Franeker nicht (Fronecker) und Leeuwarden nicht (Loewarden suchen, sie stehen aber nicht auf dem Specialblatt No. 2, sondern auf dem unten anstoßendem 11ten Blatt; ferner: auf No. V. soll Hamburg, auf No. VI. Wismar, auf No. VII. Demin u. s. w. seyn, allein man trift diese Städte daselbst nicht an, sondern immer um ein Blatt zurück, also auf No. 4, 5 und 6; ja manche Städte, die auf dem Generalblatt stehen, findet man auf den Specialblättern gar nicht, z. E. Rügenwalde und Lauenburg sollen auf der 9ten Section befindlich seyn, man sucht sie aber vergebens darauf. Hieraus ergiebt sich nun, daß auch die Flüsse falsch seyn müssen, und daß dies Generalblatt nicht nach Vollendung des Stichs der 81 Blätter reduciret, sondern vorher gemacht worden, und dadurch diese Unrichtigkeit

entstanden ist. Warum der Verfasser nicht ganz Deutschland abgebildet hat, ist nicht abzusehen. Es fehlet z. B. der ganze nördliche Theil vom Herzogthum Holstein, die nördliche Spitze von Mecklenburg, der Theil vom Herzogthum Pommern, welcher zwischen Colberg, Cößlin und Bütow bis zur Ostsee liegt, desgleichen der östliche Theil der zur gefürsteten Grafschaft Tyrol gehörigen sogenannten wälschen Confinen, der östliche Theil des Bisthums Trient, der größte Theil des Herzogthums Krain, die Grafschaft Görtz und Gradiska, das Aquilejaer Gebiet und das Triester Gouvernement, also überhaupt nördlich, alles, was im Ober- und Niedersächsischen Kreise über 54 Grad 10′ der Breite, und südlich, alle Länder von Oestreich, die unter dem 46sten Grad der Breite und 31sten Grad der Länge liegen. Wie leicht hätte dieses alles noch angebracht werden können, wenn der Verfasser jedes Blatt nur 1½ Zoll mehr Höhe gegeben, und sodann das ja noch etwan fehlende Histerich auf einen Bogen als Anhang geliefert hätte, da-

durch

durch könnten die jetzigen 5 Blätter Anhang erspart worden seyn, und Deutschland wäre komplett abgebildet. Uebrigens ist es Deutschlands Würde nicht gemäß, daß in dieser Karte alle Benennungen der Länder französisch sind. Hätte der Verfasser sie deutsch, wie es sich für dieses Land gebühret, gelassen; so würde er manche abgeschmackte Benennungen vermieden haben. Da dieser Atlas von Deutschland nun einer der ersten seyn soll, worauf die neuen geographischen Bücher verweisen; so glauben Wir uns um das Publikum verdient zu machen, wenn wir denselben nach allen seinen Theilen durchgehen. Am besten kann dies nach den 10 Kreisen, worin Deutschland eingetheilt wird, geschehen. Also

I. Der Obersächsische Kreis.

Dieser ganze Kreis ist auf den Blättern No. 6, 7, 8, 9, 15, 16, 17, 23, 24, 25, 32, 33, 34, 41, 42 und 43 abgebildet, davon nimmt ein

a) das Herzogthum Pommern

No. 6, 7, 8, 9, 16 und 17.

Zur

Zur Bestätigung unsers Urtheils wollen wir bei dieser Provinz uns ganz ins Detail einlassen, und 11 ihrer Kreise besonders untersuchen. Dieses Herzogthum ist nicht allein unvollständig, sondern auch mit am fehlerhaftesten gezeichnet. Von schwedischer Seite fehlt das ganze Fürstenthum Rügen, nebst den dazu gehörigen Inseln Jasmund, Wittow, Hiddensee ꝛc., das Land zu Stralsund, ein Theil des Fürstenthums Barth, und die nördliche Spitze von der Grafschaft Gützkow am neuen Tief; in Hinterpommern alle Städte und Oerter, so zwischen Colberg und Bütow bis zur Ostsee liegen, mithin sucht man die Städte Stolpe, Schlawe, Rügenwalde, Stolpemünde, Zanow und Leba mit der ganzen Herrschaft Lauenburg vergebens. Diesem kann nur dadurch abgeholfen werden, daß der Herr Verfasser zu jedem der obigen 4 Blätter noch 4 halbe Bogen als Anhang liefert, worauf diese fehlende Stücke ergänzet werden. Die Unterabtheilungen dieses Landes sind nicht beobachtet worden, so fehlen z. B. in Vorpommern, welches auch hätte benennet

nennet werden sollen, die Grenzen der schwedischen Grafschaft Gützkow und Herrschaft Wolgast; in dem preussischen Antheile, die Abtheilung des Randowschen, Anclamschen und Demminschen Kreises. Hinterpommern ist zwar benennet, aber die Kreiseintheilung ist nicht richtig, und fehlt zum Theil, als: z. E. der Greiffenhagensche, Pyritzsche, Wollin- und Flemmingsche, Greiffenbergsche, Schlawesche, Stolpsche und Rummelsburgsche Kreis. Der Naugardsche Kreis wird auch noch der Daber- und Dewitzsche, und der Belgardsche Poltzinsche genannt ꝛc., welches mit bemerkt seyn sollte. Zu verbessern sind folgende Namen in Vorpommern schwedischen Antheils statt Tribesees Triebesees, Loiz Loitz, beides Städte, Frantzburg Franzburg, ein Flecken. Auch fehlt in der Herrschaft Wolgast die Grönschwarter Schanze, welche der Peemünder gegen über liegt. Im preussischen Antheile, und zwar

1) im Demminschen Kreise

heißt die Stadt nicht Demin sondern Demmin,

der

der zwischen Loitz und Jarmen ohnweit der Peene liegende Ort ist nicht ein Vorwerk Namens Keritz, sondern, wie das Zeichen angiebt, ein Dorf was Ueckeritz heißt; eben so ist der dicht daneben befindliche Ort Werder kein Dorf, sondern ein Vorwerk, welches Wittenwerder genannt wird. Die Dörfer Sieden und Hohen-Brunsow müssen heißen Sieden und Hohen-Brünsow, Friedelwitz Trittelwitz, Meskow Metschow, Peutz Penz, Buggerow Beggero, Gatzkow Gatschow, Toisin Teussin, Hoh- und Sied-Busow Hoh- und Sied-Büssow, das darüber liegende Vorwerk nicht Bauhof, sondern Broock, Jupinsche Krug Leppinsche Krug, Tentzow Tenzerow, Pritzen Prützen; Alt- und Neu-Torpin giebt es nicht, dies muß nur ein Dorf seyn, welches eigentlich Törpin genannt wird, und dichte am See gleiches Namens liegt; statt Gemkow Gehmkow, Surow Sarow, Ganskendorf Ganschendorf, Sommersdorf Sommersdorf, Wolkewitz Wolkwitz. Die beiden Meyereien, welche bei dem

Vor-

Vorwerk Cummerow am See gleiches Namens liegen, heißen Axelshoff und Neue Meyerei; statt Lobsentin Leuschentin. Das Vorwerk Grabow gehöret nicht zu Pommern, sondern zu Mecklenburg, es muß hart an der Grenze liegen und das Zeichen eines Dorfes haben; statt Gnewizow Gnewezow. Ein Dorf unter den Namen St. Bolden existiret nicht, es soll wahrscheinlich Hohen Bollentin heißen; statt Cosla Caslin, Hasseldorff Hasselsdorff, Tutzepatz Tützpatz, Goltzkow Gültz, Pruchow Buchar, Pribsleben Pripsleben, Lochenzin Lockenzin, Kl. und Gr. Titzleben Kl. und Gr. Tetzleben, Lobbin Lebbin, Wittberg Wildberg, Japezow Japzow, Schorsow Schossow, Verchow Barkow, Grabsow Grapzow, Nessin Ressin, Surrentin Zarrentin, Loisen Leussin u. s. w. Die alte Kapelle auf dem Wege von Treptow nach Werder existirt nicht mehr.

2) Der Anclamsche Kreis.

Hier heißt die Stadt nicht Jarme sondern Jarmen, statt der Dörfer Cölm Cölln, Penzin

Benzin,

Benzin, Pessetin Peselin, Letzen Letzin, Grükow Grüttow; Dirsewitz Dersewitz, Sromslow Tramstow, Pastlow Postekow, Grantznow Gramzow, Crine Crien, Gr. Below schlechtweg Below, Preest Brest, der Fluß vom Amte Clempenow bis zum Mecklenburgischen Dorfe Schwanebeck heißt: der Landgraben, welcher von letzterm Ort an, bis zum Galenbeckschen See, die Grenze zwischen Pommern und Mecklenburg macht; statt Robelow muß es heißen Rebelow, Spantikow Spantekow, Trebitow Drewelow, das zwischen den Dörfern Boldeckow und Sarnow liegende Vorwerk Wendefeldt wird auch Charlottenluft genannt, statt Panskow Panschow, Dargebel Dargibel, Schmagerow Schmuggerow, das darüber liegende Vorwerk heißt nicht Kinitzkrug, sondern Kiewitzdamm, statt Potzahr Putzar, Löwitz Lowitz, Görtzhagen ist kein Dorf, sondern ein zu Neuendorf gehöriges Vorwerk, und muß Curtshagen heißen, statt Duggerow Ducherow, Bagewitz Bugewitz. Das Dorf Cosenow

senow besteht aus 2 Oertern, Alt- und Neu-Cosenow, welche beide dicht an einander liegen. Schade-Fehr ist kein Dorf, sondern eine Holländerei mit einem Kruge, welche nicht unterhalb der Peene, sondern in eine von der Peene umflossene kleine Insel, da, wo das Wort Krug steht, liegen, und Schadeförde genannt wird; das Postboot von Anclam gehet wöchentlich zweimal von hier nach Usedom über, und kommt von dort eben so oft wieder zurück. Gleich unterhalb der Stadt Anclam ist nicht weit von der Poststraße ein Zeichen ohne Namen, dieser Ort heißt der Hohe Stein. Saurekr ist kein Vorwerk, sondern eine Oberförsterei Namens Sauerkrug, und Mauserof eine Holländerei, die Mauseort genannt wird. Rechter und linker Hand der Ucker von Liebgarten bis zum Amte Torgelow liegen viele zum letztern Orte gehörige Holländereien, die alle nicht aufgeführet stehen, als diesseits der Ucker; Hundsberg, Hundsbeutel, Seefeldt, Hasselberg, Ziegenberg, Herrenkamp, Beeskow und Schulzenberg,

Berg, jenseits Spechtberg ꝛc. Die Insel in der Neuwarpschen See heißt der Rietsche Werder, und statt Patzruck muß Jazenick u. s. w. stehen.

3) Der Usedomsche Kreis oder die Insel Usedom.

Viele Seen, die verdient hätten, hier genannt zu werden, sind ausgelassen worden, z. E. der See linkerhand des Achterwassers heißt: der Große Strummin und die Wieck; die beide unterhalb des Achterwassers liegende Seen werden, links, nach dem hart daran liegenden Dorfe Crienke, der Crienker-, und rechts, nach dem ebenfalls darunter befindlichen Dorfe Neppermin, der Neppermінsche, und der aus dem kleinen Haff bis zur Stadt Usedom gehende, der Usedomsche See genannt. Von Schadefördе bis an den großen Strummin-See sollte noch der Name Peene-Strohm stehen, ob er gleich hier schon eine See bildet. Die unterhalb des Usedomschen Sees verzeichnete Insel Buck existirt gar nicht, wohl aber eine kleine Halbinsel rechterhand gedachten Sees, auf welcher das

Dorf

Dorf Oſt-Klüne liegt. Schwienemünde iſt kein Dorf, ſondern eine neue Stadt mit einem Hafen. Die Peenemünder Schanze an der Mündung des Peeneſtrohms iſt nicht 1758 zerſtört, ſondern exiſtirt noch; die Preuſſen haben ſie 1759 den Schweden abgenommen, und von der Zeit an hat eine kleine Beſatzung darin gelegen. Statt der Dörfer Molſchow muß es heiſſen: Mölſchow, Maltzow Mahlzow, Bandemin Bannemin, Sautzig Sauzin, Gormitz Görms, oder Görmitz, eine von dem Achterwaſſer umfloſſene kleine Inſel, welche nicht aus einem Dorf, ſondern aus einem Vorwerke mit einer Holländerey beſteht, und beſonders wegen der guten Butter und Käſe, ſo hier gemacht werden, berühmt iſt; ſtatt Netzeltof Netzelkow, Lützow Lütow. Ein Dorf Durnitz giebt es gar nicht, und gerade auf dem Orte liegt das Vorwerk Damerow. Hier iſt das Land zwiſchen der Oſtſee und dem Achterwaſſer nur 5 bis 600 Schritt breit, deshalb die Oſtſee ſchon mehr als einmal in das Achterwaſſer

durch-

durchgebrochen ist. In dieser Gegend, etwa eine Meile nordostwärts in die See hinein, soll die ehemalige berühmte und versunkene Stadt Vineta gestanden haben. Das Königl. Amt heißt nicht Pudgla, sondern Pudagla, statt Stobe Stoben, Balle Balm, Grummesin Gumzin, Retzow Restow, Münckow Mönchow, Rogetzow Regezow, Glien Ost-Klüne, Hufe V. Willhelm soll Wilhelmshof ein Vorwerk heißen, Bessin Bossin, Lützow Cutzow, Cosvanz Corschwant, Wozek Woitzig; Lütebock ist kein Dorf, sondern ein Vorwerk ꝛc.

4) Der Wollinsche Kreis oder die Insel Wollin.

Die Dörfer Zollmin, Dargebant und Misdroge müssen Soldemin, Dargebanz und Misdroy geschrieben werden. Der See bei Warnow heißt der Warnowsche, und der in den Caminschen Boden fließende, der Coperow-See; darneben rechts liegen die Dörfer Lauen und Zünz, und nicht Laugen und Zienitz. Der große Fluß, welcher aus dem Haff bei der Stadt Wollin

vorbei

vorbei kömmt, sich mit vorbenanntem See in dem Caminschen Boden vereinigt, und sodann in die Ostsee fließt, heißt der Divenow-Strohm; beim Ausflusse steht zwar Direnow Riv, aber Niemand wird glauben, daß dies vorbeschriebener Fluß seyn soll; die Benennung sollte also noch einmal zwischen den Städten Camin und Wollin stehen. Die an vorgedachtem Strohm liegende Dörfer heißen nicht Zintzlof, Luskow, Cortent und Garembow, sondern Zirzlaf, Lüskow, Cörtenthin und Jarmbow u. s. w.

5) Im Anclamschen Kreis

muß die Stadt Penckum Penkun oder Pencun geschrieben werden; Pölitz an der Oder ist eine Stadt und kein Dorf. Statt Gr. und Kl. Ziegenom Gr. und Kl. Ziegenort, Tochow Duchow. Die rechterhand am Neuendorfer See gelegene Vorwerke und Pächtereyen: Habichthorst, Sonnewald, Grünewald und Ahlgraben, fehlen ganz und gar, und die links bei Stolzenburg liegende Ziegelei muß die Thürowsche heißen. Pampow ist kein Vorwerk, sondern

dern

dern ein Bauerndorf; statt Schmergow muß es heißen Schmagerow, Rammin Ramin, Lebben Lebbehn, Schwennez Schwennenz, Böcke Böck, Velschendorf Völschendorf, Sperrenfelde Sparrenfelde, Neukirchen Neuenkirchen, Kestin Köstin, Moringen Möringen, L. Reinickendorf Kl. Reinkendorf, Kurow Curow, Sleven Stöwen, Schlowin Scholwin, Gottslow Gotzlow, Züllichow Zülchow, Krokow Kreckow, Frederdorf Friedersdorf, Lubbezin Lübzin. Zwischen Daber und Völschendorf liegt wohl das Vorwerk Altemühl, aber nicht Mukenkrug. Der Ihnakrug oberhalb des Dammschen Sees, liegt nicht jenseits, sondern diesseits des Ihnastrohms, und die Oerter Sabure und Thenneburg ebendaselbst existiren gar nicht. Die Vorwerke Vartingsthal und Grink werden Battingsthal und Grünz, die Dörfer Wardin Wartin, Lackow Luckow an der Oder, Nid. und Hoh. Zaten schlechtweg Zaden, Kasow Kesow, Damerow Damitzow, Gamckow Jamickow, Kumerow Cummerow, das

Vor-

Vorwerk Forſtenwalde Froſtenwalde, die Dörfer Friedrichsfelde unterhalb Garz an der Oder Fridrichsthal, Mowegen Mewegen, Klempenau Rothenclempenow u. ſ. w. geſchrieben. Eine Meile von der Stadt Pencun gegen Oſten auf der Landſtraße von Paſewalk nach Garz iſt zwar das Dorfzeichen da, der Name fehlt aber, dieſes Dorf heißt Nadrenſee. Unterhalb dem Papenwaſſer an dem Fluß Crampe fehlen, das Erbzinsguth Schwankenheim nebſt der dazu gehörigen Colonie Forcadenberg; die Colonie Schwabach und die Holländerei Wolfshorſt u. dergl. m.

6) Der Flemmingſche Kreis.

Die am Camminſchen Boden liegende Stadt heißt nicht Camin, ſondern Cammin. Daß Gülzow ein Flecken iſt, kann man aus dem Zeichen nicht erſehen; nach der Erklärung, die auf dem 81ſten Blatte ſteht, iſt es ein Kirchdorf. Die Dörfer Doſſin, Zeblin, Gr. und Kl. Weikow, Lasnow; Pribberhow und die Schäferei Retzighagen werden Duſſin, Zebbin, Gr.

und

und Kl. Weeckow, Jassow, Pribbernow und Rutschenhagen geschrieben. Bei Hoggebrugge ist kein Zeichen; dieser Ort, der eigentlich Hohenbrück genannt wird, besteht aus einer Försterei, Mühle und Krug. Statt der Dörfer Tritzow muß stehen Fritzow, Schwirse Schwirsen, Wasterwitz Wusterwitz, Bartlaff Batzlaff, Creitlow Cretlow, Goldhagen Holzhagen, Runtz, Rönz, Bocke Böck, Henekenhagen Henkenhagen, Tonnebuhr Tonnenbuhr, Calman Coldemanz, Clötzin Kletzin u. s. w. Die Dörfer Ackerhof oberhalb dem Flecken Gülzow, Nicketow am Dievenowstrohm, und ein Ruppersnow unterhalb der Stadt Wollin giebt es gar nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

Bemerkungen über den Ackerbau, den Handel und die Manufakturen.

(Beschluß der im 1ten Stück des 4ten Bandes abgebrochenen Abhandlung.)

Von den Auflagen und von den Bewegungsgründen, welche Se. Königl. Majestät dahin disponiren könnten, sie zum besten der dürftigern Menschenklasse bei den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens zu mindern.

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man erhöhen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation. ꝛc. rl.	gr.	pf.	Neue Fixation der Gefälle ꝛc. rl.	gr.	pf.
J							
Ingber (brauner) : :	Centner	—	9	—	—	18	—
Johannisbeeren : :	Thaler	—	1	—	—		
Juwelen, allerlei kostbare Edelgesteine und Perlen, ächte zu eigenem Gebrauch oder Verkauf : :	dito	—	1	6	—	4	—
K							
Käse, Emdner, Danziger, Hollsteinische und andere fremde Käse, so unter dem Nahmen von Holländischen Käsen bekannt sind, item die sogenannten Stepelwrof und Zerbster Käse	Pfund	—	—	1	—	—	4

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man erhöhen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation ꝛc.			Neue Fixation der Gefälle. ꝛc.		
		rl.	gr.	pf	rl.	gr.	pf.
Käse, Eidammer, Texel, Parmesan, Englischer, Limburger, Schweizer, und andere delikate Käse	Pfund	—	—	3	—	1	—
Kasten (fremde ganz eiserne	Thaler	—	4	—	—	8	—
Kirschsaft	dito	—	1	—	—	2	—
dito Muß	Achtel	—	2	6	—	6	—
Krebse	Schock	—	—	2	—	1	—
Kuchen, Honig und andere fremde Kuchen und Gebackenes	Thaler	—	1	6	—	4	—
Einländisches Gebackenes	dito	—	1	—	—	1	—
Kupferstiche, womit die Bilderkrämer handeln oder auch andere Einbringer	Thaler	—	1	6	—	4	—
L.							
Laberdan, frischer	Thaler		6	—	—	6	—
eingesalzener	dito		4	—	—	4	—
dito	Tonne	1	8	—	1	12	—
dito	Centner		12	—	—	16	—
Lachs, Rhein, Elbe, Oder, Weser frisch und geräuchert	Pfund	—	—	6	—	1	—
Pommerscher	dito	—	—	4	—	—	8
eingesalzener in Heringsgebind	Tonne	—	12	—	—	16	—
Forellen eingemachte	Stück	—	—	6	—	—	6
Lachtauben	Paar	—	—	3	—	—	6
Landcharten, womit die Bilderkrämer und andere handeln	Thaler	—	—	8	—	2	—
Laternen aus Böhmen, hölzerne mit Glas	dito	—	1	6	—	4	—
messingerne mit Glas	dito	—	2	6	—	6	—

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man erhöhen könnte ꝛc.	Anzahl Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation ꝛc.			Neue Fixation der Gefälle ꝛc.		
		l.	gr.	pf.	rl.	gr.	pf.
Lerchen, Leipziger, Hälliſche, Magdeburgiſche, Anhaltiſche und aus andern Provinzen	Mandel	—	—	9	—	1	6
— Churmärkiſche und andere einländiſche vorher nicht benannte	dito	—	—	4	—	—	6
Leuchter, fremde von Eiſen und Drath mit hölzernen Füßen	Thaler	—	1	6	—	4	—
Limonien, eingemachte Orhoft	1200 Stück	—	18	—	1	12	—
Löffel, ſilberne, fremde	Thaler	—	8	6	—	8	6
— zinnerne fremde)	dito	—	1	—	—	2	—
Lomber-Marquen	dito	—	2	—	—	4	—
M.							
Macis, Muskatenblumen	Pfund	—	12	—	—	16	—
Mahlerarbeit, als Portraits, Schildereien, Landſchaften, Blumenſtücke ꝛc. ꝛc.	Thaler		1	6	—	8	—
fremde dito en miniature	dito	—	2	—	—	4	—
Mahlerfarben und Farbenmuſcheln	dito	—	1	6	—	4	—
Mandeln, bittere und ſüße ohne Unterſchied	Centner	1	3	—	1	12	8
grüne fremde)	Thaler	—	1	6	—	4	—
Maränen, friſche und eingemachte ordinaire	Schock	—	—	3	—	—	6
Pommerſche, von Stargard, große friſche und trockene	Stück	—	—	4	—	—	4
Marzepan	Thaler	—	1	6	—	3	—
Marderfelle	Stück	—	—	9	—	1	6
Marder (lebendige)	Stück	—	1	—	—	4	—
Maronen vid. Kaſtanien.							

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man erhöhen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation ꝛc.			Neue Fixation der Gefälle ꝛc.		
		rl.	gr.	p.	rl.	gr.	p.
Masquen	Thaler	—	2	—	—	4	—
Mayfisch, frischer	Centner	—	9	—	—	18	—
Medaillen	Thaler	—	1	—	—	4	—
Melonen	Stück	—	—	3	—	1	—
Merrettig, fremder	Thaler	—	1	6	—	3	—
Metall, geschlagenes unächtes fremdes	dito	—	1	—	—	4	—
Möstrich, englischer oder andrer fremder	dito	—	1	—	—	4	—
Mußerons, kleine delikate Schwämme, frische einländische	dito	—	1	—	—	2	—
fremde eingemachte	dito	—	1	6	—	3	—
Muskatennüsse	Pfund	—	9	—	—	12	—
Muscheln	Hundert	—	3	—	—	6	—
allerhand rare Seemuscheln	Thaler	—	1	6	—	3	—
N							
Nähbeutel mit Körben, (fremde)	Thaler	—	2	—	—	4	—
Nähringe (silberne oder eiserne fremde)	Thaler	—	4	—	—	6	—
Nelken	Pfund	—	3	—	—	6	—
Netze (fremde) als Fischer, Vogel, Jagd und Pferdenetze	Thaler	—	—	9	—	2	—
Neunaugen, einländische	Mandel	—	—	3	—	—	9
dito Fäßchen	Fäßchen	—	1	—	—	2	—
dito (fremde)	Mandel	—	1	—	—	2	—
dito, Preußische, Pommersche	Achtel	—	2	6	—	6	—
O.							
Obst, fremdes, frisches auch trockenes und eingemachtes	Thaler	1	1	—	—	3	—

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man erhöhen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation ꝛc.			Neue Fixation der Gefälle ꝛc.		
		rl.	gr.	pf	rl.	gr.	pf.
Oehl, Baumöhl, weiß und grün Italienisches	Centner.	1	12	—	1	12	—
Provencer und andere feine Speiseöhle	dito	1	12	—	3	1	4
Oliven	Centner	1	3	—	2	7	—
Paradiesäpfel für die Juden	Stück	—	—	6	—	1	—
Peitschen, lederne fremde	Thaler	—	1	—	—	2	—
Pelzwerk, ordinaires	dito	—	1	—	—	2	—
Zobel, Hermelin, Buchs und Tigerfelle auf dergleichen Decken	dito	—	1	6	—	4	—
Perlen, Margarita, occidentales	Loth	—	—	9	—	1	6
orientales	dito	—	2	—	—	4	—
Schnur, Zahl u. Wachsperlen, zum eigenen Gebrauch oder Handlung	Thaler	—	1	6	—	3	—
Perspektive und Ferngläser	dito	—	2	—	—	4	—
Perüquen aus Churſachſen	dito	—	1	9	—	4	—
andere fremde	dito	—	1	—	—	4	—
Pfauen	Stück	—	1	—	—	4	—
Pfeffer, ethiopiſcher langer	Pfund	—	—	3	—	—	6
ordinairer ſchwarzer	Centner	1	12	—	1	12	—
weißer	dito	2	6	—	2	16	—
Spaniſcher	Pfund	—	—	2	—	4	—
Pfefferkuchen (fremde)	Thaler	—	1	6	—	4	—
Pferde, der fremde Pferdehändler und Aufkäufer	Thaler	—	—	9	—	1	6
die der einländiſche Pferdehändler und Roßtäuſcher und Landmann auf die Jahrmärkte bringt und verkauft, davon gibt der							

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man erhöhen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation ꝛc. rl.	gr.	p	Neue Fixation der Gefälle ꝛc. rl.	gr.	pf.
selbe nichts, der Käufer aber gibt vom	Thaler	—	—		—	1	—
alle Kutsch und Reitpferde für reiche Particuliers : :	dito	—	—	3	—	1	6
Pfirsichen, einländische :	Thaler	—	1	—	—	1	6
große fremde : :	dito	—	1	—	—	3	—
Pflaumen, trockene fremde	Pfund	—		1	—	—	6
Pfuhlschneppen : : :	Stück	—	—	3	—	—	6
Pinsel, Holländische :	Dutzend	—	—	1		1	—
auf Stöcken : :	dito	—	—	2		2	—
Pistacien : : :	Pfund	—	—	4		1	—
Pistolen vide Gewehr							
Holfrern : : :	Thaler	—	1	—	—	2	—
Pommeranzen : : :	Stück	—	—	1	—	—	4
eingemachte : :	Pfund	—	1	—	—	2	—
Schaalen : : :	Centner	—	18	—	1	12	—
Pomade, wohlriechende fremde : : : :	Loth	—	—	—	—	—	6
Postpapier, Holländisches	Ries	—	2	—	—	4	—
Prünellen : : :	Pfund	—	—	3	—	1	6
Pulver, Schießpulver, hiesiges, feines : :	Centner	1	6	—	1	12	—
dito ordinaires :	dito		20	—	1	—	—
Puppen, ungekleidete :	Thaler		1	—	—	2	—
Puten, Kalkunen. : :	Stück	—	—	8	—	2	—
R							
Rähme zu Schildereien und Bildern : : :	Thaler	—	—	9	—	1	6
Rappiere und Rappierklingen, fremde, für die Schwerdtfeger : :	Thaler	—	1	6	—	4	—
Räucherkerzen : :	Pfund	—	—	3	—	1	—
Reh und Rehock, Rehbraten vid. Wildbr. Rebhuhn	Stück	—	—	4	—	—	8

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man erhöhen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht	Gegenwärtige Taxation ꝛc.			Neue Fixation der Gefälle ꝛc.		
		r.	gr.	pf.	rl.	gr.	pf.
Rohr, Spanische Röhre für Hautbois, Klarinetten, Bassons	Thaler	—	1	—	—	4	—
Rosenwasser	dito	—	—	2	—	1	—
Rosinen, Hange oder Spanische, auch große Korb oder Franzrosinen	Quart	—	—	—	—	—	4
kleine oder Corinthen	Centner	—	12	—	1	12	8
S.	dito	—	12	—	—	18	4
Saffian, fremde	Fell	—	16	—	—	16	—
Sahn oder Milchrahm	Quart	—	—	1	—	—	3
Sardellen	Pfund	—	1	—	—	3	—
Schinken, Maynz, Bayonne, Hamburger	Pfund	—	—	3	—	1	6
Schlitten	Thaler	—	—	—	—	2	—
Schnallen, silberne fremde	Thaler	—	4	—	—	8	—
Schneevögel	Mandel	—	—	4	—	—	8
Schneppen, Waldschneppen Pohl oder Wasserschneppen	Stück	—	—	6	—	—	9
	dito	—	—	3	—	—	6
Schreibtafeln von Schiefer und andern Steinen auch Elfenbein	Thaler	—	1	6	—	3	—
dito mit Silber beschlagen	dito	—	2	—	—	4	—
Schuhe, fremde, gestickte mit Gold und Silber	dito	—	2	—	—	4	—
Schwämme zum Waschen	Pfund	—	1	—	—	1	6
Schwämm	Stück	—	1	—	—	1	4
Schwein, wilde Schweinshaut rohe	Stück	—	—	3	—	—	6
Silber, fremde Waaren, massiv, zum Theil aus Stahl, Eisen, und andern Metall	Thaler	—	2	—	—	4	—

Digitized by Google

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man erhöhen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation ꝛc.			Neue Fixation der Gefälle ꝛc.		
		fl.	gr.	p	fl.	gr.	pf.
Seitendrath und Darmseiten zu musikalischen Instrumenten, einländisch	Thaler	—	—	9	—	1	6
für Violinen, Bratschen, Violoncelle Basse, Contrebässe und Harfen	Thaler	—	2	—	—	3	—
Soya, eine Delikatesse, Sago	dito	—	1	6	—	4	—
Spargel, fremder	dito	—	1	6	—	4	—
ein ländischer	dito	—	1	—	—	1	6
Spechte, eine Art Vögel	Mandel	—	—	4	—	—	8
Spielzeug für die Kinder von Holz, Zinn, Bley, fremdes)	Thaler	—	1	—	—	4	—
Stachelbeeren	dito	—	1	—	—	2	—
Staare	Mandel	—	—	4	—	—	8
Steinhuhn	Stück	—	—	4	—	—	8
Stint, fremder	Thaler	—	1	6	—	3	—
Stockknöpfe von massivem Golde und Silber, fremde	Thaler	—	4	—	—	8	—
von Kokos	dito	—	1	—	—	2	—
T.							
Tauben, gemeine Feld- oder Mohntauben	Paar	—	—	1	—	—	4
rare	dito	—	1	—	—	1	6
NB. Die in der Stadt gehalten werden, bezahlen nichts.							
wilde	Stück	—	—	2	—	—	4
Tobaksdosen, oder Tabatieres, fremde von Holz und andern gleich geringen	Thaler	—	1	—	—	4	—
Agath, auch allerhand Composition	dito	—	1	6	—	4	—

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man erhöhen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation ꝛc.			Neue Fixation der Gefälle ꝛc.		
		rl.	gr.	pf.	rl.	gr.	pf.
Trappen	Stück	—	1	6	—	3	—
Truffeln	Thaler	—	1	6	—	4	—
U.							
Uhren, Ketten, goldne und silberne, fremde	Thaler	—	4	—	—	8	—
Schlüssel, fremde	dito	—	1	6	—	3	—
Gläser, dito	dito	—	2	—	—	4	—
Ungarisch Wasser	Quart	—	3	—	—	4	6
V.							
Violinen	Thaler	—	1	—	—	2	—
(fremde)	dito	—	—	—	—	4	—
Vögel, kleine Vögel, Finken, Stieglitz, Zeisige & allerhand fremde und rare Vögel, als: Papagayen, Paradiesvögel, indianische Raben	Mandel	—	—	3	—	—	6
	Thaler	—	1	—	—	6	—
Canarien, Nachtigallen, und andere Gesangvögel	dito	—	1	—	—	2	—
Nester, indianische, eine Delikatesse	dito	—	1	6	—	4	—
W.							
Wachteln	Mandel	—	—	9	—	1	6
Wasserhuhn	Stück	—	—	3	—	—	6
Weintrauben	Thaler	—	1	—	—	2	—
Wildprett:							
Ein Dam- und Spieshirsch incl. Haut	Stück	—	15	—	—	20	—
Hirschkalb, Schmahlthier, Rehbok und Reh, mit Haut	dito	—	9	—	—	12	—

Benennung der ein- und ausländischen Produkte, deren Gefälle man erhöhen könnte ꝛc.	Anzahl, Maaß, Werth und Gewicht.	Gegenwärtige Taxation ꝛc.			Neue Fixation der Gefälle ꝛc.		
		rl.	gr.	pf.	rl.	gr.	pf.
Wildschwein, ohne Ausnahme	dito	—	14	—	—	18	—
Frischling, incl. Haut	dito	—	9	—	—	12	—
Wildprett. Haase	Stück	—	1	6	—	2	—
Wildfleisch und Braten ohne Unterschied	Pfund	—	—	3	—	—	3
Wohlriechend Wasser	dito	—	2	—	—	4	—
Würste, Braunschweigische, cervelat und andere fremde Würste	dito	—	—	6	—	1	—
Z.							
Zahlpfennige	Thaler	—	1	—	—	2	—
Zahn-Bürsten und Zahnstöcher	dito	—	1	—	—	2	—
Wolfs, oder agath mit Silber eingefaßt	dito	—	1	6	—	4	—
Zander, frisch	dito	—	1	—	—	2	—
Zwiebeln, Blumenzwiebeln, einländische	dito	—	1	—	—	1	4
fremde	dito	—	1	—	—	2	8

Die Kutschen, die Chäsen, Kaleschen, Kabriolets, Phaetons, Schlitten, Geschirre zur Equipage derselben, gehören zum Luxus. Für die Materialien, daraus man dergleichen bereitet, hat man noch nicht 20 Rthlr. Gefälle erlegt. Und dies sind doch Gegenstände, die man immer noch mit Recht impostiren kann. Die

Kauf-

Kaufleute, Brauer, Brandtweinbrenner, Zimmerleute ꝛc. ꝛc., welche den Großen im Luxus gern nachahmen, werden dessen ohngeachtet nicht davon lassen, wenn das Gouvernement für gut befindet, einen gewissen Impost darauf zu legen. Alles, was fremd und nach dem Tarif erlaubt ist, und welches unsere Künstler, so gut wie die auswärtigen liefern können, glaubten wir berechtigt zu seyn, zu erhöhen. Diejenigen, die sich mit unsern Fabrikaten nicht begnügen wollen, werden ohne Weigerung den auf die fremde Waaren gelegten Impost bezahlen. Die Stengelrosinen aus Spanien und Frankreich, die man zur Delikatesse rechnen muß, und die nur für die Nachtische der Großen gehören, bezahlen nach dem churmärkischen Tarif nuur 12 Gr. für den Centner. Wir haben aber 1 Rthl. 12 Gr. 8 Pf. angesezt, welches 4 Pf. aufs Pfund beträgt.

Die spanische Röhre bezahlen nur 1 Gr. vom Thaler; wir haben aber 4 Gr. angesezt. Alle fremde Gold und Silberarbeiten des Geschmaks und Reizes, sind nach dem Verhältnis ihres

Werths

Werths zu 1 Gr. 6 Pf., 2 Gr. und 4 Gr. vom Thaler Tarifmäßig impostirt; wir haben aber zu Gunsten der Juweliere und Goldschmiede unsers Staats, darauf doppelt impostirt.

Die Karpfen bezahlen nur 3 Gr. für den Centner, wir haben aber 18 Gr. 4 Pf. gesezt, welches zwei Pfennige a Pfund macht. Die Kastanien und Maronen bezahlen nur 2 Pf. fürs Pfund; wir haben aber doppelt so viel angesezt. — Provenzeröl und andre feine Oele für die Tische der Vornehmen, sind gleich dem gemeinen Oele 1 Rthlr. 12 Gr. pro Centner, nach dem Tarif impostirt; wir haben erstere mit 3 Rthlr. 1 Gr. 4 Pf. pro Centner, impostirt; macht 8 Pf. pro Pfund. Die Masken, Gegenstände des Vergnügens, zahlen 2 Gr. vom Thaler; wir haben 4 Gr. angesezt. Die fremden troknen, Katharinen- und andere Pflaumen zahlen nur 1 Pf. a Pfund; wir haben 6 Pf. angesezt ꝛc. ꝛc. Ist es nicht sonnenklar, daß der Impost zur Verkonsumirung kein Gleichgewicht und Verhältnis zwischen Reiche und Arme hält?

Wäre

Wäre es nicht recht gethan, wenn man diejenigen Dinge, welche blos die Reichen verbrauchen mit höhern Impost belegte, und die physischen Bedürfnisse der Armen unberührt ließe? — Die Gegenstände, die wir hier umständlich und fixirt angegeben haben, nähern sich mehr durch Approximation dem Glükszustand derjenigen, welche sie bedürfen. Wir unterwerfen dies besonders der Untersuchung Sr. Excellenz, des würdigsten Ministers, der das Auge und Werkzeug des Monarchen ist, zur Bestätigung, Erhöhung, Vermittelung und Reinigung, oder es gar wegzuwerfen, wenn es nicht für ausführbar sollte gefunden werden. Es giebt Lebensmittel, die man nur zuweilen, und zwar, wie es die Jahrszeiten mit sich bringen, als Wildprett und andre unzahme Thiere, die Austern und andre Seefische ꝛc. ꝛc. die wir höher zu verimpostiren glaubten, als die andern Lebensmittel. Derjenige, der für einen Puterhahn 1 Rthlr. 12 Gr. zu geben im Stande ist, kann auch wohl 2 Gr. mehr geben, und so nach Verhältnis das Uebrige.

Wer

Wer sich ergözzen will, sieht nicht so leicht auf die Taxe der Gefälle, auch nicht auf den Preis der Dinge; sondern sein Geschmak bestimmt seine Ausgaben. Für seine delikaten Gaumen kauft und bezahlt er nichts zu theuer. Um das Gleichgewicht richtig zu bewürken, und den Armen und den Künstler in bessern Stand zu setzen, seine nothwendigsten Bedürfnisse zu erwerben, ohne daß der Staat von seinen Einkünften etwas verliert, kann man sich, wie es uns scheint, nicht stärker an Grundsätze binden, als wir bei unsern Vorschlägen gethan haben. Jemehr man sie wird in Ausübung bringen, desto mehr wird man die Nuzbarkeit und Wichtigkeit davon finden. Dies ist das einzige Mittel, die Armen kräftig zu unterstützen; und diesen Erleichterung zu verschaffen, verbreitet Wohlstand in alle Zweige des Staats. Dieser Wohlstand wird am ersten das Defraudiren verscheuchen, und alle diejenigen Misbräuche aufheben, von denen selbiges die Ursache ist; denn kann der Pöbel seine Bedürfnisse gehörig befriedigen, so wird er schon

ſelbſt keine Schleichwege ſuchen, auf welchen er ſie ſich anſchaffen kann. Denn wenn die phyſiſchen Bedürfniſſe der Armen nicht ſo hoch belegt ſind, ſo wird der Handel nicht mehr gehemmt werden Die Kaufleute und die Künſtler werden dabei ihre Rechnung finden. Jeweniger die phyſiſchen Bedürfniſſe hoch impoſtirt ſind, deſtomehr wird die Handlung blühen. Dieſer Grundſaz hat ſeine unſtreitige Richtigkeit.

Der erleuchtete Miniſter, dem der König dieſen Theil des Finanzweſens anvertraut hat, erfüllt ſeine Pflichten mit einem ihm eigenen Eifer, ob er gleich noch außerdem große Staatsämter zu bekleiden hat, die ſeine Würde erheben. Uebrigens iſt ihm auch noch das Handlungsdepartement anvertraut. Seine Thätigkeit, ſein unermüdeter Eifer, ſetzen ihn in den Stand, auch die geringſten Kleinigkeiten zu unterſuchen. Er iſt unſer Werkzeug beim Monarchen, und weis alles aufs Beſte einzurichten. Er iſt es, dem alle Hülfsmittel zu Gebote ſtehen, die auf die Erhaltung und Verbreitung des Handels

mit-

mitwürken, es sey nun, alle mögliche Vortheile zu verschaffen, oder alle Hindernisse wegzuräumen, die in den Weg gelegt werden können. Er ist es, der Verdienste zu belohnen weis, der die Kunst besizt, Talente zu ermuntern und anzufeuern, Industrie aufzuhelfen und in Schwung zu bringen, und der die Handlung, so viel in seinen Kräften steht, zu beleben weis. Welche Nation kann glücklicher seyn, als die unsrige, die unter dem Scepter des gerechtesten und für sein Volk empfindsamen und zärtlichsten Königs lebt. Wir hoffen von seiner väterlichen Güte, daß er unsre Bitten und Wünsche günstiger hören, und die Anlegung der Landstraßen, Wiederherstellung der Häven und die Anbauung der Kanäle uns bewilligen wolle. Werden diese drei Hauptgegenstände glüklich ausgeführt, so werden die schönen Tage und der Glanz Karthagos und Roms in unser Königreich eingeführt.

de Wailly.

Berlinisches Journal für Aufklärung.

Herausgegeben von G. M. Fischer und A. Riem.

Fünften Bandes erstes Stück.

Oktober 1789.

I.

An Julien;

nach Katulls 48stem Gedicht.

Dürft' ich, Julie, deine Honigsüßen
Aeuglein küssen, so viel und oft ich möchte,
Hunderttausend und mehrmahl wollt' ich küssen,
Trautes Liebchen; auch würd' ichs überdrüssig
Niemals, erndtet' ich gleich der Küsse mehr noch,
Als der fröhliche Weizenschnitter Halmen!

Kl. Schmidt.

II.

An Hymen.

Gott Hymen, dem an Macht und unerschöpfter Milde
Nicht eine Gottheit gleicht!
Wo ist ein Volk, wo ist der ungezähmte Wilde,
Der in dein holdes Joch nicht gern den Nacken beugt?

Wo Glückliche sich nur zu deinem Altar drängen,
Und deine Fackel flammt,
Bekennet aller Mund, in feiernden Gesängen,
O, Vater! daß von dir das Heil der Erde stammt.

Wir alle sind durch dich zu einem Volk befreundet,
In deinen Banden frei;
Noch hat uns keine Macht auf Erden angefeindet,
Als zügellose Brunst und fromme Barbarey.

Jüngst lud auch mich dein Wink zu deiner Kinder Orden,
Mich, deinen Sänger, ein.
Seitdem ist mir das Loos der Himmlischen geworden:
O, laß, so süß es ist, es auch so dauernd seyn!

Daß ich noch lange mich der goldnen Tage
freue,
Die mir dein Ruf verleiht,
Und Lied und Saitenspiel noch deinen Festen weihe,
Wann schon der Jahre Frost mit Reif mein Haar
bestreut!

Blume.

III.

An Duschens Geist.

Den 27sten December 1787.

Immer zu früh erscheint der Todesengel dem Weisen,
Welcher durch Werke der Kunst sein lebend Gedächtniß verbreitet.
Dir auch, lieblicher Dusch, dir, Sänger unsterblicher Lieder
Kam der verlöschende Genius viel zu früh! Du beschlossest
Großer Dinge noch viel. Einholen wolltest du Popen,
Welchen du halb schon erreicht; du berührtest Richardsons Ferse;
Trachtend, wie Deutschen es ziemt, an das Ziel vorüber zu fliegen.
Da ereilte der schnellere Tod den athmenden Laufer.
Ach! dein Leben erlosch, und, mit ihm, tausend Entschlüsse:
Aber mit nichten dein Ruhm, die Frucht weitschallender Lieder.

„Nur

„Nur gewollt zu haben in großen Dingen“ das zeichnen
In ihr göldenes Buch der Unsterblichkeit prüfende Hände,
Und auch der zwoten Ordnung Gestirne zählet der Weise,
Nach Orion und nach dem gewaltigen Bären des Himmels.
Deines Ruhmes geneuß dann, Elysiums neuer Bewohner,
Unerzürnt durch unsere Thränen, der sterblichen Pflichtheil.
Dächten und handelten wir, wie du, und die Glücklichen alle,
Welche der Tod von der Last des irdischen Schleyers entkleidet,
Dann so weinten wir nicht; wir feyrten dein höheres Daseyn
Mit harmonischem Tanz auf dem Grabe, worin du nun schlummerst.

Kl. Schmidt.

IV.

Skizze einer Geschichte der Moral.

(Fortsetzung: s. 4. Bd. 2. St. S. 147.)

Wir bedürfen kaum aller Beweise von noch bekannten wilden Völkern entlehnt, zur Bewahrheitung des Satzes, daß eine Zeit war, wo keine Moralität existirte: da die alte Urkunde des Menschengeschlechts in Chaldea, das alte Testament, ebendieses von dem Kindheitsalter der Welt behauptet, und vom ersten Menschen sagt:

„Daß er weder Erkenntniß des Guten „noch des Bösen, vor den Erfahrungen „gehabt habe, die er Gelegenheit fand, „allmählich zu machen:

Diese Behauptung ist durchaus richtig. Ein Mensch, der allein ist, versetzt auf ein Menschenleeres Eyland, oder in einen herrlichen Garten des Orients, ohne Gesellschaft, kann keine

keine Pflichten auf Wesen außer sich von gleichartiger Gattung haben, da keine um ihn sind.

Die erste Basis aller Moral — das Eigenthum findet beim Alleinseyn so wenig statt, als wenn Niemand vorhanden wäre.

Ueber das Eigenthum, als die erste Quelle, aus welcher sich die Entstehung der Moralität ableiten lassen könnte. Eine Hypothese zur Prüfung.

In den weiten Gegenden von Asien und Afrika finden sich große Gesellschaften von Thieren, in denen man die Funken des alles-belebenden Geistes der Erkenntniß, des Urtheils und solcher Kräfte wahrnimmt, die man bey den Menschen einem Wesen beilegt, das man Seele nennt. Elephanten gehen in Heerden; wie eine Horde streifender Tatarn von Gegend zu Gegend, wo sie Nahrung für sich finden können. Der Biber ist in seinem kleinern Verhältniß den Bewohnern Siberiens gleich, wo nicht mit unter-

vorzuziehen; da er sich sein Haus baut wie jener; und obgleich nur aus Instinkt, doch reinlicher erhält wie jene. Alle diese Geschöpfe, die bis auf den Affen dem Menschen weiter oder näher stehen, wissen von keinem Eigenthum, und zugleich von keiner Moralität.

Das Thier wird nur aufgebracht durch Angriffe auf seine Personalsicherheit, mordet aus Trieb zur Selbsterhaltung, und streitet, und handelt Böse, wo der erste Schatten des Eigenthums eintritt; wo man seine Nahrung seinen Zähnen, oder dem Fleck, auf dem es weidet, entziehen will. Ohne Bedürfniß ist kein Streit; ohne Furcht zu verliehren, so wie ohne Lust zu besitzen, kein Krieg; und ohne alles dieß zusammengenommen, keine wechselseitige Pflicht. Wenn ich nichts bedarf, kann mir keiner geben; wenn ich nichts zu verlieren habe, niemand etwas erhalten; keine Freude, kein Vergnügen kann mir ohne Bedürfnisse gemacht werden; ohne sie findet nicht Gefahr, nicht Tugend, nicht Ehre, nicht Frieden, nicht Krieg, mit einem Worte

nichts

nichts statt, was Verbindlichkeiten, Conventionen, Verträge, Gewohnheiten, Gebräuche, Sitten und dergl. hervorbringen könnte. Ich bin in diesem Zustande entweder Gott, oder Nichts.

Doch vielleicht giebt es sittliche Handlungen, welche auf das Eigenthum keine Beziehung haben!

Güte, Wohlthätigkeit, Selbstverläugnung, Anständigkeit, Ordnung, Redlichkeit, Freundschaft, Verträglichkeit, Edelmuth, Hoheit des Gefühls, Vaterlandsliebe, scheinen alle mehr oder weniger mit dem Eigenthume zusammenzuhangen, und ohne dessen Voraussetzung nicht existiren zu können.

Güte — keinem sein Eigenthum mißgönnen, die Beeinträchtigungen in unsere Rechte, welche ohne Besitzstand nicht gedacht werden können, nachsehen und vergeben, ist Güte; und setzt gleich der Selbstverläugnung ein Opfer voraus, welches wieder ohne Eigenthum nicht gedacht werden kann.

Anständigkeit, ist Schätzung der Rechte meiner und eines Andern, da sie aus Achtung

seiner

seiner selbst und Anderer entspringt, so setzt sie einen Besitzstand von etwas voraus, worauf sich die Achtung bezieht, und aus welcher Anständigkeit erwächst.

Ordnung findet ohne Eigenthum nicht statt, da sie ganz mit der Oekonomie desselben beschäftiget ist.

Redlichkeit wäre ohne Eigenthum ein leerer Schall ohne Sinn, denn wo könnte ich redlich seyn, wenn man meiner Tugend nichts anzuvertrauen hätte?

Freundschaft, es giebt der ächten Gattung wenige Beyspiele, die gemeiniglich sogenannte ist ehe Beeinträchtigung der Menschenrechte, und ein Spiel der Selbstsucht, als Tugend. Nehmen wir sie als Civiltugend, so hat sie dem Eigenthume ganz ihre Entstehung zu danken. Wenn mein Freund nichts Eignes hat, das ihn mir schäzbar macht, so ist kein Titel für Freundschaft da.

Eben so ist es mit der Verträglichkeit, die den Besitzstand nicht beunruhiget, denn

um Nichts, läßt sich keine Verträglichkeit denken.

Edelmuth, Hoheit des Gefühls — setzen richtige Schätzung des Sinnlichen voraus. Sie führen die Selbstverläugnung, die Uneigennützigkeit, in ihrem Gefolge, die Eigenthum voraussetzen.

Vaterlandsliebe — ein trauriges Ding, dem wir den Gebrauch des Pulvers und der Vierundzwanzigpfünder zu verdanken haben, und die eigentlich eine wahre Militärische Tugend ist. Es findet sich ein Canal, durch den sie sich in das Civilleben ergießt, und sich Pflichtliebe für den Staat nennt. Sie ist freilich unter diesem Nahmen nothwendig, aber ohne dem Schönen eines solchen Gefühls etwas zu benehmen, wollen wir bald sehen, daß sich etwas noch Edleres finde, was an diese Stelle tritt, und durch den Nahmen von Vaterlandsliebe nicht größere Empfindungen, niederschlägt.

So drehen sich alle Menschliche Tugenden um das sinnliche Eigenthum, wie das Rad um

seine

seine Axe, und doch will der Mensch diese Tugenden in einem zukünftigen Zustande fortsetzen, wo nichts Sinnliches seyn soll.

Digression über die letzten Gedanken zur Sache gehörig, aber vielleicht nichts weiter als philosophischer Traum, oder Schwärmerey.

Wohin nur immer beym klaren nächtlichen Himmel mein Auge blickt, sieht es Sonnen ohne Zahl, und Welten, vielleicht jede Sonne eine Welt. Bewaffne ich mein Auge mit dem Fernrohre eines Herschels, so sehe ich in einen Weltraum hinein, wogegen Orion, und alle dem bloßen Auge sichtbaren Gestirne kaum die Entfernung eines mäßigen Abstandes von dieser Erde enthalten. Und laßt uns annehmen, es gäbe ein Gestade des Sinnlichen, wo der leere Raum anfinge, und sein gräßliches Dunkel sich ziellos und unendlich in die Tiefen des ewigen Nichts hinabstreckte;

Wenn

Wenn dein Geist sich von der Erdmasse dieses Planeten trennt, wo würdest du hineilen, Leser? in die Tiefen des Nichts, oder die Paradiese der Schöpfung?

Aber lieber will ich glauben, daß das ganze Unendliche in seinen ewigen unabsehbaren Tiefen keinen Winkel und keinen Ort habe, an dem — nicht eine Spur der göttlichen Größe, und seiner Macht sich fände — allenthalben Schöpfung — allenthalben durchs ganze Unendliche, Welten. Sollte, da der Plan des Ewigen meinem Auge so deutlich sich darstellt, mir noch über meine künftige Bestimmung ein Zweifel übrig seyn? Jede Welt ist sinnlich, und wo werde ich mich einst aufhalten? Nicht, zur Sinnlichkeit erzogen, Jahre lang, vorbereitet, zu neuer Sinnlichkeit übergehen. Denn — was würde mich's nützen, wenn ich ohne alle Organisation, als Geist ohne Körperliches wie ein Luftball von der Schweere der Luft über die Grenzen der Atmosphäre hinaufgedrängt, vom Wirbel der Erde oder des Mondes ergriffen, oder

von der anziehenden Gewalt der Sonne hingerissen, in andere Wirbel geworfen würde, die durch den Zusammenhang der Gesetze des Sinnlichen nach einer Reise von Unendlichkeit mich im Centralpunkte der Bewegung verschlingen würde? Doch ein Geist ist ohne Widerstand! folglich — keiner Wirkung im Sinnlichen fähig — ewig hält ihn also der Punkt seiner letzten Trennung vom Sinnlichen. Denn blos das Sinnliche ist der Bewegung fähig.

Oder ohne alle Bilder, laß deinen künftigen Zustand, außer der Sinnlichkeit seyn — was kann alle Bildung einer Sinnenwelt dir für die Geisterwelt, die von nichts zusammengesetzt ist — wo kein Auge sieht — kein Ohr hört, und keine Kraft wirkt, weil ohne Sinnliches kein Widerstreben, und ohne Widerstreben kein Wirken statt findet — nützen? Wäre es dir nicht besser, nicht deinem Schöpfer und seinen so sichtbaren Planen und Weisheit anständiger gewesen, du wärest auf so einem blos intellektuellen, unsinnlichen Nichtdinge entstanden, um da für

die

die Fortdauer in Nichtsinnlichkeit vorbereitet zu werden? Sage und antworte dir selbst — welche Tugend willst du da ausüben, wo du Niemand siehest, und kein Organ hast ihn zu empfinden; wo du elend, allenthalben nur dich selbst vermuthest und ahndest, und Alles endlose Einsamkeit um dich her ist; wo jedes Lüftgen wie Ossians Geister, dich wegweht? oder du Bewegungslos in der Schaale des Nichts, wie ein leerer Kern rastest?

Vorausgesetzt, daß meine Hypothesen nicht ganz vernunftlos sind, so läßt sich ein Schluß machen, welcher für unsere ganze Existenz nichts Unangenehmes hat, nemlich dieser:

Gehen wir auf eine sinnliche Welt hinüber, so finden wir auch eine neue Organisation, und unser jetziger Zustand ist allerdings vorbereitend auf den zukünftigen. Ueberall sind Fortschritte zu größerem sinnlichen Eigenthume; denn da im ganzen alles vorwärts geht, und das Eigenthum des Ganzen, die höchste aller Göttlichen, und vielleicht die einzige Glückseeligkeit in der Gott-

heit ist, aus welcher sich alle andere ableiten lassen, so muß bei jedem Näherrücken zu dieser Vollkommenheit das Eigenthum sich vergrößern und veredeln, bis zur höchsten Aproximation, deren ein untergeordnetes Wesen fähig ist.

Wenn alle Freuden aus dem Genus des Sinnlichen und Eigenthümlichen bestehen; wenn alle Tugenden aus dem Eigenthum entspringen; wenn diese Tugenden und dieses sittliche Gefühl dem Menschen nothwendig sind, und seinen Zustand vollkommner machen, so muß nothwendig eine fortgehende Stufenfolge von Eigenthum, seiner Größe und seinem sinnlichen Genuß statt finden, oder mit der Ursache — zerstäuben auf einmal alle Würkungen.

Die Freuden der Zukunft sind also sinnlich.

Ein Blick auf eine Sinnenwelt macht dieses deutlich. In beständigem Kreislaufe wechseln Werden und Aufhören, Wo die bejahrte Eiche niederfällt, wachsen junge hervor. Die Massen gehen in einander über, wie die Wolken der Erde

die

die Feuchtigkeit wiedergeben, die die Wärme der Atmosphäre ihr entzog. Alles bedarf Nahrung, zur Erhaltung, und so ist der Regen der Erde und ihren Gewächsen, was dem Menschen Speise u. Trank ist.

Wir werden also in einer andern Welt essen und trinken? Allerdings werden wir unsere Erhaltung nach der Beschaffenheit der Erde, nach den ewigen Gesetzen der Erhaltung des Sinnlichen hinnehmen; denn das Eigenthum ohne Genuß ist etwas Abgeschmacktes. Und wenn die Verrichtungen der Sinnlichkeit als Haupteigenschaft derselben für die Gottheit, und den geraden Menschenverstand nichts Empörendes in dieser Welt haben, woher sollte das Unschickliche in einer andern kommen? Unsere Vorurtheile und der Mißbrauch haben den edelsten Schätzen des sinnlichen Genusses, für welchen der Mensch doch wohl hauptsächlich bestimmt ist, ein falsches Gepräge des Unsittlichen aufgedrückt, was in einer vernünftigen Moral kein Kapitel haben sollte. Sonderbar genug ist die Erscheinung in einer gesittet seyn wollenden Welt, daß

sie sich dessen schämt, was sie durch religiöse und politische Sanktionen selbst heiligte.

Mahomet mit seinem Paradiese und seinen Himmeln schwärmte: aber doch wenigstens so sehr nicht, als derjenige thun würde, der uns einen sinnlosen Zustand in der Zukunft, zur Belohnung geübter Tugenden in der Sinnlichkeit, verspräche. Wir würden in der bessern, herrlichern Welt, beym Anschauen ihrer Güter, den unersättlichen Hang eines Tantalus fühlen, daran Theil zu nehmen, und ohne Genuß in einem ewigen Zustande des Sterbens und Werdens bleiben, der, wie bekannt, bey Menschen wenigstens, die den Werth eines bessern künftigen Lebens nicht zu schätzen wissen, und denen nur unsinnliche Freuden, für die sie kein großes Gefühl haben, verkündigt werden, nichts Angenehmes hat.

Aber wie? wo bliebe die Lehre von der über das Sinnliche so erhabnen Intelligenz? Mir, ich gestehe es, würde es ungemein gleichgültig seyn, ob ein besonderes Wesen die Stelle der Intelligenz verträte, oder ob sie eine Haupteigen-

eigenschaft meines Körpers wäre. In beyden Fällen aber steht meiner Hypothese nichts im Wege. Ist die Intelligenz ein Geist, so ist sie doch immer bestimmt, durch Organe sich ihrer Existenz zu erfreuen, und ihrer bewußt zu seyn. Ohne Sinnenwelt kennen wir keinen Gegenstand der Anschauung und Betrachtung, und kein Objekt für Urtheil und Nachdenken. Unsere abstraktesten Begriffe haben einen Keim von Sinnlichkeit bey sich, aus dem sie sich entwickeln und vor die Vorstellungskraft treten; nemlich man denkt sich bey Allem Etwas. Es ist, als wäre es unmöglich, daß unsere Intelligenz sich etwas Unsinnliches denken könnte, so, daß sie davon einen deutlichen Begriff, ohne Zuziehung des Sinnlichen, habe. Man nehme die Idee: Nichts, so bleibt sie doch immer nur eine negative Vorstellung, die sich nicht denken lassen würde, wenn der Gegensatz: Etwas, nicht zugleich dabey gedacht werden kann. Geist, ist ein negativer Begriff, und wird blos durch den affirmativen Körper denkbar. Uebrigens mag der

Geist

Geist bey seiner Existenz bleiben, nur glaube ich nicht, daß diese Existenz unabhängig vom Körper gedacht werden und statt finden kann.

Wie in allen Fällen, so bestimmt mich auch hier die Erfahrung für meine Behauptung. Entweder existirte mein Geist jemals unabhängig von meinem Körper, oder er wurde erschaffen, da ich zu leben anfieng. Hervorbringen, Schaffen, sind aber ganz sinnliche Ideen, die wir auf die Art, wie ein Geist zu existiren anfieng, anwenden, und die so nicht statt finden können. Was überhaupt keine Theile hat, kann nicht hervorgebracht werden, und es ist Weisheit der Philosophie, die Gottheit als das einfacheste Wesen ewig darzustellen. Die Gradation des Einfachen ist aber im Grunde eine Abgeschmacktheit, weil ein Wesen, das einfach im niedrigsten Grade ist, keinen Theil mehr hat, als das Allereinfacheste, unter dem wir uns nur eben dasselbe, nemlich das keine Theile hat, denken können. Entweder wär' unser Geist gleichewig mit dem ens simplicissimum, oder er wäre

eine

eine Wirkungskraft desselben in der Natur: Emanation, und dann wäre der Tod, nach der Lehre der Hindous, ein Zurückkehren und Vereinigen mit der Gottheit, und die Existenz des Geistes nicht unabhängig und für sich bestehend; keine Rechenschaft sich selbst schuldig, und nothwendig determinirt, was eine wirkliche Ungereimtheit seyn würde; oder unser Geist ist nicht gleich ewig, nicht emanirt, sondern hervorgebracht, als wirkliches Wesen bestehend. In diesem Fall räsonniren wir aber wie die strengsten Materialisten, da wir zum Entstehen eines Wesens ohne Theile, ein Wort gebrauchen, was blos auf das Entstehen sinnlicher Dinge angewendet werden kann, und dessen Gebrauch ein sinnliches Entstehen voraussetzt. Der unkörperliche Geist mit seiner unabhängigen Existenz vom Körper ist so kraftlos, daß er sich keinen positiven Begriff, weder seines Wesens, noch seiner Entstehung denken kann, ohne seinen Körper ins Spiel zu bringen, und aus der Analogie der Entstehung des Sinnlichen die seinige deutlich

zu machen. Wie soll es nun mit unserm Geist in einer Welt werden, wo kein Sinnliches statt findet, und das Reich der bloßen Ideen und des völligen Nichts seinen Anfang nimmt? Hier waren alle seine Begriffe von sich selbst negativ, und er theilte sich blos durch körperliche Mittel mit — und nun der Hiatus: Allenthalben Alles, Allenthalben Nichts! Hier beständige Gewohnheit, durch sinnliche Mittel zu seyn, zu leben, und sich zu freuen; dort eine totale Ungewohnheit dessen, das Nichts ist, weil es ohne Etwas ist; und durch Nichts, und mit Nichts zu leben! Hier herrlicher Genuß der Wirklichkeit — dort das traurige Reich der Ideen, der bloßen Vorstellungen, der Imagination, des Denkens von dem das nicht ist, und nur gedacht wird!

Ohne das Sinnliche in abwechselnden Vorstellungen, vergißt der Geist, was geschehen ist. Dies ist eine seiner Eigenschaften, die in seinem Wesen liegen. Nun dort ohne Sinnliches — wird nicht das Vergessen ein Licht nach dem

dem andern auslöschen, bis das Reich der Geister ein Caput mortuum von Geisterwelt wird, das sich auf sein unzerstörbares Atom, Seyn ohne Bewußtseyn, zurückhäuft!

Doch ich komme zu weit ab, weil das Denken weiter und weiter, wie nach ewigen Naturgesetzen alles ist und seyn kann, Vergnügen in Untersuchungen streut, denen man so leicht sich nicht entziehen kann.

Wir wollen also zurückgehen und annehmen, unsere Intelligenz werde ewig mit Sinnlichkeit vereint vorwärts rücken, was verliere ich denn durch diese Behauptung? Ist die Materie etwa so unedel, wie der pure Psychologe sie macht? Der Geruch einer Blume: wie fein sind die Theile, die ihn ausmachen? Der Aether: wie über alles leicht und unbeläſtigend, und doch Körper ist er? und die höchste Abstufung des Sinnlichen, wo kein grobes Theilchen in der Existenz des Ganzen ein Leiden bewirkt, oder ein unharmonischer Theil die Glückseligkeit der ganzen Zusammensetzung stört; und Genuß und

Gefühl

Gefühl im höchsten möglichsten Grade der Feinheit unser Glück sichert — leicht wie ein Gedanke, und thätig wie ewige Kraft im Sinnlichen wirkt, handelt und lebt! Für jedes große Gefühl und für die Bewunderung des unermeßlich großen Alls leichte Sinnen hat; wo das bloße Auge alle Erfindungen des größten Astronomen um unendliche Abstände zurückläßt, und jedem seiner Wünsche nichts, als das ewige Fortrücken von Veredlung seiner sinnlichen Existenz zu einer andern in Zwischenräumen im Wege steht! Das ist wenigstens eine Glückseligkeit, zu der ich vorbereitet bin; eine Glückseligkeit, die im Wirklichen sich finden kann, und kein Naturgesetz und keine Erfahrung beeinträchtiget, die sich mir darbietet.

Und da ich weiß, daß ich einmal geboren wurde, daß der Geist eine sinnliche Hülle annehmen konnte, und seinem Wesen es nothwendig und angemessen war, sie anzunehmen, was sollte es so unmöglich machen, daß die Schmerzen des Todes nicht die Stunde der neuen Geburt

hurt in einer andern bessern Welt seyn könnten? wo er mit einem bessern Körper vereinigt, in gleichen Abstufungen von Erkenntniß der Dinge der bessern Welt zu der andern übergeht, und alle Alter der Erfahrung durchlebt, bis er sich an die Grenzen einer noch bessern Welt anschließt, und so immer fortgeht, so weit er kann.

Unstreitig sind aber die Gegenstände einer jeden Welt von der andern durchaus verschieden, sonst würden wir bey dem Uebergang zu derselben nicht gewinnen, und durchaus besser als die der verlassenen. Dies ist es, was die Moral blos zufällig macht.

Die Moral ist blos zufällig.

Wenige Tugenden sind Tugend in sich, und es giebt nur eine, welche den höchsten Rang einnimmt; sie ist: Weisheit im Genuß. Die Andern sind größtentheils, mindere Unvollkommenheit, oder Erzeugnisse der Convenienz. Eigentlich kommt es auf jede Gesellschaft

schaft und jede einzelne Nation an, was sie ihren Vortheilen angemessen hält, und das sancirt sie zum Gesetz, und macht es ihren Gliedern zur Pflicht.

Der Caraibe, der seinen Vater prügelt, der im Jünglingsalter ihm einen Verweis giebt, begeht in seinem Lande kein Verbrechen, denn es ist Sitte.

Der Otaheite, der öffentlich ein Mädgen beschläft, handelt nicht unkeusch, denn es stimmt mit der Moral seines Landes.

Der Sohn, der seinen Vater, wenn er alt ist, und sich nicht mehr erhalten kann, mit der Streitaxt den Schädel zertrümmert, handelt als ein guter Sohn, denn so will's die Moral seiner Nation.

Tödte die Ehebrecherin; oder schlafe eben so oft bei dem Weibe dessen, der bey der Deinigen schlief, sind conventionelle zufällige Sitten, und jedem Volke heilig, je nachdem sie bei ihm eingeführt sind.

Der Chef der Nation wird es entweder durch die Geburt, oder durch Wahl, oder wie bey den Annibali derjenige, der ohne zu murren, die meisten Prügel aushält, und ohne zu klagen, sich auf einem Roste halb gar braten läßt.

List ist bei manchen Nationen eine Tugend, der Diebstahl, wie bey den Spartanern, kein Verbrechen — kurz bey jeder Nation ist nur das Tugend, was aus ihren Sitten floß, oder aus ihren Gebräuchen. Schon das Wort Sittlichkeit — (Mos.) der Gebrauch — moralisch, gebräuchlich, zeiget den Ursprung der Moralität, und zugleich wie zufällig sie sey.

Man wird mir einwenden; die Moral eines minder gesitteten Volks ist nicht eigentliche Moral; sondern jene des gesittetern. Ich antworte: Unsere Moral wäre also nur besser, nicht aber eine Moral, die gegen jene, die wir in höherm Zustande ausüben werden, mehr, oder nur soviel, als die Moral eines Huron's gegen die Unsrige wäre.

Ein anderes Volk, andere Sitten; eine andere Welt, eine andere Moral. Denn aber hätte sie keine Erfolge für jenes Leben *)?

Wozu sollte sie auch diese haben? der Mensch ist nicht zum jagen nach bessern Zuständen, sondern zum bestmöglichsten Genuß und Besitz eines jeglichen Zustandes bestimmt, aus welchem in der Gesellschaft, wo er lebt, die Regeln von selbst entspringen, die er zu befolgen hat, und die den wechselseitigen Besitz sichern. Die Pflichten gehen jedem Eigenthume und Besitzstand nicht voraus, sondern sind seine Folgen. Warum sollte ich also Pflichten und Tugenden, die nur auf den Zustand dieses Lebens in dieser Welt passen, in eine andere mitnehmen wollen, die mit der jetzigen nichts gemein hat, und wo, eben der Verschiedenheit derselben halben, sie nicht anwendbar und überflüssig seyn würden?

Nur

*) Es ist eben soviel, als wenn ein Richter, das Gesetzbuch für die Pr. Staaten, in jene Welt mitnehmen, und da anwenden wollte. Denn gleiche Sitten, gleiche Gesetze und ihre Anwendung. d. Verf.

Nur Weisheit ist eine uns allenthalben folgende Eigenschaft, und diese muß vorzüglich auf den Genuß eines Besitzes angemendet werden, darum ist sie uns nothwendig in jeder Welt.

Eine andere edle Eigenschaft, die uns allenthalben folgt, ist der Hang, seinen Besitzstand zu erweitern und zu vergrößern. Von gerechten Mitteln ist hiebei keine Rede, denn eine jede Erweiternng wird von der allgemeinen Masse genommen, und setzt eine Verminderung des Besitzstandes eines andern nothwendig voraus; sondern es kommt darauf an, ob die Mittel den Conventionen der Gesellschaft nicht entgegen sind, oder ihre Gesetze beeinträchtigen. Thun sie dieses nicht, und steht kein als Grundsatz und Pflicht in der Nation anerkanntes Gefühl im Wege, so ist jede Erweiterung des Eigenthums ein Kind der mehreren Weisheit und rechtmäßig, welche Weisheit ich aber von List wohl zu unterscheiden bitte. Ein Staat, der dem Meere durch Dämme seine Ufer abgewinnt; der Handelsmann, der durch conventionellen Gewinn

ein Millionär wird; der Staatsminister, der ohne das Land zu drücken, die Cassen des Fürsten, oder durch Contrakte und Verträge seinen Staat bereichert, vermindern alle den Vermögens und Besitzzustand derer, von denen sie gewinnen, ohne irgend eine positive Ungerechtigkeit zu begehen, da das Recht der Völker auf ihrer Seite ist. Daher ist Despotismus das abscheulichste Laster in der Welt, weil er sich weder an Conventionen noch Contrakte kehrt, und mit dem Eigenthum der Menschen, deshalb alle Gesetze gegeben sind, spielt wie er will.

Man sieht von selbst ein, daß die mehrere Weisheit in Erweiterung seines Besitzzustandes keine andere bürgerliche Tugend, als z. B. der Treue, der Ehrlichkeit ausschließe, da sie alle in den Völkerverträgen miteingeschlossen sind, und wir behauptet haben, daß diese Erweiterung dem Conventionellen nicht entgegen seyn müsse.

Verächtlich und abscheulich sind alle Mittel der Gewalt und der boshaften List zu diesem und

gegen

gegen diesen Zweck, wovon bald ein mehreres.

Sey weise und vorsichtig, so sagt die Moral.

Sey despotisch und gewaltthätig, so sagt das schändlichste Laster in jeder Welt.

(Die Fortsetzung folgt.)

V.

V.

Das Gnadenbrodt.

Zehn Jahre hatte schon der treue Hund
Die Burg des Löwen Tag und Nacht bewahret.
Nun war er alt. Sein Scheitel sank enthaaret
Zur Erde hin: sein heis'rer Schlund
Vermochte kaum das Wer da? mehr zu rufen.
Noch lag er immer auf des Schlosses Stufen,
Und harrte still auf den zu trägen Tod.
Einst nahm der Schach ihn wahr. Er bot ihm seine Rechte,
Und sprach: „Du bist der ält'ste meiner Knechte,
„Ich gebe dir das Gnadenbrod."
Das Gnadenbrod! rief Hylax. O der Gnade,
Die einen Greis nicht Hungers sterben läßt,
Der nur für dich gelebt. Ha! schade, schade
Für solche Huld. Er schweigt. Von Gram gepreßt
Flieht

Flieht er den Hof, und suchet sich ein Nest
Im ödsten Dickigt aus. Doch eine Oreade
Nahm ihn auf ihren Schooß. Gleich einem sanf-
ten West
Blies hier der Tod ihn an, und mit gesenkter
Hippe
Küßt er den letzten Hauch ihm von der Lippe.

Pfeffel.

VI.

Die Vernunft.

Die Leidenschaften hatten alle
Einst unter sich den Bund gemacht:
Die göttliche Vernunft, wodurch noch nach dem Falle
Der Mensch sich über jedes Thier erhebt,
Zu unterdrücken. Jede strebt'
Sich wider ihre Herrschaft zu empören.
Die Arme flehte, stellte ihnen vor:
Wie vieles sie an ihr verlören —
Umsonst, sie wollen sie nicht hören,
Sie stürzen sie von ihrem Thron,
Und schwingen über ihre Trümmer sich empor!

Verlassen war die Arme, sahe schon
Voraus die Folgen von dem neuen Regimente,
Wie Bruderlieb' und Duldsamkeit
Sich gänzlich von der Erde trennte.
Und dies geschah. Der Geist der Schwärmerey
Verwirrte alles; und ihr Sohn,
Der Aberglaube, schwang die Fahne schon,

Und rief zum Streit und Mord herbey.
In ihren Händen Dolch und Feuerbrand,
Erhielte Raserey die Oberhand,
Und jedes Band
Der Treue, wie des Glaubens, riß;
Aus Licht ward Finsterniß.

Dies sahe Zevs von seinem Stralensitze.
Sein furchtbar Auge rollte — schwur
Zu rächen die Vernunft. Er winkt,
Als alsobald, gleich einem Blitze,
Minerva zu der Erde niederfuhr.
Die Göttliche durchdringt
Des Aberglaubens Nacht, und schwingt
Bald ihre Siegesfahne auf,
Hilft nun dem menschlichen Geschlechte,
Setzt die Vernunft in ihre Rechte, —
Und schwingt sich zum Olymp hinauf!

A. Z—i.

VII.

Versuch über das alte Ritterwesen.

Aus dem Französischen des Herrn von Sacy *).

Wenn man die Erziehung unsrer alten Ritter mit der Erziehung vergleicht, welcher die Kinder der Spartaner im Schooße ihres strengen Vaterlandes genossen; so muß man gestehen, daß die Ehre, das Wesentliche einer jeden Monarchie, und der französischen insbesondre, der republikanischen Tugend gar nichts nachgiebt. Sie zeugte

*) Das Werk, aus welchem ich diesen kurzen Versuch über das ehemalige Ritterwesen übersetzt habe, führt den Titel: L'honneur françois ou histoire des vertus & des exploits de notre nation, depuis l'établissement de la monarchie jusqu'à nos jours. XII Tomes. à Paris 1769 u. f. 8. Er hat mit dem Aufsatze im deutschen Merkur 1777, und dem Werke des Hrn. de Saint Palaye nichts als den Gegenstand gemein. B.

zeugte so gut Wunderthaten wie diese; sie erleuchtete die Menschen so gut wie diese, und lehrte das Wahre und das Hohe kennen. Wenn diese Bürger gebildet hat: so bildete jene Helden. Die Ehre bedeckte die Wiege des jungen Adels mit Lorbeern; mit stets gleichem Schritte ging der Edelman mitten durch Gefahren und durch Ruhm; seine Tugend folgte ihm bis ins Grab, wo sein Name nicht mit ihm begraben wurde.

Nicht im Schooße der Weichlichkeit saugten unsre ersten Ritter das Mark des Lebens ein. Kaum erblickten sie den Tag; so härtete man sie schon gegen das Ungemach der Witterung ab; man stärkte sie gegen jene leeren, aber unglücklichen Schrecken, welche das Gehirn der Kindheit erschüttern, und dieselbe oft über ihr Ziel hinaus verlängern. Leiden ohne zu murren, war der erste Gebrauch, den sie von ihren Kräften machten: man übte schon ihre Empfindsamkeit und ihren Muth; die Schatten des Todes verdunkelten oft die Morgenröthe ihres Lebens; der Mittag desselben war heiterer, und das Al-

ter dieser Helden war wie der Abend eines schönen Tages. Dugueſclin lief in seinem fünften Jahre mit bloßen Füßen um den Pallast seines Vaters herum, trotzte der Kälte und der Hitze, suchte seinem Alter angemessene Gefahren auf, foderte die Buben in seiner Gegend heraus, balgte sich mit ihnen herum, und kam mit einer siegverkündenden Miene zurück, um seinem Vater die Wunden zu zeigen, die er bekommen hatte.

Sobald das zum Ritterorden bestimmte Kind das siebente Jahr erreicht hatte, that man es zu Männern; weil man fürchtete, ein zu empfindsames Geschlecht mögte seinen Zöglingen zugleich auch seine Schwachheiten und seine Furcht einflößen. Es trat nun als Edelknabe bey einem Ritter in Dienste. Der Ruhm des Zöglings und des Herrn wurde hierauf unzertrennlich von einander, und der Held würde aufgehört haben, es zu seyn, wenn er nicht einen andern ihm ähnlichen Helden gebildet hätte. Dieser Dienst war eine wahre Adoption, entstanden aus der Hochachtung,

achtung, erwärmt durch die Empfindung, verschönert durch die Ehre. Der Ritter unterließ nichts, seinen Edelknaben zu der edlen Laufbahn, die er ihm öfnen mußte, vorzubereiten. Er gewöhnte zum Joche der Pflicht und der Unterwürfigkeit jenen ungestümen und wilden Stolz, ein Laster, das großen Seelen angeboren scheint. Der Edelknabe verrichtete bey seinem Ritter Dienste, die in unserm Jahrhunderte ein Sohn seinem Vater nicht ohne Erröthen erweisen würde. Macht dieser Unterschied uns oder unsern Vorfahren Ehre? Pflege des Geistes wurde nicht von Pflege des Leibes getrennt. Zwischen den Uebungen gab man dem Lehrlinge Unterricht über die Liebe gegen Gott und das Frauenzimmer. Tugend und Galanterie wurden nicht von einander getrennt. Beyde hatten einerley Grundsätze. Die Liebe und die Ehre waren der Abgott dieser gefühlvollen Seelen. Aber welch eine Liebe? Ich will den Versuch wagen, sie zu schildern. Die Schildereyen reden nur zu den Augen, und das wirkliche Bildniß der ächten

ten Liebe muß zu den Herzen reden. Wir haben uns zu weit von der Natur entfernt, um uns eine Idee von den Empfindungen der guten alten Zeit machen zu können.

Die Freundschaft war diesen großmüthigen Herzen nicht weniger heilig. Diese jungen Zöglinge, die in der Schule der Ehre versammlet, und Nebenbuhler in Tugenden und Herzhaftigkeit waren, verbanden sich darin durch die zärtlichsten Bande, und die Wirkungen davon waren für das Vaterland von dem größten Nutzen. Ein Krieger, der bey kützlichen Umständen nicht erröthet seyn würde, seiner selbst unwürdig zu erscheinen, erröthete, seines Freundes unwürdig zu seyn, und die Furcht vor seinen Vorwürfen gab ihm seine ganze Tugend wieder. Daraus entstanden jene Waffenbrüderschaften; daraus jene Schwüre, für einander das Leben zu lassen, und Ruhm und Gefahren mit einander zu theilen. Endlich wurden sie Waffenträger, und die Religion legte nunmehr in ihrem ganzen Pompe

den

den Degen in ihre Hände, dessen Gebrauch itzt das Vaterland bestimmen sollte.

Das schöne Geschlecht theilte einigermaßen die Uebungen des unsrigen. Die Gewohnheit, mit Kriegern zu leben, ihre Liebhaber in den Kampf und in die Turniere zu schicken, ihren Muth durch ihre Gegenwart anzufeuern, sie mit einem edlen Staube, und oft sogar mit einem kostbaren Blute bedeckt in ihre Arme aufzunehmen; diese oft wiederholten Gegenstände gaben dem Frauenzimmer ein gewisses Ansehen von Stolz und Erhabenheit: sie erhoben ihre Seelen, ohne sie zu verhärten. Indem sie Zeuginnen der Gefahren waren, womit so theure Häupter bedrohet wurden, übte sich ihre Empfindsamkeit, ohne sich zu erschöpfen. Ueberdies waren ihre Beschäftigungen gar nicht geringfügig. „Vor den Rittern, die in den Schlös„sern ankamen, vorherzugehen, ihnen die Waf„fen abzunehmen, ihnen neue Kleider zu geben, „sie bey Tische zu bedienen; das waren die Pflich„ten der Damen.“ Sie erfüllten sie mit einem

Eifer,

Eifer, der mit jenem Anstande gewürzt war, welcher noch reizender ist, als die Galanterie selbst. Hierauf schränkt sich die ganze Kunst der Koketterie bey tugendhaften Weibern ein.

Sie legten sich sogar auf das Wundenheilen; und wenn dann ein Ritter siegend und blutend zurückkam, beeiferte sich seine Dame, ihm seine Wunden selbst zu verbinden, und das Blut zu stillen, das sich noch einmal wieder erwärmen und zum zweitenmale fürs Vaterland fließen konnte. Sie waren gefühlvolle Geliebten, großmüthige Bürgerinnen, ja selbst Heldinnen. Indem sie ihre Liebhaber mit Stichen durchbohrt in ihre Arme schlossen, und sie mit ihren Zähren benetzten, waren sie stolz darauf, sie vergossen zu haben: sie theilten den Ruhm des Ritters, der mit edlem Stolze seine benarbte Stirn emporhob, wo das Schwerdt des Feindes das Lob seiner Tapferkeit hingezeichnet hatte.

Der Schildknapp folgte seinem Herrn in den Kampf; ihm zur Seite gestellt brach er ihm die Bahn des Sieges, lös'te ihn ab, wenn er ermü-

det

det war, hielt den Anfall der Angreifenden auf, wendete die Hiebe ab, die den Ritter bedrohe-ten, und machte ihm oft aus seinem eigenen Körper eine Schutzwehr. Man findet in der französischen Geschichte heroische Beyspiele von dem Eifer dieser unerschrockenen Schildknappen. Man sieht darin, wie sie sich mitten in die Pfeile werfen, welche das Haupt ihrer Herren in Ge-fahr setzen; wie sie bald zu ihren Füßen den Geist aushauchen, und noch zu ihrer Vertheidi-gung einen ohnmächtigen Arm aufheben; bald aber sich in den dicksten Haufen der Feinde stür-zen, um ihren Tod zu rächen. Die Kunst Hel-den zu machen, besteht darin, dem Krieger einen Herrn und einen Freund zu geben, mit dem er Ruhm, Gefahren und Schicksal theilen muß. Der in sich selbst konzentrirte, in seinem Wesen verwais'te, Mensch findet wenig Hülfsquellen im Grunde seines Herzens. Die Tapferkeit ist ein Feuer, das erlöscht, sobald es ihm an Nah-rung fehlt; hat sie sich aber mehrerer Seelen, die sie vereinigt hat, bemächtigt; so erwärmt sie

dieselben

dieselben nicht halb; sie erhitzt sie, und nun ist ihr kein Wunder unmöglich; oder vielmehr, es ist nichts mehr Wunder für sie.

Das ein und zwanzigste Jahr war das Ende dieses mühseligen und ruhmvollen Noviziats. Nach so vielen Strapazen und Proben wurde der Jüngling in den Orden der Ritter aufgenommen. Ich will hier nicht die Ceremonien der Aufnahme beschreiben. Ich schreibe weniger für Gelehrte, als für Weise; ich will den Geist des Ritterwesens schildern, und nicht jene Art von Verehrung, welches den schönsten Anstalten ein närrisches Ansehen giebt. Ich will nur von solchen Ceremonien reden, welche den rechtschaffenen Mann, den Bürger, den Helden charakterisiren können. Hieher gehören die Eide der Ritter; sie weihten sich der Beschützung der Religion, des Vaterlandes und der Unschuld. Von diesem Augenblicke an war ihr Leben nichts als ein ihren Händen vom Staate anvertrauetes Pfand, das sie aufopfern mußten, sobald dieser es verlangte.

Alle Unglücklichen hatten ein Recht auf ihre Tapferkeit. Die unterdrückte Waise, der verfolgte Gerechte, der von einem barbarischen Herrn gedrückte Vasall, der von rebellischen Vasallen bedrohete Herr; alle durften ihren Beystand fordern. Die Pflicht des Ritters ist, Witwen und Waisen, Unglücklichen und Schwachen beyzustehen. Es lag ihnen also ob, der Schwachheit des Armen aufzuhelfen, die Obermacht des Reichen zu schwächen, und durch diese gerechte Ausgleichung in der Gesellschaft das Gleichgewicht wieder herzustellen, von welchem das Wohl derselben abhängt. Nie flehten die Schwachen vergeblich den Beystand eines Ritters an. Schande wäre die Strafe seiner Weigerung gewesen; und welche Strafe war das für einen Ritter!

Das schöne Geschlecht hatte noch heiligere Rechte auf diese Helden: seine Reize, seine Schwachheit, alles versicherte ihm in den Rittern einen Schutz gegen die Ungerechtigkeit; die Dankbarkeit selbst machte es ihnen zur Pflicht,

den Damen Schutz und Beystand zu verleihen: denn ihnen verdankten sie ihre Tapferkeit, ihren Ruhm, ihre Größe: der erste Keim des Heldenmuthes wurde durch ihre Hände gewartet, und aus ihren Händen erhielten die Ritter den Preis ihrer Thaten.

„Was für große Dinge könnte man durch „die Begierde, vom Frauenzimmer geschätzt zu „werden, ausrichten, wenn man diese Triebfeder recht zu gebrauchen wüßte! Wehe dem „Jahrhunderte, wo die Weiber ihre Obermacht „verliehren, und wo ihr Urtheil den Männern „gleichgültig ist! Das ist die niedrigste Stufe „der Verderbniß: alle gesitteten Völker haben „die Weiber geehrt. Man nehme Sparta, „nehme die Deutschen, nehme Rom; Rom, „der Wohnsitz der Ehre und der Tugend, wenn „beyde je einen Wohnsitz auf der Erde hatten. „Da ehrten die Weiber die Thaten der großen „Feldherren; da beweinten sie öffentlich die Väter des Vaterlandes; da waren ihre Gelübde „oder ihr Trauren heilig wie der feyerlichste Urtelsspruch

„telsspruch der Republik. Alle großen Revo-
„luzionen bewirkten Weiber. Durch ein Weib
„gewann Rom seine Freyheit; durch ein Weib
„erhielten die Plebejer das Consulat; durch ein
„Weib endigte sich die Tyranney der Decemvirs;
„durch Weiber wurde das belagerte Rom aus
„den Händen eines Verbannten gerettet.“

Die Geschichte des französischen schönen Ge-
schlechts ist eben so interessant als die Geschichte
der römischen Damen: wir sehen sie öfters den
Rittern, den Bürgern Vorschriften der Ehre,
und Muster der Tapferkeit geben, Belagerun-
gen aushalten, die Belagerer zurückschlagen,
bey Ausfällen kommandiren; wir sehen sie bald
ihren Rittern ins Gefecht folgen, bald ihr für's
Vaterland vergossenes Blut auffammlen, und
ihnen mit eignen Händen ein ehrenvolles Grab
aushöhlen. Wenn das Vaterland solche Bürge-
rinnen hat, welche Wunderthaten darf es dann
nicht von seinen Bürgern erwarten?

Unter allen Tugenden aber war Treue und
Glaube die heiligste und erhabenste. Wenn der

Mund

Mund das Organ der Wahrheit ist; ist das Herz gewiß das Heiligthum der Unschuld. Laster und Lügen sind unzertrennlich, und wer einmal Verräther an seinem Worte geworden ist, wird es auch bald an den Menschen und an der Natur selbst werden: List und Verstellung sind der erste Schritt zum Verbrechen; hat man sich ihnen einmal ergeben, tritt man selten wieder zurück. Unsere Helden verabscheueten sie; ihr Wort war sicherer, als die Traktaten der Nationen: daher nahm man fast gar keinen Anstand, die Fesseln eines Ritters zu brechen, wenn er versprach, wieder zu kommen, oder sein Lösegeld zu schicken. Das Vertrauen ist die Seele eines Gesellschaftskörpers: aber wie erhaben wird es, wenn es auch gar unter Feinden herrscht! Die Tugend kann nach keinem ruhmvollern Despotismus streben auf der Erde.

Unsre Ritter opferten der Wahrheit ihr Interesse, ihr Leben, ihre Ehre selbst auf; sie entdeckten lieber ihre Schande, und eröffneten mit Erröthen ihr geheimes Unglück, als daß sie durch

eine

eine Lüge ihre Ehre dem Schimpfe aussetzten: Das hatte eben die Beschuldigung einer Lüge zu einer so grausamen Beleidigung gemacht, daß sie nur mit dem Blute des Urhebers derselben abgewaschen werden konnte. Wenn die Ursach schön war; so war doch die Wirkung öfters traurig; sie hat sich selbst noch bis auf unsre Zeiten erhalten. Die weisen Einrichtungen sind mit unsern Vorfahren zu Grunde gegangen; nur ihre Mißbräuche sind uns geblieben; ihr Geist ruhet mit ihnen im Grabe: aber ihre Vorurtheile haben sie überlebt, und von Generation zu Generation tragen wir Sorge, sie unsterblich zu machen.

Die Turniere würden itzt ein lächerliches Schauspiel seyn: unsre Weiber würden es ihrer Würde zuwider halten, die Kämpfer mit der Stimme, mit Gebehrden und mit den Augen zu ermuntern; sie würden die Ehre verachten, dem Sieger den Preis zu ertheilen. Ein Held muß aus der Coulisse hervortreten, um ihren Beyfall zu verdienen: sie werden erweicht durch die Helden Griechenlands und Roms, und die

Namen von Frankreichs Beschützern haben kaum einige Male ihre Ohren berührt.

Frankreich gehört der Ursprung dieser berühmten Spiele, wo sich der nervigte Krieger, der Mann von Ehre, kurz, der Held bildete. Frankreich gab ihnen den mächtigen Glanz, der die Seele bewegt, indem er zu den Augen redet. Mitten im Kreise der versammleten Krieger und Damen wurden die Kämpfer durch den Trompetenschall angekündigt; sie kamen öfters von ihren Damen geführt, welche diese stolzen Sklaven an Fesseln in die Reihen führten, die sie ihnen erst abnahmen, wann sie mitten in die Bahn oder in die Schranken getreten, und im Begriffe waren, den Kampf zu beginnen. Der Titel eines Sklaven oder Dieners der Dame, den Jeder beym Eintritt ins Turnier laut ausrief, war ein Ehrentitel, der durch keine zu edlen Thaten errungen werden konnte. Er wurde angesehen von dem, der ihn trug, als ein sichres Unterpfand des Sieges, als eine Verbindlichkeit, nichts zu

thun, das einer so vorzüglichen Eigenschaft unwürdig sey.

Welch ein sanftes reizendes Beben bemächtigte sich des Herzens der Dame, wann ihr Ritter ihren Namen aussprach! Mit welcher Heftigkeit schlug es dann! Welche edle Röthe färbte ihre Wangen! Eine Bescheidenheit, die stolzer, wollüstiger, als der Stolz selbst war!

Wenn unter den Kämpfern ein junger Ritter sich anschickte, seine Probestücke abzulegen, feuerten die Helden durch ihr Zureden seinen Muth an, und stellten ihm die tapfern Thaten seiner Voreltern vor Augen: ihr Ruhm, sagten sie zu ihm, ist ein anvertrauetes Gut, das du eben so rein, als du es empfangen hast, wieder zurückgeben must; dein Name ist eine Schuld, die du gemacht hast. Erinnere dich, daß du Sohn bist, und schlage nicht aus der Art.

Ehe der Kampf anfing, gaben die Damen den Rittern kleine Geschenke, die sie aus ihrem Putze nahmen; diese wurden an den Waffen der Kämpfer befestigt, und dienten ihnen dazu, ein-

ander

ander zu erkennen: wurden sie aber im Streite verderbt; so gaben ihnen die Damen neue. So brachte die Schönheit dem Heldenmuthe Opfer, die sie am meisten kosteten; oft sogar waren sie am Ende des Turniers erstaunt, daß sie von ihrem ganzen Putze nichts übrig behalten hatten, als was die Schaam ihnen verbot zu geben. Sie gingen öfters davon, die schönen goldgelben Haare auf den Schultern liegend, und ihre Kleider ohne Ermel; denn sie hatten Alles den Rittern gegeben, um sie zu schmücken, Schleyer und Kappen, Mäntel und Leibchen, Ermel und ganze Kleider: Wenn sie ch nun so in diesem Aufzuge erblickten, schämten sie sich erst. Sobald sie aber sahen, daß eine Jede von ihnen in einem solchen Aufzuge erschien, fingen sie zusammen an zu lachen über ihr Abentheuer; denn sie hatten den Rittern ihren Schmuck, und ihre Kleider aus so gutem Herzen gegeben, daß sie ihre Entblößung und Entkleidung nicht einmal gewahr wurden.

Die Kampfrichter beurtheilten die Thaten ohne Partheylichkeit. Nie war wohl ein Richterstuhl gerechtigkeitliebender: nie beklagten sich die Ueberwundenen über den Urtheilsspruch, der sie verdammte. Unbescholtner noch als die Orakel des Areopag hatten diese Schiedsrichter die Dunkelheit der Nacht nicht nöthig, um der Gunst die Augen zu verschließen; sie waren gerecht am hellen Mittage. Die Entscheidung wurde sogar öfters den Damen überlassen; sie suchten Ruhm in einer unerschütterlichen Billigkeit, und die Liebe murrte nicht selten darüber. Indem sie aber den Sieger krönten, verstanden sie auch die Kunst, den Besiegten zu trösten.

Alles, was Rom seinen auf Triumphwagen einziehenden Helden mit Pompe verschwendete, verschaften die Damen den Siegern in den Turnieren mit einer Einfalt, die edler und für den Staat weniger gefährlich war. Ein Kuß, eine Krone, ein Degen, ein Helm, ein Pferd; dies waren die Belohnungen des Siegers. So mäßig dieser Preis auch war; so feyerlich war er doch.

Die

Die Zuschauer legten die Pracht und den Pomp nur in ihren Lobsprüchen an den Tag; der Reichthum der Sieger bestand nur in ihrem Ruhme.

Sie wußten ihren Triumph noch zu verschönern, indem sie selbst die Ueberwundenen krönten, und sie mit großmüthigen Liebkosungen überschütteten, über welche sich der gedemüthigte Stolz zuweilen entrüstet, die aber eine große Seele mit dankbarem Gefühle annimmt. Der Ritter, der die Tapferkeit des Andern verschweigt, ist ein Räuber fremden Guts, und derjenige ist ein Prahler, der von der seinigen spricht. Das waren die Grundsätze dieser Helden. Fest in diesen Grundsätzen entfernten sie sich nie davon. Lalain und Pietois stritten 1450 mit einander zu Fuße, und fielen beyde einer auf den andern zur Erde. Lalain erklärte sich für den Besiegten, und schickte sein Armband an Pietois; dieser wollte es nicht annehmen, und behauptete, da er wie Lalain gefallen sey, sey der Vortheil auf beyden Seiten gleich. Diese beyden Nebenbuhler umarmten

sich

sich hierauf den Augenblick, und ihr Streit wurde die Quelle einer dauerhaften Freundschaft.

So beseelten die lebhaftesten, die erhabensten Gefühle unsre Voreltern: sie errötheten nicht, zu gestehen, daß sie ihren Heldenmuth ihrem Freunde und ihrer Dame zu verdanken hätten. Dadurch, daß man vor der Schande flieht, gelangt man zum Ruhme: der Mensch an sich selbst ist gleichgültig gegen beyde, wenn er seine Glückseligkeit im Egoismus findet; man würde wenige Helden gesehen haben, wenn es nie Feige gegeben hätte; und um nach der Ehre zu laufen, muß man die Schande hinter sich sehen. Welche Aussicht für einen Feigherzigen! seine Freunde, die ihn verlassen; sein Vaterland, das ihm durch blutige Vorwürfe das Herz zerreißt; seine Geliebte, die ihn mit Verachtung überschüttet, welches weher thut, als alles vorige.

Ja, liebenswürdiges Geschlecht, es kostet dich wenig, einem Bürger das Daseyn zu geben: er lernt noch von dir, für sein Vaterland

zu leben und für die Ehre. Dir verdankt er den Tag; und wenn von der Morgenröthe bis zum Abend seines Lebens kein Flecken dasselbe verunreinigt; so ist dies eine Schuld mehr, die er bey dir macht. Wann werden wir jene Zeiten wieder zurückkommen sehen, wo die Helden aus deinen Händen den Degen empfingen, vor deinen Augen siegten, und in deinen Armen sich den Preis des Sieges hohlten?

Unter tausend Beyspielen, die uns unsre Geschichte darbietet, will ich nur eins anführen, das seiner Sonderbarkeit wegen eine Stelle in diesem kurzen Abrisse verdient. Froissard erzählt es uns. Ein Ritter, Namens Bonne-lance, befand sich zu Montferrand in Auvergne mit bey den Vergnügungen, deren verschiedne Damen und Jungfrauen genossen. Eine von ihnen, die er nicht so ganz mit gleichgültigem Auge ansahe, zeigte ihm einige Neugierde, einen Engländer zu sehen; und alle übrigen gaben ihm den gleichen Wunsch zu erkennen. Wenn mir das Glück günstig ist, sagte der Rit-

ter,

ter, will ich eure Neugierde in kurzem stillen. Er geht fort, stürzt sich auf die Engländer, macht eine große Anzahl Gefangner, und führt sie zu den Damen, zu denen er sagt: „Ich will sie „euch in dieser Stadt lassen, bis sie Jemanden „gefunden haben, der ihr Lösegeld bezahlt.“ Die Damen fingen alle an zu lachen, und sagten: Großen Dank. Bonnelance blieb nun noch drey Tage bey ihnen; sie vervielfältigten um die Wette die Vergnügungen und Feste, und er reiste endlich ab, um neue Liebkosungen zu verdienen.

Ich will nichts von den Ceremonien sagen, welche die Eide begleiteten; wohl aber etwas von diesen Eiden selbst. Beym Anfange einer Schlacht oder eines Sturmes riefen die Ritter den Himmel, die Erde, ihren Waffenbruder und ihre Gebieterin zu Zeugen an, daß sie eher all ihr Blut vergießen, als dem Feinde einen entehrenden Sieg einräumen wollten. Der Mensch bricht zuweilen die Schwüre, die er zwischen sich und dem Himmel gethan hat; aber

er

er hält diejenigen heilig, welche er vor dem Angesichte der Erde ausspricht; nicht etwa, daß diese heiliger wären: aber kurz, der Mensch ist nun einmal so; die Schande jagt ihm mehr Furcht ein, als der Anblick des Verbrechens. Als Sklaven dieser feyerlichen Versprechungen wurden die Ritter blos dadurch Helden, daß sie geschworen hatten, es zu werden. Auf die Art sahe man den unerschrocknen Bayard, Frankreichs Achill, Mezieres gegen eine ganze Armee vertheidigen. Der Ort war ganz ohne Beschützung: es fehlte an Waffen und an Lebensmitteln; die Mauern waren im Begriffe, einzustürzen. Aber Bayard hatte Franz I. gesagt: Gnädiger Herr, kein Ort ist schwach, wo brave Leute sind, ihn zu vertheidigen; und ich schwöre, Ihnen Mezieres zu erhalten. Gewöhnlich wurden bey der Rückkehr von glänzenden Zügen, von einem tapfern Ausfalle, von einem fürchterlichen Sturme, und selbst auch auf dem Felde der Ehre, die Männer zu Rittern geschlagen. Zuweilen geschahe es auch

wohl

wohl vor der Schlacht; dann war es eine neue Schuld, welche die Krieger bey dem Vaterlande machten; eine neue Wohlthat, die sie mit ihrem Blute bezahlen mußten; ein Band mehr, das sie an den Staat und den Monarchen fesselte.

„Der Titel des Ritters, sagt ein berühmter „Akademiker, wurde ihnen zugestanden, als „eine Versicherung der Begierde, die sie hatten, „ihr Blut zu vergießen, oder auch als eine Be„lohnung für das, was sie schon vergossen hatten."

Was die Ausfoderungen betrift; so verdienen blos diejenigen, welche von der Begierde, das Vaterland zu rächen, eingegeben wurden, in der Geschichte über der Sphäre der gemeinen Begebenheiten gesetzt zu werden.

Alle Gefühle waren übertrieben in den Herzen der Ritter, — wenn Haß der Feinde des Staats, und Liebe gegen Mitbürger es jemals seyn können. — Wenn sich ein Ritter von einem Haufen Krieger umgeben sahe; so untersuchte er erst seine eignen Kräfte und seine Tapferkeit; und dann wählte er sich denjenigen aus, der ihm

an Thaten und kriegerischen Talenten am nächsten kam; er verband sich mit ihm durch Gelübde, die oft von barbarischen, aber doch immer heiligen, Ceremonien begleitet wurden: Sie trieben den Enthusiasmus so weit, daß der Eine das Blut des Andern trank. Kann man denn nicht Held seyn, ohne die Natur zu empören? Diese Verbindungen hießen Waffenbrüderschaften, Annehmungen an Bruders statt. Von diesem Augenblicke an machten diese beyden Gefährten, vom gleichen Geiste beseelt, vom gleichen Muthe erhitzt, nur ein unzertrennliches Wesen aus. Der Tod allein konnte dieses Band zerreißen, und dieser Tod wurde allezeit gerächet. Die Gefahren, die Ehre, sogar der Beutel, alles war den Waffenbrüdern gemeinschaftlich. Welche Vertheidiger haben diese Traktaten zwischen Mann und Mann Frankreich nicht gegeben! Ihre tapfern Thaten, oder vielmehr ihre Wunderthaten sind eben so viele Beweise jenes in der Erfahrung sowohl als in der Theorie wahren Satzes: Die Kraft zweyer durch die geheiligten

ligten Bande der Freundschaft verbundnen Seelen übersteigt weit die Kraft zweyer isolirten Seelen.

Das Vaterland war nicht der einzige Schauplatz der Thaten der Waffenbrüder. „Wenn „der Krieg sie nicht mehr im Dienste ihres Mo„narchen zurückhielt, sagt der Verfasser der „Mémoires sur l'ancienne Chevalerie, vereinig„ten sie sich, eine Provinz zu reinigen von den „Räubern, die sie beunruhigten; zu befreyen „entlegene Nationen, welche unter dem Joche „der Ungläubigen seufzeten; zu rächen einen „unterdrückten Fürsten, zu entthronen einen „Usurpateur und folglich einen Feind des Ritter„wesens. . . . Boucicaut errichtete einen Rit„terorden unter dem Namen der weißen Dame „mit dem grünen Schilde, um den Damen „die Güter wieder zuzustellen, welche ihnen un„gerechte Räuber entwendet hatten."

So war denn das Leben eines Ritters ein immerwährender Kampf. Immer in Athem, selbst dann, wenn das Vaterland ihm erlaubte,

die

die Waffen ruhen zu lassen, ergriff er sie, die Unschuld zu rächen, und das Verbrechen zu Boden zu werfen. Der Bürger kann also außer den Feinden des Staats noch Andre kennen. Er mußte es damals; die immer wieder von neuem aufstehenden Unruhen, die Streitigkeiten der Nationen, der Fürsten, der Vasallen, der Privatleute, hatten die Gesetze zum Schweigen gebracht; sie waren ohne alle Kraft. Das Verbrechen erhob ohne Furcht vor Gesetzen sein freches Haupt. Frankreich war einem Haufen dunkler Tyrannen zum Raube, welche den Schwachen zertraten, und nicht einmal den Ruhm suchten, ihre Macht zu zeigen. Die Ritter vertraten die Stelle der Gesetze, und erhoben den Arm, wenn der Arm der Gerechtigkeit das Schwerdt sinken ließ. Sie ist endlich wieder auf ihren Thron gestiegen; ihre Sorgfalt hat diese Herzhaftigkeit unnöthig gemacht, sie hat dem Vaterlande ein Blut erhalten, das zu kostbar ist, um unter den Streichen von Räubern zu fließen.

Lobsprüche, Titel, kriegerischer Schmuck war der Lohn der Ritter, die sich hervorgethan hatten. Der Werth, den der Heldenmuth darauf legte, feuerte den Muth an, und schmeichelte selbst dem Ehrgeize. Der Geiz allein betrachtete sie mit gleichgültigem Auge.

So lange ein Lorbeerkranz der Lohn der Tapferkeit war; hatte Rom Helden: sobald man ihr aber Statthalterschaften und Reichthümer versprach, fand Rom nichts als gemeine Krieger, die ihre Dienste immer nach ihrem Solde abmaßen, und sie zuweilen wohl noch in geringerem Maaße leisteten.

Die Strafen der Ritter, die sich durch eine Niederträchtigkeit entehrt hatten, geben dem Heldenmuthe des Ritterwesens einen neuen Glanz. Es sind so viele Denkmäler des Abscheues, welche ihnen Betrug, Lügen, Verläumdung und alle die Verbrechen einflößten, welche die menschliche Natur erniedrigen, und nicht einmal einer großmüthigen Reue Raum geben. Der Ritter, der einer Handlung dieser

Art

Art wegen verdammt war, wurde auf eine Blutbühne geschleppt; hier ward seine Rüstung in Stücken zerschlagen und mit Füßen getreten; hier stießen die Waffenherolde die grausamsten Verwünschungen gegen ihn aus. Priester lasen über sie die Todtenvigilien, als wenn ihre Seele dadurch, daß sie aufgehört hatte, tugendhaft zu seyn, ins Nichts zurückgesunken sey.

„Dreymal fragte der König oder der Waf„fenherold nach dem Namen des Verbrechers: „jedesmal nannte ihn der Lehrling des Herolds; „und allezeit sagte der Herold, es sey nicht der „Name dessen, der vor seinen Augen stehe, „weil er in ihm nichts als einen Treulosen und „Verräther sehe.“ Nach dieser demüthigenden Ceremonie wurde er, mit einem Leichentuche bedeckt, in die Kirche getragen, und hier hörte er wieder die Todtengesänge der Kirche, die ihm andeuteten, es wäre besser für ihn gewesen, sich in der ewigen Nacht zu vergraben, als sich durch eine Niederträchtigkeit zu entehren.

Die mindesten Fehler hatten auch ihre besondre Strafe. Der berühmte Dugueſclin ſetzte eine von ganz beſondrer Art feſt. Wenn nemlich ein edler Mann Handlungen verrichtete, die ſeinem Stande zum Vorwurfe gereichen konnten, zerſchnitt man beym Eſſen das Tiſchtuch an ſeinem Platze.

Uebrigens ſind dieſe verſchiednen Strafen und Beſchimpfungen nicht etwa ein Beweis von der Vielheit ſchlechter Handlungen unter den Rittern; ſondern vielmehr von dem Abſcheu, den Niederträchtigkeit ihnen einflößte. Die tugendhafteſten Völker ſind immer die ſtrengſten; und die ſtrengſten Geſetze findet man immer in den Staaten, wo ſie am wenigſten nothwendig ſind. Eben ſo iſt es mit den verſchiednen Corps, welche die Geſellſchaft theilen: diejenigen, bey denen die Verbrechen ſelten ſind, ſprechen gewöhnlich am meiſten von Strafen.

Ich will hier dieſen Verſuch über das franzöſiſche Ritterweſen ſchließen. Die Geſchichte

der Tugenden und tapfern Thaten dieser Nation wird den Vorzug desselben vor dem Ritterwesen aller übrigen Nationen erweisen. Man wird darin mehr Treue, mehr Herzhaftigkeit, zuweilen auch mehr Unvorsichtigkeit herrschen sehen. Die Ritterschaft würde nie überwunden worden seyn, sagt der Verfasser der Mémoires, wenn sie sich nicht immer für unüberwindlich gehalten hätte.

B.

VIII.

Ueber Wahrheit.

Ein Brief des Hrn. S Maimon, an seinen edlen Freund L. in Berlin.

Bester Freund!

Sie haben einst in Ihrer gütigen Zuschrift an mich die Furcht geäußert (wiewohl ich zweifle, daß es Ernst war), daß wohl eine Zeit kommen dürfte, wo die Philosophie keinen Werth mehr haben wird; und Sie riethen mir daher wohlmeynend, das Studium derselben mit etwas Einträglicherem zu vertauschen. Ich setzte Ihnen damals entgegen: daß die Philosophie keine Münze sey, die der Veränderung des Wechselcurses unterworfen ist, weil sie sich mit ewigen, nothwendigen, keiner Veränderung unterworfenen

nen Wahrheiten abgiebt; und dieſe Antwort genügte damals Ihnen und mir. Allein Wahrheit an ſich iſt von großer Wichtigkeit, und Sie, mein Freund, ſind ein eifriger Liebhaber und Beſchützer derſelben (troz ihren Gegnern); es wäre alſo unbillig, Sie hierüber mit einem loc. comm. abzuſpeiſen, und ich will daher jezt dieſe Materie umſtändlicher behandeln; ich will das Criterium der objektiven Wahrheit angeben, woraus zugleich die Frage: ob und in wiefern Wahrheit mit einer Münze zu vergleichen iſt, wird aufgelöſt werden können.

Wolf *) ſagt: Wahrheit iſt Uebereinſtimmung unſers Urtheils mit dem Objekte, und dieſe iſt die logiſche Wahrheit. Dieſes zu erläutern, führt er den Saz als Beyſpiel an: „Ein △ (eine dreyſeitige Figur) hat drey Winkel.“ Ich habe aber ſchon anderswo **) bemerkt, daß ein objectum logicum blos der Begriff

*) Logic. P. II. Cap. 1. §. 505.

**) Verſ. über die Tranſcendental-Philoſophie.

griff eines Dinges überhaupt ist, das durch keine Bedingungen, sie mögen a posteriori oder a priori seyn, bestimmt wird. So ist auch ein logischer Satz oder eine logische Wahrheit nur eine solche, die von einem Dinge überhaupt prädicirt werden kann. Ein Dreyeck ist also kein logisches Objekt, weil es durch besondre Bedingungen a priori bestimmt wird; und der Satz: „Ein Dreyeck hat drey Winkel," ist kein logischer Satz, indem er nicht das Prädikat eines Dinges überhaupt, sondern eines bestimmten Objekts ist. Ueberdem wird durch diese Erklärung nicht die Wahrheit im Denken, sondern blos die Wahrheit im Reden, bestimmt; denn, wenn ich sage: ein Dreyeck hat drey Winkel, so drücke ich damit Etwas aus, das ich wirklich denke; d. h. ich rede wahr; und das Gegentheil wäre falsch. In Ansehung des Denkens aber giebt es hier kein wahres und falsches Denken, sondern blos ein Denken, oder kein Denken, weil ich nur ein Dreyeck mit drey, nicht aber mit mehreren Winkeln denken kann. Ich hingegen halte sowohl diesen Satz, als alle

andre

andre synthetische Sätze für blos subjektive Wahrheit; d. h. eine mir nothwendige Art, ein bestimmtes Objekt zu denken. Sie gelten daher nicht von einem Objekt überhaupt, auch nicht von diesen bestimmten Objekten in Beziehung auf jedes denkende Wesen überhaupt. Hingegen ist der Satz: „Ein Dreyeck ist mit sich selbst einerley," eine objektive Wahrheit; denn ich denke darum ein Dreyeck mit sich selbst einerley, weil nicht nur ich, sondern jedes denkende Wesen überhaupt, nicht nur ein Dreyeck, sondern jedes Objekt überhaupt mit sich selbst einerley denken muß. Ohne dies ist gar kein Denken möglich. Die mathematischen Sätze sind also objektiv wahr, aber nur unter Voraussetzung der Objektivität ihrer Grundsätze (da diese doch möglich ist); sonst sind sie, wie die Grundsätze selbst, blos subjektiv wahr. Dieses benimmt aber der Rechtmäßigkeit ihres Gebrauchs nichts, weil ihr Gebrauch, so wie ihre Wahrheit selbst, blos für uns ist. Dem zufolge kann man nicht eigentlich sagen, ein mathematisches Axiom sey

objektiv

objektiv wahr, sondern blos, es sey reell; d. h. es nützt zur Erkenntniß der Wahrheit und ihrem Gebrauche. Und wie soll es auch anders seyn, da die Principien keines Dinges das Ding selbst sind, weil man sonst das Ding schon vor seiner Entstehung voraussetzen müßte. Die Principien einer Fläche z. B. sind keine Flächen; einer Linie, keine Linien u. s. w.; so können auch die Principien der Wahrheit nicht selbst schon Wahrheit seyn. Eigentlich zu reden, ist Wahrheit nicht ein nach Gesetzen des Denkens herausgebrachter Satz, sondern die Operation des Denkens selbst, woraus dieser Satz herausgebracht wird, ist Wahrheit. Der Satz ist blos die Materie oder der Stoff, woraus die Form wirklich wird.

Nachdem ich dieses vorausgeschickt habe, wollen wir sehen, wie fern Wahrheit mit einer Münze zu vergleichen ist. Eine Münze ist entweder ideelisch oder reell; die erstere ist Münze im eigentlichen Verstande, und bedeutet einen allgemeinen Maaßstab, wodurch das Verhältniß

des

des Werths der Dinge gegen einander bestimmt wird; an sich aber hat es keinen Werth, und ist ein bloßes Zeichen; die letztere hingegen hat auch an sich als Waare einen Werth, in Ansehung der Materie, woraus sie besteht, und noch ausser diesem einen Werth als Zeichen, vermöge ihres Gepräges. Da nun das Verhältniß der Dinge gegen einander veränderlich ist, und daher die Münze den jedesmaligen Zustand dieses Verhältnisses bestimmen soll; so folgt, daß, wenn der Werth der Materie einer reellen Münze, dem Werth des Gepräges völlig gleich ist, sie alsdann gänzlich aufhört, eine Münze, d. h. ein allgemeiner Maaßstab zu seyn, weil sie alsdann so gut als jedes andre Ding eine veränderliche Waare ist, folglich ihr Werth selbst durch einen andern unveränderlichen Maaßstab erst bestimmt werden muß. Je mehr hingegen diese beyden Werthe von einander differiren, um desto näher kömmt die reelle Münze der idealischen; d. h. um desto mehr Münze wird sie, indem der Ueberschuß des Werths des Gepräges über den reellen

Werth

Werth eine idealische Münze ist, und das gehet so lange, bis dieses Differiren ein Maximum wird, d. h. daß sie gar keinen reellen, sondern blos den idealischen Werth hat. Die idealische Münze hat also einen Vorzug vor der reellen, in Ansehung ihres mittelbaren Gebrauchs, nemlich als Maaßstab des Werths; hingegen hat diese einen Vorzug vor jener, in Ansehung ihres unmittelbaren Gebrauchs, d. h. als Etwas, das einen Werth an sich hat.

Die Wahrheit vereinigt beyde Vortheile in sich; denn erstlich ist sie der Maaßstab, wodurch das Verhältniß aller Dinge zu einander bestimmt wird; dazu wird sie aber dadurch geschickt, daß sie kein Objekt, das selbst im Verhältniß mit andern Dingen gedacht werden kann, sondern eine bloße Form oder Art, das Verhältniß der Dinge unter einander zu denken, ist, und als eine solche bleibt sie unveränderlich, und ist hierin mit der blos idealischen Münze zu vergleichen. Zweytens, so hat sie auch ausser diesem, in Ansehung ihres unmittelbaren Gebrauchs, nemlich

als Vollkommenheit eines denkenden Wesens, einen vollen Werth. Je weniger rein aber eine Wahrheit ist, d. h. je mehr Begriffe und Sätze a posteriori ihr zum Grunde gelegt werden müssen, um desto weniger ist sie auch geschickt, einen allgemeinen Maaßstab vom objektiven Werth aller Dinge unter einander abzugeben; und hierin ist sie der reellen Münze gleich, wo man bey Bestimmung des Zustandes von dem Verhältnisse der Dinge unter einander, den Zustand des Maaßstabes selbst (der gleichfalls veränderlich ist), mit in Rechnung bringen muß; und da dieser wiederum durch etwas anders, das an sich unveränderlich ist, bestimmt werden muß, dieses aber nirgends anzutreffen ist, so kann dadurch nichts bestimmt werden. Daher kann man auch in der Moral nichts anders zum Maaßstab und Bestimmung des Werths der Handlungen (ihrer moralischen Güte) zu einander gebrauchen, als die reine Vernunft. Mengt man aber noch etwas anders darunter, Vergnügen, Vollkommenheit u. dergl.; so hat man keinen allge-

meinen

meinen unveränderlichen Maaßstab, weil der Werth dieses Etwas selbst bey verschiedenen Subjekten unter verschiedenen Umständen verschieden ist. Ich bin also, obwohl nach meinem eigenen Wege, auf Kants Princip der Moral gerathen; ich erspare mir aber die ausführliche Behandlung dieser Materie auf eine andre Gelegenheit. Für jetzt ist es hinlänglich, wenn ich bemerke, daß das moralische Gute blos darum gut ist, weil es wahr ist, d. h. wenn die besondre Maxime der Handlungen mit einer allgemeinen Vernunftregel übereinstimmt.

Nachdem ich die Wahrheit mit einer Münze von dieser Seite verglichen habe; so will ich versuchen, es noch von einer andern Seite zu thun, wodurch zugleich der Unterschied zwischen der symbolischen und anschauenden Erkenntniß, und der Vorzug, den diese vor jener hat, oder auch umgekehrt, in die Augen fallen wird. Bey Erfindung der Wahrheit gehet ein ordentlicher Handel vor, denn das Unbekannte wird aus dem Bekannten durch Substitution herausgebracht,

d. h. durch einen Tausch. Vor Erfindung der Münze bestand der Handel in einem unmittelbaren Tausch der Waaren gegen einander; da dieses aber die Unbequemlichkeit hatte, daß der Handel auf diese Art zu sehr eingeschränkt war, indem er nur alsdann statt finden konnte, wenn jeder der handelnden Personen die Waare des Andern bedurfte, und die seinige missen konnte, sonst aber nicht; so hat man dieser Unbequemlichkeit durch Einführung des Geldes abzuhelfen gesucht. Dadurch bekam also der Handel mehr Ausdehnung, und wurde allgemeiner, man hat also hierdurch die erste Schwierigkeit gehoben; es entsprang aber hieraus eine neue Schwierigkeit, da nemlich der Werth der Münze blos durch das Gepräge bestimmt wird; so ist es mit der Zeit dahin gekommen, (aus Mangel an Materie u. d. g.) daß der Werth, den das Gepräge anzeiget, weit verschieden vom reellen Werth der Münze, ihrer Materie nach, ist. Dadurch wurde die vorige Allgemeinheit des Handels auf eine andere Art eingeschränkt,

schränkt, weil nemlich eine dergleichen Münze blos zum einländischen nicht aber zum auswärtigen Handel gebraucht werden kann. So stehen jetzt die Sachen in Ansehung des Handels. Lassen Sie uns nun sehen, wie es mit der Wahrheit zugehet. Solang man blos bey der anschauenden Erkenntniß bleibt, geschieht die Erfindung der Wahrheit durch einen unmittelbaren Tausch, d. h. eine unmittelbare Substitution der Gedanken unter einander. Dieses hat zwar den Vortheil, daß man immer vor der Realität der Gedanken sicher seyn kann; hingegen hat es diese Unbequemlichkeit, daß man damit in Erfindung der Wahrheit, besonders wenn sie zu sehr versteckt ist, nicht weit kommen kann. Um dieser abzuhelfen, bedient man sich der symbolischen Erkenntniß, d. h. man substituirt erstlich die Zeichen statt der bezeichnenden Dinge; zweytens substituirt man einem jeden Zeichen, ein ihm gleichgültiges Zeichen u. s. w., wodurch mit dieser neuen Formel eine neue Wahrheit entspringt. Dadurch ist man im Stande, ohne viele Mühe

gleich-

gleichsam mechanisch, die allerverborgensten Wahrheiten zu entdecken; es enspringt aber daher eine neue Schwierigkeit; nemlich, man geräth zuweilen auf symbolische Combinationen oder Formeln, die keine Realität haben, d. h. denen kein reeller Gegenstand entspricht, wie z. B. die imaginären Zahlen Tangens, Cosinus eines rechten Winkels u. dergl. in der Mathematik.

Die symbolische Erkenntniß ist also zwar ein vortreffliches Hülfsmittel zur Erfindung der Wahrheit, dessen Gebrauch aber sehr viel Behutsamkeit erfordert; man muß bey jedem Schritte, so man darin thut, sich selbst, nach der Sprache der Politiker, fragen: ob auch diese idealische Münze realisirt werden kann? Thut man dieses nicht, so geräth man auf die allerseltsamsten Ideen, aus denen man sich hernach nicht herauswickeln kann. Die Mathematik hat zwar durch die neuere Analysis viel gewonnen, indem man dadurch auf Entdeckungen gerathen ist, die nach der Methode der Alten fast unmöglich waren;

aber

aber dadurch sind auch die unbehutsamen Mathematiker auf Schwierigkeiten gerathen, wovon die Alten nichts wußten, wie aus den angeführten Beyspielen erhellet.

Die Wahrheit hat also, wie die Münze, zweyerley Werthe: erstlich, da Wahrheit überhaupt eine bestimmte Form, oder eine nothwendige Art, die Begriffe zu verknüpfen ist; so können wir hier gleichfalls Materie von Form unterscheiden: die Materien der Wahrheit sind die Begriffe, die als Subjekt und Prädikat in einem Satz verknüpft, und dadurch erst eine Wahrheit werden; Begriffe an sich sind keine Wahrheiten, sondern sie sind bloß Realitäten, wenn sie mit dem Objekte übereinstimmen; im entgegengesetzten Falle aber sind sie keine Realitäten; nur die bestimmte Regul, d. h., die Vorstellung der nothwendigen Verbindung derselben macht einen Satz zu einem wahren Satz. Jede Wahrheit oder jeder Satz hat daher zwey Werthe: erstlich, in Ansehung seiner Materie, wenn sie reell ist, und dann auch in Ansehung der Form. Diese ist

zwar

zwar in Ansehung des bloßen Denkens immer reell, sonst aber ist sie gar keine Form. Dagegen kann sie in Beziehung des Zeichens (der Sprache) auf das dadurch bezeichnete auch nicht reell seyn. Diese beyden Werthe können so, wie bey einer Münze, zusammen seyn; wie wenn man aus reellen Begriffen und synthetischen Grundsätzen, (welche doch keine wahre, sondern reelle Sätze genannt werden können, indem sie nicht objektiv nach allgemeinen Gründen des Denkens überhaupt, sondern blos nach uns unbekannten subjektiven Gründen folgen, und daher ich sie keine allgemeine wahre, soudern blos wegen ihrer Allgemeinheit bey uns reelle Sätze nenne) neue Sätze herleitet. Sie können aber auch getrennt seyn, wie, wenn man z. B. den Begriff eines Dreyecks oder diesen synthetischen Grundsatz denkt: Ein Dreyeck hat drey Winkel u. d. g. in dem Begriff des Dreyecks oder in dem vorerwähnten Satz lieget blos ein materieller Werth, aber auch noch ohne eine nothwendige Form a priori; denkt man hingegen

ein

ein Dreyeck mit zwey rechten Winkeln, d. h. einen nicht reellen Begriff, und leitet daher nach der nothwendigen Form des Denkens, gewisse Folgen, so haben wir eine reelle Form des Denkens aber ohne Materie, wir können also den dadurch herausgebrachten Satz nirgends gebrauchen, und doch haben wir durch diese Operation wirklich gedacht, und hierinnen ist eben die Wahrheit verschieden von der Münze, da nemlich bey dieser die Form an sich abstrahirt von der Materie, gar keinen Werth hat, und daher blos als ein verabredetes Zeichen im Lande, nicht aber allgemein gebraucht werden kann; hingegen die Materie ihren Werth allgemein behält, so ist es mit der Wahrheit grade umgekehrt, die Form hat einen allgemeinen Werth, in sofern dadurch immer ein reelles Denken hervorgebracht wird, die Materie hingegen hat nur bey uns, nicht aber bey jedem denkenden Wesen überhaupt einen Werth.

Fragt mich jemand, wozu nutzt diese oder jene Wahrheit, so weiß ich nichts vortheilhafters

für die Wahrheit zu sagen, als sie nutzt zu Nichts, denn obschon eine Wahrheit im menschlichen Leben nutzen kann, so ist doch dieser mittelbare Nutzen ihr blos zufällig, ihrer Bestimmung nach hingegen soll sie nicht nutzen, d. h. ein Mittel zu etwas Gutem abgeben, sondern etwas Gutes selbst seyn. Das Summum bonum bestehet, man mag übrigens annehmen, was für ein moralisches System man immer will, in dem höchsten Grad der Thätigkeit, dieser ist aber nur in den Handlungen des reinen Verstandes und der reinen Vernunft anzutreffen, alle andere menschliche Handlungen aber, enthalten mehr oder weniger passives in sich, je näher also ein Grad der Thätigkeit diesem Höchsten kommt, um desto mehr nutzt er, d. h. desto mehr Mittel ist er zu diesem Höchsten zu gelangen, sobald er aber diesen erreicht, so ist sein Nutzen unendlich, d. h. er hört auf zu nutzen, und wird der Zweck selbst, so wie z. B. die Tangente mit dem Bogen immer zunimmt, bis sie den höchsten Grad erreicht hat, alsdann aber hört sie auf Tangente

zu seyn. Der Nutzen einer Wahrheit ist selten ihrem innern Werthe proportionirt, die Menschen fragen immer nach dem Nutzen, wodurch sie mit sich selbst in einen Widerspruch gerathen, denn wenn jedes Ding nur darum gut ist, weil es zu etwas anders nutzt, so muß dieses Andere entweder an sich etwas Gutes seyn, oder wieder zu etwas Gutem nutzen u. s. w. bis ins Unendliche. Zu behaupten also, daß alles Mittel ist, ohne doch etwas, wozu es Mittel ist, zuzugeben, ist also ein offenbarer Wiederspruch, dieses hat schon Aristoteles gesagt, und dieses sollte von rechtswegen nicht nöthig seyn, gesagt zu werden, weil es schon im Begriff vom Nutzen liegt, und doch kann man es noch im achtzehnten Jahrhundert nicht genug sagen. Man macht eine Miene, womit man die höhern, blos theoretischen Wissenschaften zu verachten scheint, warum? weil sie keinen Nutzen haben. Die wenigen zerstreuten Erfahrungssätze der Elektricität sagt man, haben einen Nutzen, (man soll dadurch gewisse Krankheiten kuriren) wozu fragt man, nützt

aber Newtons Weltsystem? Man scheint gleichsam zu vergessen, daß man durch Newtons Weltsystem mit weit beßrem Erfolg Krankheiten kurirt, als durch die Elektricität, nemlich Krankheiten des Geistes. Wodurch wird der Aberglaube, (der blos Schwäche und Eitelkeit zum Grunde hat, indem jene die wahre Natur der Dinge und ihre Verhältnisse nicht einsehen läßt, und diese, um doch nicht unwissend zu scheinen, sich mit der ersten besten Vorstellungsart zu begnügen verleitet) gehemmt, das wahre Verhältniß aller Dinge zum Nutzen des Menschen erkannt, und dadurch das Interesse selbst befördert, als durch eine richtige Erkenntnis der Naturgesetze, und den wichtigen Gebrauch derselben? Aber, was habe ich mich dabey aufzuhalten; Sie, liebster Freund! lieben die Wahrheit als etwas Gutes an sich, sie sind gewöhnt, ganz nach andern Gründen zu urtheilen, als der gemeine Haufe, sie haben also dieses alles nicht nöthig. Ihr aufrichtiger Freund.

Salomon Maymon.

IX.

IX.

Ueber den Jägerschen Atlas von Deutschland.

(Fortsetzung der 4. B. 3. St. S. 272 abgebrochenen Recension.)

7) Das Domcapitul Cammin.

Die hierzu gehörigen 21 Oerter hätten besonders umgränzt seyn sollen, da sie einen besondern Kreis in dem Herzogthum Pommern ausmachen. Sie liegen sämtlich im Greiffenbergschen Kreise. Die auf der Karte befindlichen heißen nicht Lassentin, Stressow, Slevin, Nuckow, Coselitz und Nedatz, sondern Lichentin, Stresow, Schleffin, Ninikow, Cöselitz und Neklatz u. s. w. Bey Gristow ist das Wort Insel ausgelassen. Auch

8) die Domprobstey Ruckelow

macht einen besondern Kreis in dem Herzogthum Pommern aus. Ob sie gleich nur aus 3 Dörfern besteht; so hätten diese doch mit einer Grenze umzogen seyn sollen. Bussenthin ist recht geschrieben, Steven und Wostentin aber müssen Stäven und Woissenthin heißen; letzterer Ort muß nicht vorwärts, sondern ostwärts vom Flecken Gülzow liegen.

9) Der Greiffenbergsche Kreis.

Der hier bey den Dörfern Dresow und Gr. Justin vorgestellte Dresowsche See existirt nicht mehr. Er ist 1777 unter der Aufsicht des Geh. Fin. Rath v. Brenkenhof durch einen großen Canal abgelassen worden, welcher bey Dresow, Ninkow und Schleffin vorbey, nach Lensin, und bis in den Eyersbergschen See, über eine halbe Meile lang fortgeführet worden. Eben so ist der hier angebrachte eine Meile lange See, den die Rega zwischen Treptow und Greiffenberg bildet, ganz falsch, und gar nicht in der

Natur

Natur vorhanden. Der südwestwärts von Colberg liegende fischreiche See, wird der Campsche, und der zwischen Camin und Gülzow liegende, der Schnatowsche See genannt. Die Benennungen der kleinen Flüsse und Bäche vermißt man fast durchgängig; z. E. die Molstow, welche hier in den nicht vorhandenen großen See zwischen Treptow und Greiffenberg fließt, eigentlich aber bey dem Dorfe Belkow in die Rega fallen sollte; der Krayerbach, welcher in den Campschen See fällt; der Dorfhagensche Bach ꝛc. ꝛc. Folgende Nahmen müssen verbessert werden; statt Pustkow Pustschow, Behrew Poberow, welches dicht am Dresowschen See liegen sollte, Raval Hof Revahl, Drowsdow, Dresow, hiernach hat der abgelassene See den Nahmen; das Dorf muß auch nicht oberhalb, sondern unterhalb des Sees liegen; statt gr. und kl. Seddelin nur Eines, Nahmens Zedlin, statt Heithof Heidehof, dieß ist auch kein Dorf, sondern ein zu Zirckwitz gehöriges Vorwerk. Dörfer, Nahmens Hagen, Rosarn, Flouze, Kumerow und

Sülz-

Sülzhorst giebt es in diesem Kreise gar nicht; letzteres ist ein ehemaliges nicht weit von dem Dorfe Voigtshagen gelegenes Vorwerk gewesen, welches keine Gebäude hatte, und bereits von der in Pommern eingeführten Generalpacht der Aemter eingegangen ist. Statt Cumts Gumtow; Gedde ist kein Dorf, sondern nur eine Schäferey, Gystelitz, Gützelwitz, Wittenfels, Wittenfelde, Tutlafshagen, Tetzlafshagen, Woltzin Völzin, Labzow Lüpzow, Lobnow Loppenow, u. s. w. Das Dorf Alt-Döberitz gehöret zum Osten und Blücherschen, und Pinnow halb zum Greiffenbergischen halb zum Osten und Blücherschen Kreise ꝛc. ꝛc.

10) Der Ost und Blücherscbe Kreis.

Seine Grenzen sind durchaus falsch gezeichnet, z. B. das Dorf Witzmitz sollte mitten im Kreise liegen, und hier ist es an der Grenze des Greiffenberg- und Borckschen Kreises hingestellt. Das Dorf Labbuhn gehöret zum Borckschen,

Langen-

Langendorf zum Flemmingschen, und Döringshagen, klein Leistickow, Gliezig u. dergl. m. zum Daber- Naugard- und Dewitzschen Kreise. Der oberhalb der Stadt Plate in die Rega fallende Fluß heißt der Krebsbach. Wie willkührlich überhaupt die Flüsse angegeben sind, ersiehet man daraus, daß der Zampelfluß (nicht Sampel) hier gleich unterhalb der Stadt Plate in die Rega fällt, da letztere doch ohngefähr 1 Meile unterhalb Plate, nicht weit von dem adelichen Dorfe Ornshagen erst die kurz vorher mit der Ueckeley vereinigte Zampel aufnehmen sollte. Dem Ansehen und der Zeichenerklärung nach sollte man glauben, der eigentlich zum Daber- Naugard- und Dewitzschen Kreise gehörige Ort Friedrichsberg (nicht Friedrichsburg) sey eine Stadt (Ville commune), und ist doch nur ein Dorf von 7 Cossäthen. Bis 1663 ist dieser Ort die Residenz der Grafen von Eberstein gewesen, hat ein von Steinen aufgeführtes Schloß mit einer Kapelle gehabt, und wurde Quackenburg genannt (welches vermuthlich den Herrn

Ver-

Verfasser zu dieser falschen Bezeichnung Anlaß gegeben hat); vermöge eines Churfürstl. Brandenburgischen Rescripts von 1697 hat es aber den Namen Friedrichsberg erhalten. Zu ändern sind die Dörfer: Natelwitz, Cimerhausen, Zossen, Heidbreken, Jeglotz, Woldenburg, Gr. Gustin und Cuser, in Natelfitz, Zimmenhausen, Zowen, Heydebreck, Geiglitz, Wollenburg, Justin und Kützer u. s. w.

11) Der Fürstenthumskreis, oder das Fürstenthum Cammin.

Dieser Kreis ist, wie bey der Einleitung von Pommern schon gedacht worden, nicht vollständig, weil alles, was zwischen Colberg und Cößlin bis zur Ostsee liegt, fehlet. Die Stadt wird nicht Cösslin, sondern Cößlin geschrieben. Cörlin wird hier als eine Hauptstadt des Kreises aufgeführt, und ungleich größer als die Stadt Cößlin angegeben. Letztere sollte billig mehr in die Augen fallen, da sie 482, erstere aber nur 138 Häuser hat, mithin ein ganz unbedeutender

Ort

Ort ist. Die Persante läuft hier sehr falsch, zwischen Cörlin und Belgard muß sie einen rechten Winkel machen, und ihren Lauf dichte an den Dörfern Natztof und Camissow nehmen; oberhalb Natztoff empfängt sie nicht den Cronwaterfluß, sondern das Krumme-Wasser. Unterhalb Cößlin giebt es nicht so viel kleine Seen als gezeichnet sind, wohl aber einen Hauptsee, welcher der Lüptowsche genannt wird. Der bekannte Gollenberg, an dessen Fluß Cößlin liegt, hätte billig angegeben werden sollen. Nachstehende Dörfer, als: Warden, Borche, Nossin, Plogentin, Maltow, Smoisel, Swedt, Zochran, Moistelwitz, Dames bey Cößlin, Dalow, Latzke, Bizieken, Passow, Kratze, Frisoow, Kestine, Wusebur, Rosenow, Cosvantz, Soyer, Gr. und Kl. Saaspe, Attebelz, Sedel, Menow, Oustin und Conkow sind zu verbessern, in Werder, Alt- und Neu-Borck, Nessin, Plauentin, Moltow, Simotzel, Schwedt, Zauchram, Moitzelvitz, Damitz, Datjow, Lazig, Bizicker, Parsow, Cratzig, Frizow

zow, Kerstin, Wisbuhr, Rosnow, Curſewanz, Seeger, Gr. und Kl. Satspe, Alt-Belz, Seidel, Manow, Auguſtin und Konikow. Rodensoruge bey Cößlin iſt kein Dorf, ſondern ein Krug, der Rothekrug genannt wird; Honerheid und Neuenfeld ſind ebenfalls nur Vorwerke, die Hünerheide und Neuenfelde geſchrieben werden. Bockwold iſt kein Dorf, ſondern ein zu Petershagen gehöriger Feldkathen, der Burgwall heißt. Die Dörfer: Lullfitz, Köſternitz und klein Pankuin, gehören zum Belgardſchen, und Droſedow, Baldekow und Schwedt zum Greiffenbergiſchen Kreiſe. Dörfer unter den Namen: Zegenhaide, Stenske, Stepte, Muggenzie, Nienſſels, Kalniſſen, Peteroiſe, Chiplow, Nedens u. dgl. m. giebt es gar nicht u. ſ. w.

Da die Grenzen dieſer Monatsſchrift nicht erlauben, die übrigen Provinzen eben ſo durchzugehen, ſo mag das Detail der 11 Kreiſe vom einem Lande, das in Rückſicht anderer Länder noch

lange

lange nicht am schlechtesten bearbeitet worden, hinreichend seyn, das übrige darnach beurtheilen zu können; wir gehen daher

b) Zur Mark Brandenburg,

welche auf den Blättern Nro. 14. 15. 16. 17. 24. 25 und 26 sichtbar ist.

Die Kurmark ist etwas besser als die Neumark abgebildet. In ersterer fehlt die Stadt Liebenwalde an der Havel, wo sich der Finowcanal anfängt; desgleichen die Stadt Ketzin an der Havel, (statt dessen steht ein Dorf Nahmens Katzo) und das Amt Königshorst nebst den dazu gehörigen Dörfern und Vorwerken. Die Städte Friesack, Rhinow, Fehrbellin, Neustadt u. d. m. haben hier nur ein Dorfzeichen, und in Ansehung der Schrift ist gar kein Unterschied gemacht, z. B. die Städte Belitz und Treuenbritzen in der Mittelmark, und Prenzlow, die Hauptstadt in der Uckermark, sind mit eben der Schrift als ein Vorwerk bezeichnet. Taubitz ist eine Stadt und kein Dorf, und heißt eigentlich Teupitz, so wie

Potzdam

Potzdam Potsdam und Mühlros Müllrose geschrieben werden muß. Der bey letzterem Ort befindliche Kanal heißt nicht Graben, sondern der Friedrich Wilhelmsgraben oder Müllrosensche Kanal. Der westliche Theil der Altemark ist durch und durch als ein morastiges mit Wäldern umgebenes Terrain vorgestellt, wo dem Ansehen nach nicht ein Morgen Acker seyn kann, welches doch alles nicht ist. Aus dem Dorfe Tylsen bey Salzwedel hat der Verfasser eine befestigte Stadt gemacht, eben so aus dem Schulamte Dambeck nicht (Lambeck). Die Städte heißen nicht Garleben, Arpenburg und Wirben, sondern Gardelegen, Apenburg und Werben. In der Prignitz heißt die Stadt nicht Wilsenack, sondern Wilsnack u. s. w. Verstümmlung der Nahmen trift man überall, und noch häufiger als in Pommern an, z. E. Stocken bey Spandow, Falkenwenda bey Potsdam, Strolow, Lenckwitz, Stenicke, alle drey ohnweit Berlin, Nollen, Sulaw, Terachin, Manla, Putendorf, sämmtlich im Teltowschen Kreis Merwitz

und

und Pavetz, statt Staacken, Falkenrehde, Stralow, Lankwitz, Glienicke, Mellen, Saalow, Tepchin, Mahlow, Sputendorf, Marwitz und Paretz ꝛc. — Die Neumark ist ganz unter aller Kritick. Man sieht hier recht deutlich, wie sehr es dem Verfasser an Hülfsmitteln gefehlt hat, denn die Dörfer sind so sparsam angebracht, daß zwischen ein paar immer noch ein Dutzend Platz haben, ohne den Raum zu voll zu machen.

6) Das Fürstenthum Anhalt ist auf No. 23 und 24 abgebildet.

Wenn der Verfasser hierbey die kleine Rohdensche Karte, welche im Berlinischen Academischen Schulatlas die 27ste ist, genutzt, und zugleich Büschings Geographie und Martels Beschreibung der Anhaltschen Fürstenthümer 8. 1781—1784 zu Rathe gezogen hätte; so würde derselbe viele Fehler haben vermeiden können, und z. B. Jesnitz nicht als ein Dorf, sondern als ein Städtchen, welches im Dessauischen an

der

der Mulde liegt, aufgeführet haben; gemeiniglich wird es Neu-Jesnitz zum Unterschiede des nicht weit davon liegenden Dorfes Alt-Jesnitz genannt. Radegast ist kein Dorf, sondern ein Flecken und Amt. Das an der Fuhne liegende Städtchen heißt nicht Gröphig, sondern Gröpzig. Plötzkau ist keine Stadt, sondern ein Pfarrdorf und Amt, u. s. w.

(Die Fortsetzung künftig.)

Berlinisches Journal für Aufklärung.

Herausgegeben von G. N. Fischer und A. Riem.

Fünften Bandes zweytes Stück.

November 1789.

I.

An die Frau v. W... zu H...

1786.

Mir träumt'; es stritten sich
Des Himmels und der Erde Genius um dich:
Ob dieser dich in seiner Auserwählten Chor
Behalten, oder jener dich empor
Zum Sitz der Seeligen geleiten sollte?
Und unentschieden blieb der Streit;
Weil keiner weichen, jeder dich ersiegen wollte.

„Sie sag' es selber!" sprach
Der Genius der Erde, ahmt', indem ers sprach,
Dem Knabenbilde deines holden Sohnes nach.

„Sie sag' es!" sprach,
Der auf sich selber sich verließ,
Ihr Engelwürden, Engelfreuden ihr verhieß,
Des Himmels Genius.

Du staunteſt, sannest nach,
Bis so dein Mund das Schweigen unterbrach:
„O, ihr, des Himmels Söhne beyde!
„In dieser schweren Wahl
„Von Himmelsluſt und Erdenfreude,
„Entscheidet für den Himmel mein Verstand,
„Mein Herz fürs Erdeland."

Blume.

II.

Der Tanzbär,

nach Dorat.

Ein Gauner an dem Weichselstrand,
Wo man nichts kennet als Despoten
Mit Knebelbärten und Zeloten
In Lumpen, zog mit kecker Hand
Ein Bärchen aus der Mutter Pfoten,
Die durch ihn fiel. Der Sieger hieng
Flugs einen Korb dem armen Waisen
Ums rauhe Kinn. Ein dichter Ring
Mit einem Gängelband von Eisen
Würgt ihm den Hals und überdies
Stumpft er, um sich vor seinem Biß
Zu schützen, ihm die jungen Zähne.
Da half kein Heulen, keine Thräne.
Noch mehr: er zwang den armen Wicht

Mit aufgerecktem Kopf und Ranzen,
Er mogte wollen oder nicht,
Nach seinem Dudelsack zu tanzen,
Und seinen Affen-Favorit,
Der taub, gleich ihm, bey Petzens Klagen,
Wenn dieser seufzte, Fratzen schnitt,
Als Reitpferd durch die Welt zu tragen.
Wenn ihn der Unmuth überwand,
So büßten seinen Widerstand
Bald seine Knochen, bald sein Magen.
So strich ihm unter tausend Plagen
Bereits das dritte Jahr vorbey,
Als einst im Sturm der Schwelgerey
Sein Herr vergaß ihn anzuschließen.
Die Freyheit winkt. Mit schnellen Füßen
Verläßt er seine faule Streu
Und fliehet, von den Finsternissen
Der Nacht bedeckt, durch Busch und Moor
Ins nahe Holz. Mit frohen Küssen
Empfängt ihn seiner Brüder Chor.
Der eine reicht ihm leckre Speisen,
Der andre hilft ihm von den Eisen
An Hals und Schnautze sich befreyn.

Der Hebman eilet voll Entzücken
Den Gast mit Eichenlaub zu schmücken
Und weihet ihn zum Bürger ein.
Kaum konnte Petz sein Glück ermessen,
Doch lernt er eher Honig fressen
Und nur sich selbst gehorsam seyn,
Als seines Henkers Wuth vergessen.
Einst sah er ihn den dunkeln Hain
Durchwandeln. Gleich dem Höllendrachen
Stürzt er mit aufgesperrtem Rachen
Sich über ihn. Ha, Wütherich!
Brüllt er, nun kömmt der Tanz an dich.
Itzt packt er ihn mit seinen Tatzen
Und presset ihn mit wilder Lust
So fest an seine Felsenbrust
Daß alle Rippen ihm zerplatzen.

Ihr Zwingherrn, bebt! Es kömmt ein Tag
An dem der Sklave seine Ketten
Zerbrechen wird, und dann vermag
Euch nichts vor seiner Wuth zu retten.

Pfeffel.

III.

An den H. Stephanus,

als der Herr Domdechant, Graf zu Stolberg-Wernigerode, zu Pferde, von einer unter ihm einstürzenden Brücke unbeschädigt herabgefallen war. Den 4. April 1789.

Furchtbar Wasser, schnell und reißend,
Von der Nymphe des Bachs, Emma-Judäa *)
beherrscht,

Drohte Stolbergs
Frommen Leben Untergang.

Und

*) Die Holtemma, über welcher die Brücke einstürzte, fließt durch die Gegend der Stadt, die von den Juden bewohnt wird.

Aber glorreich schützend, hielteſt
Du, des älternden Doms Genius, Vater Stephan,
Ueber Stolberg
Deinen wundervollen Stab;

Und des Baches wilde Göttin
Ward, wie Grazien, ſanft; und die erſchrockene Flut,
Sonſt voll Tücken,
Ließ den Dechant unberührt!

Für dies Wunder, Mann des Himmels,
Nimm, ſtatt rohen Lateins, durch die Naſe gejagt,
Dieſen Hymnus,
Der aus deutſcher Ader ſtrömt!

K. Schmidt.

IV.

Der preußische Staat, der Glücklichste unter Allen in Europa. Eine Rede, am Geburtstage des Königs Friedrich Wilhelms II. den 25. September 1789 im Königl. Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin gehalten von dem Professor Brunn.

Meine allerseits hochzuehrenden Herren!

Wenn die Geburtsfeyern der Großen nicht leere Ceremonien, nicht bloße Schmeicheleyen sind; sondern zugleich die Absicht haben, daß die Unterthanen an einem solchen Tage sich recht lebhaft und dankbar des Glücks freuen wollen,

in

in Staaten zu leben, deren Beherrscher es sich zur Hauptpflicht machen, Glückseligkeit und Vergnügen um sich her zu verbreiten; so kann wohl unter allen Völkern Europens kein Einziges auftreten, das mit innigerer Ueberzeugung fast von jeher die Geburt seiner Monarchen hätte feyern können, als wir. Seit Jahrhunderten von Regenten beherrscht, deren Namen in den Jahrbüchern der Geschichte glänzen, die keinen wichtigern Zweck kannten, als ihren Unterthanen Frieden, Ruhe, Sicherheit und Wohlstand zu verschaffen; seit einem halben Jahrhunderte von Friedrich regiert, der uns Licht, Aufklärung und Freyheit im Denken und Sprechen verlieh, haben wir uns aus einem Völkchen zu einem Volke emporgeschwungen, das an Tapferkeit und Vaterlandsliebe, an Biedersinn und Edelmuth, an Hoheit und Adel der Seele Keinem seiner Brüder weichet; das die Fesseln des Vorurtheils und des Aberglaubens zuerst in Germanien abwarf und nur dem Tribunale der Vernunft unterthan seyn wollte; das der Wahrheit

heit nachforschte, Wahrheit fand und Wahrheit stets freymüthig bekannte; das Thätigkeit, Nahrungsfleiß, Gehorsam gegen weise Gesetze und Liebe zu seinen Königen für seine ersten Pflichten hält; dessen Name schon andern Nationen Schrecken erweckt und dessen Monarch selbst den Mächtigsten unter ihnen Gesetze der Gerechtigkeit und des Friedens vorschreibt; zu einem Volke endlich, das unter allen Völkern unseres Erdtheils, ja des ganzen Erdkreises, das Glücklichste ist. — Ja, das Glücklichste. — Nicht verblendender Nationalstolz, nicht falscher Patriotismus, nicht Verachtung unserer Mitnationen verleitet mich zu dieser Behauptung. Nein, inniges Gefühl, feste Ueberzeugung, entstanden aus der Vergleichung unseres Zustandes mit dem Zustande der übrigen Nationen Europens, spricht sie aus. — Ich wüßte keine würdigere Beschäftigung für den heutigen Tag, der der Feyer der Geburt des gütigsten Monarchen, Friedrich Wilhelms des Geliebten, gewidmet ist, als die nähere Auseinandersetzung dieser

meiner

meiner Behauptung. Erlauben Sie mir daher, m. H. H. in dieser Absicht Ihnen einen kurzen Abriß der wirklichen Beschaffenheit der heutigen europäischen Staaten vor Augen zu legen, die vorgebliche Glückseligkeit ihrer Bewohner zu beleuchten, sie mit der unsrigen zu vergleichen, und dann meine Behauptung als Resultat Ihrer nähern Beurtheilung zu überlassen.

Das Glück der Völker ist ein sehr schwankender und relativer Begriff. Jedes Volk beynahe macht sich einen Eigenen davon. Das Eine hält das für seine höchste Glückseligkeit, wobey sich das Andere höchst unglücklich fühlen würde. Der Grönländer bey seinem Fischthran und der Hottentotte bey einem abgestorbenen Schafe preisen sich so selig wie der Unger bey seinem Tockayer und der Oestreicher bey einer schön besetzten Tafel. Wir dürfen also hier nicht die Idee, die ein einzelnes Volk sich von Wohlseyn macht, zum Maaßstabe annehmen; sondern müssen uns vielmehr einen allgemeinen Begriff davon bilden, um das Glück der Nationen über-

haupt

haupt darnach abzumessen. Ein glückliches Volk würde ohne Zweifel Dasjenige seyn, das ein Land bewohnt, dessen Boden seinen Kindern, wenn sie ihn gehörig bearbeiten, nicht bloß das, was zur Befriedigung der ersten Bedürfnisse des Lebens dient, sondern auch Bequemlichkeit und Annehmlichkeit, gewährt; das eine gute innere Verfassung, weise auf Billigkeit sich gründende Gesetze und einen Beherrscher hat, der fest überzeugt ist, daß das Wohl des Regenten mit dem Wohl des Unterthanen auf das innigste zusammenhängt, so daß der Wohl- oder Uebelstand des Einen auch der Wohl- oder Uebelstand des Andern ist; dessen Staatsbediente redliche Männer, nicht Blutsauger der Unterthanen, sind; das zu den Ausgaben des Staats nicht über sein Vermögen beytragen darf; das noch im Besitze der wichtigsten natürlichen Menschheitsrechte ist; das nicht unter dem Joche der Hierarchie, der Intoleranz und des Gewissenszwanges seufzt; das Industrie, blühendes Gewerbe und guten Handel besitzt; unter welchem Wissenschaften

und

und Künste aller Art gedeihen und Aufklärung nicht unterdrückt wird. — Dies ist das Bild eines glücklichen Volkes. Lassen Sie uns nun Europa durchirren und das Land suchen, das uns dieses Ideal darstellt.

Ich will mit dem Colosse der Reiche anfangen, gegen welchen fast die Uebrigen alle nur Punkte auf unsrer Erdfläche sind, mit dem ungeheuren Moscovien. Würden die Grade der Glückseligkeit eines Volkes nach der Größe des Gebiets desselben abgemessen; so wäre dieses unstreitig das Glücklichste; denn dreyßig Millionen Menschen wohnen auf einem Raume von dreymal hundert tausend Quadratmeilen. Aber was erblicken wir, wenn wir diesen Staatskörper näher zergliedern? — Eine ungeheure Maschiene, der es an Triebrädern gebricht, ihren einzelnen entfernteren Theilen die gehörige Bewegung mitzutheilen; ein Land voll grenzenloser Steppen, fast von keinem lebenden Geschöpfe bewohnt; ein rauhes Klima, das dem Boden verbietet, seine natürlichen Schätze zu entwickeln

wickeln und im Ueberfluß darzubieten; unermeßliche Wälder, nur von wilden Thieren und rohen Jägern durchstreift; unzählbare Völkerschaften, die zum Theil ohne bürgerliche Einrichtungen und Gesetze unstet umherziehen, von den Bequemlichkeiten des Lebens, von Veredlung des Geistes, von nützlichen Künsten und Gewerben nichts wissen; und endlich eine willkührliche Regierung, unter deren Joch der Moscoviter, sonst zum Heroismus und Herrschen gebohren, jetzt willig seinen Nacken schmiegt. Ueberall, wohin unser Auge irrt, findet es Spuren des Unvollkommenen, des Mangelhaften, des Unvollendeten. Gehen wir zurück in die Geschichte der Vorzeit dieses Staats; ha! welch ein grausendes Gewebe von Unterjochung, von Revolutionen, von bürgerlichen Kriegen, von Theilungen, von Grausamkeit, so wie man es nur unter den gröbsten Barbaren erwarten kann. Und noch in unserm Jahrhunderte, sahen wir nicht das Blut von Czaren und Prinzen fließen und Verschwörungen den Thron wankend machen?

chen? — O wagst du es, Bewohner Russiens, wenn du dein Schicksal mit dem unsrigen vergleichest, wagst du es wohl, dich für glücklich zu halten? — Bist du gleich jetzt von einer Monarchin beherrscht, deren Weisheit alle Zungen preisen; ist ihre Regierung auch glänzend und ihr Reich furchtbar; fühlt ihr es dann, ihr von der Hauptstadt entferuteren Völker? — Ist euer Loos darum seliger? ist euer Geist etwa aufgeklärter; sind eure Sitten etwa milder; ist euer Eigenthum etwa gesicherter; lebet ihr etwa im Genuß der Freyheit, der Ruhe und des Friedens? — Nein; ihr schmachtet noch unter dem Joche der drückendsten Knechtschaft; euer Rücken schwellt noch unter den grausamen Streichen eurer Züchtiger; ihr werdet ja eben jetzt in Schaaren wie Schlachtopfer in entlegene Länder geführt, um euer Blut fern von euren Vätern im Kampfe zu vergießen, oder in den Wellen des Meeres euer Grab zu suchen; ihr findet noch immer im Genusse hitziger Getränke, die eure Sinnen umnebeln und euch den vernunftlosen Ge-

schöpfen

schöpfen gleich machen, eure Seligkeit, und verstehet noch nicht die große Kunst, als Mensch sich seines Daseyns zu freuen. Eure große Monarchin gleichet der untergehenden Sonne, die mit ihrem matten Scheine nur noch einen kleinen Theil unserer Erde erwärmt. Noch Jahrhunderte werden vergehen, noch eine ganze Reihe ihr ähnlicher Regenten wird aufstehen müssen, bis die glücklichen Folgen ihrer Bemühungen im Innern des Reichs, noch Jahrhunderte, bis sie an den Grenzen desselben sichtbar werden. Gestehet es also nur, ihr Bürger des kalten Norden, ihr habet noch nicht die Stufen des Tempels der Glückseligkeit berührt, während wir schon der Göttin im Innern ihres Heiligthums opfern.

Sollen wir etwa das glücklichere Volk suchen in einem sechsmal kleinern Lande, in Osmaniens Grenzen, das gegen funfzig Millionen seiner Söhne zählt? — O wende deine Augen von hier, Menschenfreund, der du das Wohl aller deiner Brüder wünschest. Hier findest du

es nicht. Willst du aber sehen, was gesetzverachtender Despotismus, was Bedrückung und Grausamkeit der Beamten, was Geiz und Bestechung der Richter für Unheil unter einer Nation anrichten können; so verweile mit deinen Blicken. — Ohne uns bey dem traurigen Loose des weichlichen Asiaters und entnervten Afrikaners aufzuhalten, wollen wir uns nur auf den europäischen Theil dieses großen Staates einschränken. — In Griechenlands Gefilden, dem Vaterlande der Solone, der Lycurge, der Epaminondas, der Sokrates, der Pericles, der Homere und tausend andrer Namen, bey deren Schalle das Herz lauter schlägt; auf Macedoniens Fluren, von wo aus Philipp und Alexander den Erdboden erschütterten und den Völkern Gesetze aufdrangen; in dem Ursitze des Freyheitssinnes, in dem Vaterlande alles Dessen, was groß, und schön und edel ist; in dem Lande wohnt jetzt ein Volk, das mit dem Verluste seiner Freyheit auch die Tugenden seiner Vorfahren einbüßte; ein Volk,

das unter dem Drucke einer ewigen Sklaverey seine vorige Vaterlandsliebe, sein hohes Freyheitsgefühl in feige Heucheley, seinen edlen Stolz in heimlichen tückischen Uebermuth, seine Lebhaftigkeit und seinen eigenthümlichen muntern Witz in vortheilsüchtige List, in überschleichenden Trug verwandelte. — Das Volk, das in seinen schönen Tagen auf der obersten Stufe der Geistescultur stand, dessen Weisen die Tiefen der menschlichen Erkenntniß ergründeten, und selbst uns die Quellen der Weisheit öfneten; das Volk ist itzt ein Raub der schrecklichsten Unwissenheit und rohesten Barbarey. Das Volk, von dem einst Rom in den Zeiten der Republik weise Gesetze hohlte, um sie sich selbst aufzulegen; das Volk ist jetzt ein Spiel der Laune und des Geizes seiner Richter, deren höchstes Gesetz Eigennutz ist. — Aber trift nicht den eigentlichen Osmanen, den rechtgläubigen Muselmann, ein günstigeres Loos? — Nein. Die Gewalt des Despotismus ist allgemein. Er sieht nicht auf Glauben der Väter, nicht auf Licht der Vernunft,

nicht

nicht auf Adel des Herzens; Alles muß sich unter seinem eisernen Scepter schmiegen. Kann man wohl ein Land glücklich nennen, das seine ganze bürgerliche, religiöse und gesetzliche Verfassung auf die Träume eines Schwärmers und Betrügers gründet? ein Land glücklich nennen, in welchem selbst die Majestät nicht sichert vor dem Strange; in welchem fast jeder Staatsbediente sein Leben durch die Hand des Henkers verliehrt; wo Recht und Gerechtigkeit nach klingender Münze abgewogen wird; wo durch die Nachlässigkeit der Regierung jährlich viele Tausende von ansteckenden Seuchen weggeraft werden; wo Sicherheit des Eigenthums ein Unding, wo reich seyn ein Verbrechen ist; wo der menschliche Geist ohne alle Kultur vegetirt und die Auslegung des Korans der Inbegrif aller Gelehrsamkeit ist? — Kann man, ich frage nochmals, kann man ein solches Land glücklich nennen?

Aber Austriens Söhne, und Pannoniens und Bojens Bewohner machen uns vielleicht den Vorrang streitig. In Ländern gebohren,

die unter milden Himmelsstrichen gelegen Alles, was zur Nothdurft des Lebens, zum Genuß der Bequemlichkeit, zur Ergötzung der Sinne gehört, im Ueberfluß hervorbringen; von einem Monarchen beherrscht, der das höchste Ideal eines Regenten, der sich Friedrich zum Muster nahm und ihm nach seinen Kräften nachflog; von tausend andern glücklichen Umständen begünstigt, sollten diese Völker doch wirklich einer ausgezeichneten Glückseligkeit genießen. Auch können sie sich wirklich vor vielen Millionen ihrer Mitbrüder dreymal selig preisen. Aber gegen uns? — Was waren sie noch unter der Regierung ihrer letzten Beherrscherin in Absicht auf Würde des Menschen, auf Aufklärung des Geistes, auf Wissenschaft und Kunst? — Die fromme Theresia glaubte, wie die Meisten ihrer Vorfahren, daß Fasten und Beten tugendhaft mache; daß Aufklärung der Religion schade; daß Toleranz auf Irrwege leite und dem alleinseligmachenden Glauben Gefahr bringe; daß Herrschaft über die Gewissen erlaubt, ja daß sie Pflicht des

Re-

Regenten sey. Dadurch ward der Geist der Nation in Fesseln gehalten; da war kein Emporstreben nach Dem, was Groß ist; da dachte man nicht an Ausbildung der Seele, sondern bloß an Pflege des Leibes und Befriedigung der Sinnlichkeit; da nahm man seine Vernunft willig gefangen unter dem Gehorsam des Glaubens; da verfolgte und haßte man die Ketzer, und überließ sich blind der unsichern Leitung der Priester, die ihre Heerden in den Himmel zu führen logen. — Hat Joseph gleich Viel schon gethan; so ist doch das Gepräge dieser Völker im Ganzen genommen noch dasselbe. Noch sucht man vergebens das Flammen des Geistes in ihren Augen; noch sieht man sich umsonst um nach den glücklichen Folgen der beförderten Aufklärung; noch ist das Gebiet der Wahrheit eng beschränkt, denn unwissende Bücherrichter verweisen aus ihren Grenzen noch immer Schriften, die dem Forschen des menschlichen Verstandes zur Ehre gereichen; noch ist die Religion nicht gesäubert von gefährlichen Grundsätzen; denn

ihre

ihre Diener treiben hier noch immer ihr Wesen im Finstern, wie Baals-Pfaffen und Molochs Priester; noch blühen hier nicht Wissenschaften und Künste, denn die wenigen großen Männer sind nur wie Tropfen im Oceane. — Der Unger, ehedem ein so tapferes, edles, freyheitliebendes Volk, was ist er jetzt, was wird er noch werden? Ein kriechender Sklave, ein niedriger Schmeichler, der für leere Titel, für nichtssagende Ehrenstellen seine wichtigsten Rechte, die Rechte der Nation, aufopfert. — Der Böhme, ist gleich das wilde Feuer der Tapferkeit, das zu Ziska's Zeiten seine Väter zu hohen Thaten entflammte, noch nicht in seinem Busen erloschen, seufzt doch unter dem Drucke der Leibeigenschaft und der ärmlichsten Dürftigkeit. — Der diesem Staate gehorchende Niederländer, der Geiz und Verschwendung, Trägheit und Fleiß, Entschlossenheit und Feigheit, Gutherzigkeit und Trug in seinem Charakter vereinigt, versuchte zwar, das Joch von seinem Nacken zu werfen; allein es gebrach ihm an Kraft und

Muth,

Muth, das Begonnene zu vollenden. Er ließ sich einschläfern, seine Nationaltruppen von sich ziehen und wird nun weit härtere Fesseln tragen müssen, als vorher. — Kurz, man durchgehe das Schicksal der sämmtlichen Bewohner dieser weitläuftigen Staaten; man betrachte ihren jetzigen traurigen und unglücklichen Zustand, in welchen sie ein unnöthiger und blutiger Krieg versetzt hat; man vergleiche ihn mit dem unsrigen, und enscheide dann nach Wahrheit, wer von beyden das glücklichere Volk sey.

Doch ein Volk, das in einem der reizendsten und fruchtbarsten Länder unseres Erdtheils wohnet; das seit den ältesten Zeiten den Ruhm der Tapferkeit, der Menschlichkeit und Artigkeit hat; bey dem in Zeiten, wo in dem übrigen Europa noch fast überall tiefe Finsterniß und Barbarey herrschte, schon Wissenschaften und Künste in Flor standen; dem wir selbst in Rücksicht auf Civilisation und Aufklärung, so wie auf Künste und Gewerbe, so viel zu danken haben; dessen Sprache fast durchgängig die Sprache der feinen

Welt

Welt geworden ist; das mächtigen Königen und Völkern der entlegensten Erdgegenden gebietet; dessen Flaggen auf allen Meeren wehen; dessen Geschichte uns die herrlichsten Beyspiele von ächtem Heroismus, von Vaterlandsliebe, von Großmuth, aufstellt; sollte nicht ein solches Volk uns an Genuß des Lebens, an Glückseligkeit übertreffen? — Eine Parallele zwischen deinem Lande, o Gallier, und dem unsrigen sey Richter. — Deine Grenzen umfassen einen Raum von elf tausend Quadratmeilen; die unsrigen von drey tausend und sechs hundert. Du zählest fünf und zwanzig Millionen deiner Söhne und bewafnest davon außer deiner furchtbaren Flotte ein Heer von dreymal hundert tausend Mann; wir zählen nur sechs Millionen und darunter zweymal hundert tausend geübte Krieger. In deine Schatzkammer fließen jährlich über hundert Millionen Thaler; in die unsrige nur fünf und zwanzig. Du hast bey deinen großen Summen ein jährliches Deficit von vierzehn Millionen Thaler; bey uns übersteigt die Ein-

nahme

nahme die Ausgabe. Dein Staat hat eine Schuldenlast, deren jährliche Zinsen mehr als zwiefach unsre ganze Revenüe verschlingen; der unsrige einen vollen Schatz. In deinem Lande ist der Bürger und Landmann unter der Last der Abgaben ein Bettler geworden, der mühvoll seine Tage fristet; in dem unsrigen zahlt er nur so viel, als er kann, ohne sich wehe zu thun, und ist, wenn gleich nicht reich, doch nicht dürftig. Führt dein Monarch Krieg; so wird noch der letzte Schweißtropfen aus deinem Mitbruder gepreßt; während in gleichem Falle bey uns das Gut des Bürgers unangetastet bleibt. In deinem Reiche finden sich ungeheure Strecken wüsten Landes, die Tausenden noch Nahrung reichen könnten; in dem unsrigen hat die fleißige Hand des Landmanns Alles urbar gemacht, was nur der Cultur fähig war. Du bist keinen Augenblick deiner Freyheit sicher, denn ein erschlichener Verhaftsbefehl wirft dich in einen finstern Kerker oder verbannt dich aus des Vaterlands Grenzen; uns schützen geachtete Gesetze gegen

jede

jede Gewaltthätigkeit. Deine Gerichtshöfe, erheben sie ihre Stimme mit Nachdruck gegen den gekrönten Unterdrücker, werden exilirt in ferne Provinzen; der unsrige, unbestechbar wie der Areopag, rechtet zwischen dem Souverain und Unterthan nach gleichen Gesetzen, wie zwischen dem Bürger und Bürger. Und deine peinlichen Gesetze — ha! wem bebt hier nicht das Herz! — o Gallier! deine peinlichen Gesetze sind eben so viele Verletzungen der Menschheit. Schaudere zurück! Noch raucht es, das Blut der Jean Calas, das Blut der Montbailly, das Blut so vieler anderer unschuldig Gemordeten, und schreyet laut zum Himmel um Rache!! — Komm und durchblättere die Annalen unserer Gesetzgebung, und kannst du unsere Richter einer einzigen solchen Sünde zeihen; so sprich den Fluch über sie. Erinnere dich, was Fanatismus, was Unduldsamkeit, was Haß gegen friedsame Bürger, die von Religion anders dachten als deine Könige und deine Priester, angerichtet, erinnere dich, welches Weh sie über dein Vaterland,

land, welche Schande ſie über dein Volk gebracht haben; durchlauf dagegen die Jahrbücher unſerer Geſchichte, und ſtaune, welchen Segen, welchen Ruhm Duldung und Bruderliebe über das unſrige verbreitet hat. Siehe, dein politiſcher Einfluß iſt verſchwunden, wie ein leuchtendes Meteor; der unſrige ſteht felſenfeſt und ewigdaurend; denn dein Cabinet kannte nur Ränke und Intriguen; das unſrige handelte immer offen und bieder. O Gallier, du biſt tief herabgeſunken von deiner Höhe. Deine Ludwige, von denen der Groſze ein eitler und ruhmſüchtiger Eroberer, der Vielgeliebte ein weichlicher und ſchwacher Wollüſtling war, deine Ludwige legten den Grund zu deinem Elende. „Ja, „ſprichſt du, wir waren elend. Allein die Zeit „iſt gekommen, wo wir die Feſſeln des Deſpo„tismus zerbrechen und auf ſeinen Ruinen den „Tempel der Freyheit errichten. Wir haben ge„ſchlummert; aber gleich einem reißenden Stro„me, der eine Zeitlang in ſeinem Laufe aufge„halten nun deſto töſender und gewaltiger daher

„brauſet,

„brauset, tobt jetzt das Menschheitsgefühl in „unserer Brust. Wir wollen nunmehr unsere „Rechte, wir wollen die vergessenen Rechte der „Menschheit wieder geltend machen, und an„dern Nationen ein Muster werden, wie sie „die entehrenden Ketten der Unterdrückung ab„werfen und eine Regierungsverfassung einfüh„ren müssen, die auf sichern Grundpfeilern ge„bauet ihre dauerhafte Glückseligkeit befördern „muß.“ — O Gallier, groß, und schön und ehrenvoll ist dein Unternehmen. Aber gehe mit Vorsicht und Ueberlegung zu Werke. Räume erst die Factionen aus dem Wege, die aller Beförderung des Guten sich entgegensetzen; säubere erst deine Provinzen vom Gesindel, das die Schlösser der Großen und die Hütte des Landmanns plündert, und verhindere, daß Bürgerblut deinen Boden beflecke. Wenn dann deine neue Constitution innere Festigkeit erlangt haben wird; wenn dann der Mensch wieder der Rechte der Menschheit sich bedienen darf; dann, Freund,

reichen wir dir traulich die Hand, und freuen uns, daß auch du glücklich bist!

Ich eile zu euch, ihr großmüthigen Insulaner, die ihr die freyeste Nation seyn wollet, die jetzt auf der Erde sich findet; deren Regierungsform man als das Meisterstück der menschlichen Weisheit bewundert; die den grösten Reichthum und den ausgedehntesten Handel besitzt. Bey euch hat gewiß die Glückseligkeit ihren Thron aufgerichtet; bey euch schüttet sie gewiß ihr Füllhorn des Segens über den Geringen wie über den Großen aus. — O Britten! Reichthum ist nicht hinlänglich, um glücklich zu seyn; man muß auch seine Reichthümer auf eine Art anzuwenden wissen, die uns Glückseligkeit zuwege bringt. Freyheit ist nicht hinlänglich, um glücklich zu seyn; man muß auch die Freyheit nicht mißbrauchen, sie nicht in Zügellosigkeit ausarten lassen. Frey seyn ist auch nicht hinlänglich, um seine Freyheit zu erhalten. Man muß zugleich ihren Werth kennen; sie als das höchste Gut betrachten, und sie nicht niedrigen Absichten

oder der ſklaviſchen Geldbegierde aufopfern, die die Seele herabwürdigt, das Herz verengt, und den Menſchen in die Sklaverey bringt. Für das Erſte, ſagt ihr, iſt durch unſere Geſetze geſorgt; für das Zweyte durch unſere Regierungsform, die die Vortheile der Monarchie, der Ariſtokratie und Demokratie vereinigt. — Aber eure Geſetze ſind zu zahlreich, ſind unverſtändlich und widerſprechend. Eure Regierungsform iſt kein Damm gegen die Unterdrückung. Ihr wähnt nur frey zu ſeyn; ihr glaubt nur Theil zu haben an der geſetzgebenden Gewalt. Der Glanz der Großen, aus denen eure Ariſtokratie beſteht, iſt ein Ausfluß vom Throne. Sie müſſen alſo natürlich die Macht des Volks fürchten und die Macht des Königs begünſtigen, weil dieſe die ſichtbare Quelle der Titel, der Ehrenſtellen, der Jahrgelder und Gunſtbezeugungen iſt. Das Intereſſe der Ariſtokraten und des Monarchen fließt alſo in einander und ſo iſt euer König der Mehrheit der Stimmen im Hauſe der Pairs immer verſichert. Auch die Biſchöfe, von ihm ſelbſt ernannt,

nannt, treten zu seiner Parthey; „denn die „Geistlichkeit war zu allen Zeiten und in allen „Ländern viel geneigter, den Fürsten bey ihren „Usurpationen zu schmeicheln, als die Freyheit „der Völker zu vertheidigen. Der Priester will „gleich dem Despoten nur Sklaven, und fürch„tet nichts so sehr, als die Freyheit im Denken," sagt ein neuerer Schriftsteller. *) Aber, sprechet ihr, das Haus der Gemeinen vertheidigt die Rechte des Volks! — Das Haus der Gemeinen ist eine zahlreiche, folglich unruhige und uneinige Versammlung von Repräsentanten, welche, wenn sie einmal gewählt sind, ihren Constituenten nicht mehr verantwortlich seyn wollen, und des Rechts, in ihrem Namen zu sprechen, nicht wieder beraubt werden können. Daher mögen sie, ohne alle Gefahr, das Interesse

*) Der scharfsinnige Verfasser des Systeme Social, im 2ten Theile, wo er in einem eigenen Capitel Betrachtungen über die brittische Regierungsverfassung anstellt, aus denen ich hier die Hauptideen entlehnt habe.

tereſſe des Volks verrathen, und die Freyheit deſſelben dem Monarchen verkaufen, um ſo mehr, da das Volk, das ſie erwählte, ſchon bey ihrer Wahl einen Handel mit ſeinen Stimmen trieb. Auch ſelbſt eure ſo gerühmte Oppoſitionsparthey iſt ganz ohne Wirkung. Die Glieder derſelben haben keinen andern Zweck, als dem Könige unangenehme Stunden zu machen, den Handlungen ſeiner Miniſter entgegen zu arbeiten und ihre vernünftigſten Projekte zu vereiteln, nur allein, um ſelbſt einmal Mitglieder des Miniſteriums zu werden. So regiert euer König, den ihr durch Geſetze ſo ſehr eingeſchränkt glaubet, über euch deſpotiſch und lenkt euch nach ſeiner Laune. Und doch wähnt ihr euch immer noch frey und zahlet in dieſem Wahne mit Freuden die drückenden Auflagen, ungeachtet euch faſt nichts mehr frey iſt, als in euren Zimmern die Luft, die ihr einathmet; mit einem Worte, ihr wähnt euch glücklich. — Aber, Britten, woher entſtehen jene unaufhörlichen Unruhen, jene Factionen, die euch zerrütten, jener finſtre Kummer, der an

eurem Herzen nagt, und sich auf eurer Stirn zeigt? Warum stöhren jene Schätze, die sich in euren Händen anhäufen, beständig euer Glück, anstatt es zu befestigen? Warum erblickt man euch mitten im Ueberfluß und im Besitze der Freyheit tiefsinnig, unruhig, und unzufriedner mit eurem Schicksale, als die verworfensten Sklaven, die den Gegenstand eurer Verachtung ausmachen? — Sind das etwa die Zeichen der Glückseligkeit, wegen welcher man euch beneiden soll? — O Britten, auch euch mangelt des Guten noch viel, ehe man euch den Namen der Glücklichen ertheilen kann. Leget erst eure Vorliebe zum Golde ab, die euch so oft euer Interesse verkennen lehrt; begnüget euch die Wohlthaten der Natur in Frieden zu genießen, und zernichtet sie nicht durch unsinnige Kriege, die nur wenigen gewinnsüchtigen Kaufleuten vortheilhaft, euren Bürgern aber so nachtheilig sind. Vervollkommnet eure Regierungsform und eure Gesetze. Bindet der willkührlichen Macht auf immer die grausamen Hände. Hütet euch vor

einem den Sitten und der Freyheit gleich gefährlichen Luxus. Wachet für eure und Europens Sicherheit. Erniedriget die Tyrannen; haltet ihren Ehrgeiz zurück; nehmt die unterdrückte Gerechtigkeit in Schutz und alsdann wird eure beglückte Insel das Muster für Nationen, der Mittelpunkt der Freyheit werden, an deren sanftem Feuer alle Völker der Erde sich erleuchten und erwärmen werden.

Glückseligkeit in vollem Maaße sollte doch wohl bey einem Volke zu finden seyn, das, mit Raynals *) Worten zu reden, zu sich selbst sagen kann: „Das Land, das ich bewohne, „habe ich fruchtbar gemacht; ich habe es ver„schönert, und von Neuem geschaffen. Das „drohende Meer, das unsere Felder bedeckte, „weicht vor den mächtigen Dämmen zurück, die „ich seiner Wuth entgegensetzte. Ich habe die „Luft gereinigt, welche faulende Wasser mit „tödtenden Dünsten erfüllten. Durch mich be-

„lasten

*) In seinem Tableau de l'Europe.

„laſten prächtige Städte den Schlamm und den
„Koth, welche den Ocean trugen. Die Hafen,
„die ich gebauet, die Kanäle, die ich angelegt,
„führen die Produkte der ganzen Erde herbey,
„worüber ich nach Willkühr befehlen kann.
„Die Erbtheile der übrigen Völker ſind bloße
„Beſitzungen, die ein Menſch dem andern ſtrei-
„tig macht. Das Erbtheil, das ich meinen
„Kindern hinterlaſſe, habe ich den Elementen
„entriſſen, die ſich wider meine Wohnung ver-
„ſchworen hatten und bin Herr über ſie gewor-
„den. Ich habe hier eine neue phyſiſche, eine
„neue moraliſche Ordnung eingeführt. Ich
„habe da Alles zu Stande gebracht, wo vorher
„nichts war. Die Luft, die Erde, die Regie-
„rung — Alles iſt mein Werk. Ich genieße die
„Ehre der vergangnen Zeit, und wenn ich meine
„Blicke in die Zukunft richte; ſo ſehe ich mit
„Vergnügen, daß meine Gebeine ruhig an
„eben dem Orte liegen werden, wo ſich vor den
„Augen meiner Väter Ungewitter erzeugten.“
Ich habe meine Städte in Gärten, meine Aecker

in lachende Gefilde umgewandelt. Ich habe mich durch eigene Kraft dem schimpflichen Joche des spanischen Wütherichs entwunden und die Fahne der Freyheit auf die Zinne der Mauer gesteckt. Mein Beherrscher ist nichts anders, als mein erster Diener, der in meinem Solde steht, um für meine Vertheidigung zu wachen. — Ha! Belge! wer in dem ganzen weiten Umfange der Erde kann hervortreten und sprechen wie Du? — Und doch bist du nicht glücklich! Der Geldgeiz und die Gewinnsucht haben ihren Wohnsitz unter deinen Brüdern aufgeschlagen, und herrschen mit unumschränkter Gewalt über ihre Herzen. Eigennutz ist ihr Losungswort, Eigennutz die Triebfeder aller ihrer Handlungen geworden. Innere Ruhe und Einigkeit, die das einzige Band der Glückseligkeit zwischen verbundenen Völkern ist, wahrer Muth und Tapferkeit, ächte Vaterlandsliebe und jede Bürgertugend ist von ihnen gewichen. Sie sind eine gewinnsüchtige Kramerinnung geworden, die Nichts, was zur Befriedigung ihrer Geldgier

dienen

dienen kann, für schimpflich hält und sich Jedem Preis giebt, der ihr Gewinn nur von weitem vorspiegelt. Daraus entstand jene Zwietracht, jene Frechheit, jene Zügellosigkeit, jener Partheygeist, der in unsern Tagen eure Gewerbe zerrüttete, euren Handel hemmte, eure Provinzen entvölkerte, euch Attentate gegen eine verehrungswürdige Prinzessin lehrte und euch endlich zum Gespött der übrigen Nationen machte. Was würde aus euch geworden seyn, wenn man euch euren trüglichen Hofnungen überlassen und euch fernerhin in eurem eigenen Eingeweide wüthen gelassen hätte? wenn nicht Friedrich Wilhelm der Gütige sich eurer Noth erbarmt, euch uneigennützig eurem traurigen Zustande der Zerrüttung und der Anarchie entrissen und euch, trotz den gallischen Ränken, eure ursprüngliche Constitution wiedergegeben hätte? O danket ihm im Gefühl eurer Ohnmacht, daß er den tapfern und edlen Welfen, seiner Ahnherren Stolz und seiner Feinde Schrecken, mit einem Heere zu euch schickte, vor dem

die

die Rebellen flohen, wie einſt die erſchrockenen Nationen vor den ſiegenden Waffen des ſpartaniſchen Ageſilaus; Danket ihm, daß er durch ſeine Krieger euch Ruhe, Ordnung und inneren Frieden wieder ſchenkte, und beneidet uns, daß wir das glückliche Volk ſind, das von ſeinem ſanften Scepter beherrſchet wird!

Dort an Germaniens, Franziens und Italiens Grenzen iſt ein Ländchen, von der Natur befeſtigt, von Bergen, reißenden Gewäſſern und dichten Wäldern gegen auswärtige Feinde geſichert. Das glückliche Helvetien wird es genannt. „Da wohnt ein Volk, in ländlicher „Einfalt, wohlthätig, brav, dem Luxus Feind, „der Arbeit Freund, nach keinen Sklaven be„gierig, und keinen Beherrſcher verlangend.“ *) Ein Volk, das von Alters her glücklich in ſeinen rauhen Wohnſitzen und zufrieden mit Dem lebte, was der Boden und ſeine Heerden ihm gewährten; das

*) Worte des Mr. Méhégan in ſeinem Tableau de l'hiſtoire moderne.

das Freyheit für das höchste Gut und Gleichheit des Standes für den Grundpfeiler seiner Sicherheit hielt; das lieber sein Leben als seine Unabhängigkeit verliehren wollte und in seinen Kämpfen fürs Vaterland gegen die östreichischen, burgundischen und französischen Unterdrücker Thaten verrichtete, die den kühnsten und schönsten der Griechen und Römer gleich zu setzen sind. — Ach ja, bey euch, ihr friedlichen Helvetier, bey denen noch Unschuld der Sitten und Einfalt der Natur wohnt, bey euch nur ist das Glück zu suchen. Auf euren Bergen, in euren Thälern erweitert sich des Menschen Herz im Genusse der reinsten Luft und schwellt zu hohen Thaten empor. Unter euren Hirten, unter euren Heerden träumt man sich zurück in die Jugendzeit der Welt und wandelt unter den Patriarchen oder versetzt sich in Arkadiens Gefilde und sympathisirt mit den Tönen eurer kunstlosen Flöte. Unter euch wünscht man sich zu leben, unter euch aller Thorheiten und Vorurtheile des übrigen Europa zu vergessen, und in stiller

Ruhe

Ruhe die Stunde zu erwarten, die uns versammlen wird zu unsern Vätern. — — Dies sind die Empfindungen, die uns bey dem Eintritte in dieses Land der Freyheit überströmen und die eine erhitzte Phantasie mit ihrem Zauberstabe noch höher stimmt. Lassen Sie uns aber mit kaltem Blute den jetzigen Zustand dieses Volkes betrachten und dann sehen, ob alle jene Vorzüge auch wirklich noch hier zu finden sind. — Es war freylich eine Zeit, Helvetier, wo ihr kein höheres Gefühl kanntet, als Vaterlandsliebe, die eure Tells, eure Stauffache und die übrigen edlen Stifter eures Bundes beseelte. Aber jetzt kostet es euch Nichts, euer mütterliches Land zu verlassen, um für niedrigen Sold fremden Königen und Fürsten zu dienen, oder gar — erröthet! — im Pallaste der Vornehmen und Gastwirthe den Kommenden und Gehenden die Thür zu öfnen. Es war eine Zeit, wo Freyheit euch Alles galt, wo achtzehn Hundert eurer Bürger großmüthig ihr Leben aufopferten, um sie zu erhalten; es war eine

Zeit,

Zeit, wo ihr wirklich Freyheit genosset. Aber seyd ihr wohl jetzt noch so frey, als ihr es glaubet, ihr, die ihr eure Aristokraten mehr fürchtet, als wir den Monarchen, und vor dem zehnjährigen Junker des gnädigen Herrn euer Knie tiefer beuget, als wir vor dem Erben des Thrones? Es war eine Zeit, wo Genügsamkeit und Unschuld der Sitten, und ächter deutscher Biedersinn euer Eigenthum war. Aber jetzt, durchzieht man eure größern Städte, sieht man statt ihrer übertriebene Liebe zum Luxus, Uebertretung oder Hintergehung der Prachtgesetze, französische Galanterie und Manieren des Höflings. Es war eine Zeit, wo eure Väter jedes Ehrenzeichen verschmäheten, das nicht der Staat ihnen aus Verdienst ertheilte. Jetzt brüsten sich eure Bürger thöricht mit Ordensbändern, die nur fremde Politik um ihre Schultern hängt. Es war eine Zeit, wo euer Land, von den Händen seiner Söhne gezwungen, euch hinlängliche Nahrung gab. Jetzt braucht ihr die Produkte und Fabrikate fremder Länder, weil eure Landleute

leute den Weberstuhl gemächlicher finden, als den schweren Pflug und Weichlichkeit eure Bedürfnisse vermehrt hat. — Freylich lebt noch hier und da in euren Gebirgen ein glückliches Häuflein in Zufriedenheit und harmlos, wie die Heerden, die er bewachet. Allein kann man wohl ihren rohen Zustand mit unserm gebildetern vergleichen? und wer von uns mögte seine Lage wohl mit der ihrigen verwechseln? — Also, Helvetier, auch ihr steiget in die Höhe auf der Wage der Glückseligkeit gegen uns!

Von hier führt ein Weg über die Alpen in ein Land, dem man mit Recht den Namen des Gartens von Europa gegeben. Hier ist ein mildes, erwärmendes Klima, das fast ewigen Frühling und Sommer verbreitet; hier sind lauter reizende Gefilde; hier streuen ganze Wälder von Orangen und andern duftenden Bäumen ihre Wohlgerüche umher; hier stößt das Auge auf Denkmähler voriger Größe; hier erheben prächtige Städte ihre stolzen Palläste, und vereinigen in sich alle Schätze alter und neuer Wissenschaft

senschaft und Kunst. — Hier lassen Sie uns verweilen und das glückliche Volk suchen. O! daß wir es fänden! — Aber da ist kein Schatten mehr von dem Ruhme der Väter; denn das Volk, das sich in vorigen Zeiten zum Beherrscher der Welt aufgeschwungen hatte, ist jetzt ein Volk träger Weichlinge und liegt nun in Ohnmacht begraben. In der Stadt, wo ehedem die Numa's, und Brutus, und Camillus, und Scipione, und Regulus, und Catone und tausend andere edle Römer ihre Kräfte dem Dienste des Vaterlandes weiheten; da prasset jetzt der drey Kronen tragende geistliche Despot und seine wollüstigen Priester saugen das Mark des Landes. Da, wo ein Cocles und ein Mutius zeigten, was Römerkraft und Römermuth vermögten; da morden jetzt Banditen im Finstern, da schleichen jetzt entnervte Wollüstlinge und entmannte Jünglinge, denen verruchte und gewinnsüchtige Eltern und Verwandte die Kraft des Lebens raubten, um das Ohr der Reichen zu kützeln. Da, wo Lucretia ihrer Tugend

das

das schönste Opfer brachte; da buhlen jetzt feile Dirnen und vergiften die Unschuld. Da, wo die Luculle und andere reiche Bürger mit ihren Schätzen Berge ebneten und Palläste aus dem Meere hervorgehen hießen; da sieht man jetzt Gestalten wanken, die ächte Abdrücke des Elendes und der Dürftigkeit sind. Da, wo ein Pompejus Spiele anordnete, deren Pracht den Luxus der Könige überstieg; da findet man jetzt Narrenbuden und Bühnen, auf welchen der Policinello die Hauptrolle spielt. Da, wo ein Cicero auf dem Forum zum Besten des Vaterlandes, oder zur Vertheidigung der Unschuld oder zur Bestrafung des Verbrechens seine Stimme erhob; da ertönen jetzt die Rednerstühle von mönchischem Unsinn. Da, wo der Senat und das Volk das Andenken verdienter Bürger durch kostbare Ehrensäulen verewigte; da sieht man jetzt nur Bilder der Heiligen, und Madonna's und Cruzifixe, vor denen die Faulheit, und Trägheit, und Bosheit in Schaaren auf den Knieen liegt und Gott lästert. Da, wo

man

man in vorigen Zeiten Männer, die zum Wohl des Vaterlandes vorzüglich gewirkt hatten, nach ihrem Tode unter die Götter verſetzte; da canoniſirt man jetzt Böſewichter und Bettler, und lügt Wunder, um das Geld des dummen Pöbels an ſich zu ziehen. Da, wo ein Virgil, ein Horaz, ein Ovid Lieder für die Ewigkeit dichteten; da reimen jetzt Dichterlinge verliebte Sonette, die der folgende Tag ſchon wieder der Vergeſſenheit übergiebt. — O laſſen Sie uns einen Vorhang ziehen vor ein Land, das uns einen ſo traurigen Beweis von der Nichtigkeit aller menſchlichen Größe giebt! — Sind gleich dieſem Bilde nicht alle deine Staaten, o Auſonien, völlig ähnlich; leben gleich Franzens, des Edlen, Kinder glücklicher als Andere; ſo iſt es doch dein Schattenriß im Ganzen. Auch ſind deine Fluren nicht mehr ſo geſegnet wie ehemals; auch iſt dein Land nicht mehr ſo bevölkert wie ehedem. Deine Kinder ſind ſelbſt nicht ſicher vor den Elementen, die ſie zu zerſtöhren drohen. Siehe, noch liegen ſie verwüſtet, Meſſina's

Ge-

Gefilde, wo die Erde sich aufthat, und Städte, und Menschen, und Vieh in ihre Tiefe zog. Siehe, eben dampft er, der fürchterliche Feuerschlund, der mit seiner Lava deine Aecker überströmet und ihre Fruchtbarkeit auf Jahrhunderte verzögert! Noch sind sie nicht gefüllt, die grossen Sümpfe, die mit ihren tödtenden Dünsten die Luft verpesten, und dir deine Gesundheit rauben. — Betrachte dagegen uns! leben wir nicht ruhig und im Frieden mit der ganzen Natur und gegen alle gewaltsamen Ausbrüche derselben gesichert? —

Gewiß wird Niemand in dem Lande der Pfafferey, der Bigotterie, der Intoleranz — in Hispanien — den Sitz der Glückseligkeit suchen. Nie gedeihete unter solcher Pflege ein Volk, nie gedeihete es in einem Lande, wo Denken eine Sünde, vernünftig Denken ein Capitalverbrechen ist. Wie könnte sich wohl ein Volk emporschwingen, das von herrschsüchtigen Priestern und feisten Mönchen durch Aberglauben und Dummheit niedergedrückt und in schimpfli-

chen

chen Fesseln gehalten wird; in dessen Lande seit Jahrhunderten ein Blutgericht, — in dem höllischen Pfuhle empfangen und von Lucifers Dienern ans Tages Licht hervorgehohlt — jedes Aufstreben des Geistes, jedes Keimen der Vernunft erstickte; das Tausende zur Ehre Gottes und aller Heiligen schlachtete, daß ihr Blut die Erde färbte und das Meer; das Millionen seiner arbeitsamsten und geschicktesten Bewohner aus seinen Grenzen verbannte, weil sie nicht beten wollten nach der Sitte des Landes. Wie konnte ein Volk sich aus der Trägheit und Unthätigkeit herauswinden, das dreyßig Jahre hindurch von einem unthätigen Könige beherrscht wurde, der statt der Sorgen fürs Reich sich unwürdigen Beschäftigungen überließ; der statt der Ruder des Staats die Jägertasche und das Hifthorn in die Hand nahm, und schwach am Geiste von trügerischen Pfaffen durch lächerliche Phantome sich verführen ließ, dem verruchten Ketzergerichte von Neuem die Macht zu geben, ungestraft die Aufklärung zu tödten; der einen Olavides und

Aranda

Aranda aus seinem Reiche wies, weil sie Wüsteneyen in Lustgärten umschufen und Bruderliebe und Menschlichkeit lehrten. Ist es da wohl zu verwundern, daß in einem Lande, das mit allen Produkten, die der Mensch zu seinem Genusse nur irgend brauchen kann, im Ueberflusse gesegnet ist, das sie beynahe auf unbebauetem Boden hervorbringt, daß in einem solchen Lande der Bewohner doch darbt, ungeachtet seine Gallionen jährlich die reiche Ausbeute aus Mexico's und Peru's Gold- und Silberminen in seine Hafen führen? O Hispanien! was könntest du seyn, wenn ein Friedrich ein halbes Jahrhundert dich beherrschte, die in deinem Schooße genährte Pfafferey und Möncherey vertilgte, und dir Aufklärung, Thätigkeit, Nahrungsfleiß, nützliche Gewerbe und alle Künste des Friedens gäbe! — Dann, aber auch nur dann, würdest du glücklich seyn!

Dicht an Hispanien grenzt ein Ländchen, ehedem von ihm ein Theil, das jetzt im Staatssysteme von Europa fast nicht in Betrachtung kommt,

kommt, und in Absicht auf seinen innern Zustand noch einige Stufen tiefer steht, als das vorige. Allein nicht immer lag Lusitanien in dieser schimpflichen Ohnmacht versunken. Es gab eine Zeit, wo Thätigkeit, und Muth und Tapferkeit seine Söhne beflügelte, wo sie ihre Freyheit männlich verfochten und den Gefahren kühn trotzend auf stürmenden Meeren herumirrten, um die Kunde der Länder und Völker zu erweitern und sich selbst einen größern Wirkungskreis zu verschaffen. Aber dieser Zeitpunkt verschwand wieder; weil Pfaffen und besonders Jesuiten Eingang ins Kabinet fanden und die Zügel des Reichs lenkten nach ihrem Interesse. Schön begann zwar in unserm Jahrhunderte Joseph Emanuel, vom großen Pombal unterstützt, sein Reich dem gänzlichen Verfalle zu entreißen. Aber seine schönen Entwürfe schwanden mit seinem Tode dahin. Da kamen wieder Beichtväter und bemächtigten sich des Thrones; da wurden Exjesuiten wieder begünstigt; da stiftete man wieder neue Klöster; da hielt man wie-

der Auto da Fe's, da ließ man wieder den Bischof von Rom sich aus dem Lande bereichern; kurz, da riß man wieder nieder, was Joseph Emanuel so mühvoll gebauet hatte. Und so sieht man jetzt hier ein faules, unthätiges, ärmliches, bigottes und geistloses Volk, dessen ganze Litteratur fast eine Spottschrift auf den menschlichen Verstand ist; mit einem Worte, ein Volk, das in keiner Absicht Anspruch auf den Namen eines Glücklichen machen kann!

Ich wende mich wieder nach Norden, zu euch ihr tapfern Sarmater, die ihr wieder erwachet aus eurem Schlummer, in den eine fremde hinterlistige Politik euch zu erhalten strebte. O! euer großes Land war noch in unsern Zeiten der jämmerliche Schauplatz alles menschlichen Elendes, das Zwietracht und innere Theilung nur hervorbringen können. Machten es nicht Krieg, Hunger und Pest in vielen Gegenden beynahe zur Wüste? Ward nicht euer Reich, das eins der Mächtigsten seyn würde, wenn es seine Kräfte recht kennte, ward es nicht von dreyen

andern

andern wider daſſelbe verbundenen Mächten zergliedert und ſeiner ſchönſten Provinzen beraubt, und mußte es ſich nicht in Anſehung ſeiner Regierungsform und innern Verfaſſung von Fremden Geſetze vorſchreiben laſſen? — Es gab uns ein trauriges Beyſpiel, in welchen elenden Zuſtand die mächtigſten Staaten durch zügelloſe Freyheit, durch Ehrſucht, Geldbegierde und Rachſucht der Großen gerathen können. Ein König, der die Liebe ſeines Volkes durch ſein menſchenfreundliches und zum Wohlthun geneigtes Herz verdiente, ward beynahe das Opfer dazu erkaufter Böswichter, deren Waffen — hört' es, ihr Völker und ſtaunet — deren Waffen der päbſtliche Nuntius in Polen zum Königsmorde ſelbſt geweihet hatte! So mußten Religion und Freyheit zum Deckmantel der abſcheulichſten Bubenſtücke dienen und die gröbſten Miſſethaten wurden ungeſtraft verübt. Die Cultur des Geiſtes unterblieb unter ſolchen Umſtänden immer mehr, wozu auch die Leibeigenſchaft, die hier noch in ihrer ganzen eiſernen

Härte sich zeigt, das Ihrige beyträgt. Fängt es gleich hier und da durch die Bemühungen einiger großmüthigen Beförderer der Aufklärung an zu tagen; so lebt doch im Ganzen genommen das Volk hier noch in der tiefsten Barbarey und Rohheit. Zwar regt sich jetzt wieder in demselben ein Geist der Freyheit und Vaterlandsliebe. Allein noch herrscht in ihm zu wenig Harmonie, zu wenig Vereinigung der Individuen zum Wohl des Ganzen; noch streuen fremde Mächte zu sehr den Saamen der Zwietracht unter dasselbe; noch ist es zu wenig ein selbstständiges Volk; noch ist der Kunstfleiß zu wenig geübt, als daß man so bald eine glückliche Veränderung in diesem Reiche hoffen dürfte. Wie könnte man wohl eine Nation glücklich nennen, die nicht durch eigene Kraft bestehen kann, sondern zu ihrer Sicherheit immer von der einen oder der andern auswärtigen Macht abhängig seyn muß?

Eben so wenig finden wir Wohlstand und Glückseligkeit in dem rauhen Skandinavien. In dem ehemaligen Wohnsitze der tapfern Normannen

manen, die, weil das Land ihre große Zahl nicht ernähren konnte, in Schaaren auswanderten und in den südlichen und westlichen Theilen Europens mächtige Reiche stifteten, da leben jetzt kaum zweyhundert und vierzehen Menschen auf einer Quadrat Meile kümmerlich und in Dürftigkeit, weil der Boden nicht gehörig bebauet wird und ungeheure Auflagen den Landmann drücken. Obgleich dieses Reich eines längern Friedens genossen, als irgend ein Volk unseres Erdtheils; so sind doch die Künste des Friedens nicht geübt, so sieht man doch keine Spuren der Aufklärung, keinen Nahrungsfleiß, keine Arbeitsamkeit unter dem Volke; denn in Allem diesen ist der Däne noch um wenigstens ein Jahrhundert zurück. Die abgeschmackteste Bigotterie, in welcher seine aufgeblasenen Geistlichen ihn zu bestärken bemühet sind, Hang zur Unordnung, zur Regellosigkeit, und Unverträglichkeit zeichnen ihn jetzt vor allen übrigen Protestanten aus, und er giebt uns den deutlichsten Beweis von der Unwirksamkeit der Religion auf

die

die Besserung der Menschen, wenn ihr nicht, oft zufällige, Nebenumstände zu Hülfe kommen.

Seine Nachbarn, die Schweden, die unter ihrem Wasa, Gustav Adolph und Carl XII. auf der Staatsbühne von Europa eine so glänzende Rolle spielten, stehen auch nicht mehr auf der vorigen Höhe. Unter ihrem rauhen Clima, in ihren mit Schnee und Eis bedeckten Gebirgen, auf ihrem stiefmütterlichen Boden, in Dalecarliens endlosen Wäldern, sind nicht die goldenen Tage zu suchen. Die Veränderung der Regierungsform hat den Rottengeist und den Saamen der Zwietracht noch nicht aus dem Reiche verbannt oder den Frieden in seinen Grenzen eingeschlossen; denn eben jetzt ist man beschäftigt, die Häupter einer neuen Meuterey zu bestrafen; eben jetzt lodert sie hoch auf, die verheerende Flamme des Krieges und drohet Verderben dem Lande, wenn nicht ein schützender Genius über ihm wachet und es vom Abgrunde zurück zieht. —

Noch ein Land bleibt uns übrig zu durchwandern, das wir Alle im weitern Sinne unser ge-

meinschaftliches Vaterland nennen. Unter deinen dreyhundert Staaten, o edles Germanien, werden sich doch wohl glückliche Völklein finden, die es verdienen, an unserer Seite zu stehen. — Ach; auch hier sind der Glücklichen nur Wenige. Die Meisten deiner kleinen Staaten werden beherrscht von kleinen Despoten oder stolzen Aristokraten, die unweise sich einbilden, die Unterthanen seyen nur gebohren, um Abgaben zu entrichten, damit sie in Gemächlichkeit ihren schändlichen Lüsten fröhnen oder ihren lächerlichen Ehrgeiz befriedigen, oder ihren augenblicklichen Launen nachhängen könnten; die statt Väter Geißeln ihrer Völker, oder unmündige Schwächlinge sind, die sich von niedrigen Schmeichlern am Gängelbande führen lassen, und nicht werth sind der Stelle, die sie bekleiden. Doch — Dank sey es der immer mehr und mehr sich verbreitenden Aufklärung und gröszern Publizität — es giebt auch noch Fürsten in deiner Mitte, die die erhabene Bestimmung kennen, zu der sie erkohren sind, und gewissenhaft

haft die Pflichten erfüllen, die ihr Amt ihnen auflegt. Unter diesen Edlen ragt hoch hervor, wie die Eiche im Walde, Carl Friedrich, Badens Regierer, der mit wahrer Vatertreue und Vaterhuld seine Kinder auf den Pfad der Glückseligkeit führt, der nie sein Ohr den Klagen des Leidenden entzieht, und unter allen Fürsten der Erde das erste Beyspiel von wahrer Uneigennützigkeit gab, indem er, um das Wohlseyn seiner Unterthanen zu erhöhen, großmüthig eine jährliche Einnahme von sechzig tausend Gulden aufopferte, ohne den Ausfall durch versteckte Mittel zu decken. Ja ihr, ihr glücklichen Kinder des glücklichen Vaters, ihr lebet im Wohlstande, im Ueberfluß, im Genuß der wahren Freyheit; denn euer Fürst vergißt nicht, daß er Mensch ist und hält daher die Rechte des Menschen auch aufrecht. Ihr verdienet es vor allen andern, nach uns genannt zu werden unter den Glücklichen!

Wir haben sie nun Alle betrachtet, die Hauptvölker Europens, ohne ein Einziges zu finden,

das

das dem oben aufgestellten Ideale eines glücklichen Volkes entspräche. Ueberall sahen wir Herrschsucht, Unterdrückung, Geldgeiz und Vorurtheile sich dem wahren Besten der Menschen entgegen setzen, und Elend über sie verbreiten. Wir sahen wankende und von ihrem ehemaligen Glanze herabgesunkene Reiche; sahen die Hyder des Krieges die Länder verheeren und Menschen wie Fliegen tödten; wir sahen Reiche durch Zwietracht und Empörung in Verwirrung gesetzt und Regenten, die, selbst zu schwach, um zu regieren, unter der Vormundschaft eigennütziger Priester oder ehrsüchtiger Minister standen, die ihre Völker drückten, um ihre Leidenschaften zu befriedigen. — — Durchschauen wir nun dagegen unsern Staat in allen seinen einzelnen Theilen; so erblicken wir in Allem, was zur Wohlfahrt der Bewohner gehört, ein so großes Uebergewicht über alle Uebrigen, daß wir wohl Alle keinen Anstand nehmen werden, uns das glücklichste Volk Europens zu nennen, um so mehr, da selbst unsere Feinde ihn

als

als das Muster der Staaten anerkennen müssen. Der engen Grenzen, der mäßigen Volkszahl, der geringen Einkünfte ungeachtet, hat sich doch unser Staat in eine Verfassung gesetzt, die ihn das Gleichgewicht mit den reichsten und mächtigsten Staaten halten läßt und ihn sogar zum Schiedsrichter unter ihnen erhebt. In allen Gegenden unsres Reiches finden wir die Felder bebauet, die Wiesen mit Heerden bedeckt, die Gärten mit Obstbäumen bepflanzt, die Flüsse mit Fahrzeugen übersäet, die Hafen mit Schiffen angefüllt, die Städte und Dörfer mit fröhlichen und arbeitsamen Menschen besetzt. Das Gewerbe aller Art blühet; unsere Manufakturen und Fabriken wetteifern mit dem Engländer und Franzosen; unser Handel breitet seine Aeste immer weiter aus. — Und dann unsere politische und bürgerliche Verfassung! — o welcher Staat auf der ganzen weiten Erde kann sich solcher Verfassung rühmen? — Ein Heer versuchter und geübter Krieger, vom Kriegsgotte selbst in seiner fürchterlichen Kunst unterrichtet, deren Tapfer-

keit

keit oft schon die Feinde zu Boden schlug, sichert dem Reiche den Frieden und dem Bürger den Besitz seiner Habseligkeit. Unsere Monarchen regierten nie despotisch, sondern immer den Regeln der Billigkeit und Gerechtigkeit gemäß, und unterwarfen sich selbst den Gesetzen. Nie bedienten sie sich in den neueroberten Provinzen der Rechte des Siegers; sondern ließen ihnen ihre Verfassung und ihre Privilegien, unterwarfen sie bloß einer allgemeinen Norm, und behandelten sie eben so gütig, als ihre gebohrnen Unterthanen. Alle Theile unsrer Administration sind in Ordnung und stehen in dem schönsten Ebenmaaße. Unser Finanzsystem ist der Gegenstand der Bewunderung aller Nationen, da es ihnen zum Beweise dient, daß Ordnung und weise Einrichtung auch mit geringen Mitteln große Dinge ausrichten, und nicht nur alle Ausgaben des Staats bestreiten, sondern auch einen reichen Schatz für außerordentliche Vorfälle sammlen können. Unsere Abgaben sind so geschickt vertheilt, daß die meisten derselben ganz unmerklich

lich und nach Maaßgabe des Vermögens gezahlt werden, oder gar von der Willkühr des Unterthanen abhängen. Unser Justizwesen zeichnet sich jetzt schon vor allen Ländern so vortheilhaft aus, daß, wenn dereinst das philosophische Gesetzbuch vollendet und sancirt seyn wird, uns auch hierin kein Volk der Erde gleich kommen wird. Den verschiedenen Departements stehen Minister vor, die ihre Einsichten eben so sehr als ihre Geburt über andere erheben. In allen Dicasterien arbeiten Männer von Kopf und Herz, die im Dienste des Vaterlandes grau geworden sind und ihre gesammleten Kenntnisse und Erfahrungen ihren jüngern Mitarbeitern wieder mittheilen. Wissenschaften und Künste werden bey uns gepflegt, und bey unsern Akademien und auf unsern hohen Schulen stehen Männer, die das ganze deutsche Vaterland für seine Lehrer und Erleuchter erkennt. Die Erziehung und der Unterricht des künftigen Bürgers ist ein wichtiger Gegenstand der öffentlichen Vorsorge. Denkfreyheit, und Preßfreyheit, und Publizität,

diese

dieſe wohlthätigen Ernährerinnen der Wiſſenſchaften, thronen unter uns und breiten ihr Licht von hier auch in andere Gegenden Germaniens aus. Die Theologie iſt gröſtentheils bey uns von dem myſtiſchen Wuſte des Syſtems gereinigt, und die lautere Sittenlehre des Chriſtenthums auf den Lehrſtühlen eingeführt. Die Aufklärung iſt in unſerm Schooße gebohren und hat den ganzen Staat blühend gemacht. Die Duldung aller über Religion verſchieden Denkenden hat es dahin gebracht, daß allgemeine Bruderliebe und allgemeine Menſchenliebe ſich der Herzen derer bemächtigt hat, die vordem ſich haßten und verabſcheueten, weil Jeder von ihnen Gott verehrte nach der Weiſe ſeiner Väter oder nach den Begriffen, die ſeine Vernunft ihm von Gottesverehrung darbot; und ſo ſind wir nun ein Volk der Brüder geworden, die hülfreich und liebreich einander die Hand reichen, ohne zu fragen, wes Glaubens biſt du?

Siehe, o glückliches Volk der Brennen, dies iſt dein Bild. Frohlocke in deinem Buſen

an dem heutigen Tage und immerdar, und erinnere dich lautdankend an Den, der dich zu dem Volke schuf, das du bist, erinnere dich dankbar an Friedrich, den Göttlichen. Verschreib ihm heut im hohen Gefühle deines Glücks von Neuem dein Herz, und laß die Thräne der Wehmuth sanft in die Thräne der Erkenntlichkeit fließen; denn solche Thränen entehren nicht das Auge des Mannes. — —

Weine aber auch die Zähre der Freude an dem heutigen Tage, der Friedrich Wilhelm, den Geliebten, den Glücklichen, dir gab; der, mit allen Regententugenden ausgeschmückt das Reich in diesem blühenden Zustande aus den Händen seines großen Oheims empfing und sichs seitdem angelegen seyn läßt, den Glanz desselben wo möglich noch zu erhöhen: der da, wo sein Auge noch Mängel in der Staatsverfassung zu erblicken glaubte, sogleich ihnen abzuhelfen strebte, weil sein höchster Wunsch der Wohlstand seiner Unterthanen ist. So gab er dem Handel mehrere Freyheit durch Abschaffung der Monopole,

pole, die den andern Bürgern die Nahrung entziehen um ihren Besitzern Schätze aufzuhäufen, so wie durch Aufhebung der Administration eines wichtigen Zweiges desselben, weil die Geschäfte des Kaufmanns sich nicht schicken für den Thron. So sorgte er mehr für die Bequemlichkeit seiner Krieger und machte ihr Schicksal ihnen erträglicher. So belohnte er die Gelehrten des Vaterlandes und munterte die Lehrer des Volks auf durch Ehre und Erhöhung ihrer Einkünfte. So gab er den Schulen im Lande Obervorsteher, um über sie zu wachen und sie zu vervollkommnen. So suchte er die Irreligion zu verscheuchen, der Aufklärung ihre Grenzen anzuweisen und die Zügellosigkeit im Schreiben zu verhindern durch Gesetze.

Alles dies that euer König, ihr Brennen, in der Absicht, euren Wohlstand zu erhöhen, damit ihr ein freyes, gesittetes und opulentes Volk bleiben mögtet. O fühlet es recht lebhaft an dem heutigen Tage, der es verdient ein festlicher Tag zu seyn, fühlet es, und freuet euch dankend,

daß

daß Friedrich Wilhelm, der Erbe der Tugenden seiner Vorfahren, euch regiert mit Güte, mit Mäßigung und Wachsamkeit. Sehet, wie er, um für eure Sicherheit zu sorgen, dem schnellen Blitze gleich hineilt in die fernsten Provinzen seines Reichs, und kein Ungemach achtend sein Heer übt, um jeden Augenblick bereit zu seyn, für seine Ehre und für euer Wohl zu fechten. Preiset euch glücklich und danket es seinen weisen Maaßregeln, daß ihr jetzt ruhig im Schooße des Friedens euer Brod esset, während im Norden und Süden Europens die Waffen klirren und das Geschütz donnert. Danket es seiner sanften Regierung, daß innere Ruhe und Einigkeit unter euch wohnen, während in so vielen Gegenden unseres Erdtheils der Geist des Aufruhrs herrscht, der das Blut der Bürger vergießt, und das Eigenthum unsicher macht. Danket es seiner ächten Staatsklugheit, daß er mit mächtigen Völkern Bündnisse schloß, die die Sicherheit des Reiches daurend machen und die Ruhe Europens wieder herstellen werden.

Ja,

Ja, danket Ihm und rufet: es lebe Friedrich Wilhelm, der Vielgeliebte, der Gerechte, der Vater seines Volks! — Eure innigsten Gebete und Wünsche müssen heut zum Himmel emporsteigen, daß die Vorsicht Ihn noch lange erhalte und segnend über Ihn wache, damit noch unsere Kinder und Enkel dereinst durch seinen sanften Scepter beglückt werden, und an dem heutigen Tage ausrufen wie wir: Lange lebe Friedrich Wilhelm! der Gütige!! —

Lassen Sie uns aber auch heut im Namen aller ächten Preußen das Gelübde von Neuem ablegen, mitzuwirken zum Wohle des Ganzen, so viel und womit ein Jeder nur kann, damit unser Staat, von Friedrich geschaffen, von Friedrich Wilhelm erhalten, das Muster der Staaten bleibe für die Ewigkeit, und ferne Nationen dereinst zu uns, wie vordem nach Creta, Egypten und Griechenland, ihre Bürger senden, um Gesetze und gute Einrichtungen und Weisheit von uns zu hohlen!

V.

Was sind Tropen?

Man sagt gemeiniglich *): Tropen sind Ausdrücke, die von ihrer ursprünglichen auf andre Bedeutungen abgeleitet worden sind. Ich frage aber hier nicht nach der Nominaldefinition von Tropen; diese weis ich so gut als irgend jemand: sondern nach der Realdefinition, d. h. nach den Merkmalen, wodurch man die uneigentlichen abgeleiteten erkennen, und von den eigentlichen ursprünglichen unterscheiden kann? denn so lange wir diese nicht ausfindig gemacht haben, hilft uns

*) Sulzers Theorie der schönen Wissenschaften: Tropen.

uns jene zu nichts. Die Vernachläßigung dieser Bestimmungsmerkmale hat einen berühmten Schriftsteller *) mit mehreren andern verleitet zu behaupten, daß der größte Theil einer jeden Sprache aus Tropen oder uneigentlichen Ausdrücken bestehe, und dieses zu beweisen, werden Ausdrücke, die heterogenen Dingen gemein sind, angeführt, als begreifen, fassen, u. d. gl. Diese Behauptung aber läßt die Poesie zu weit in dem Gebiete der Prose streifen, und dadurch diese zu sehr verdrängen, so daß wir in diesem Betracht nie mit Gewisheit ausmachen, was Poesie und was Prose sey. Ich werde mich bemühen diese von mir aufgeworfene Frage aufzulösen, Prose und Poesie in ihre Rechte einzusetzen und ihre Unterscheidungsmerkmale nach Prinzipien a priori festzusetzen, woraus zugleich erhellen wird, daß nicht der größte, sondern der kleinste, Theil der Sprache aus Tropen bestehen kann.

Um

*) Sulzer, am angeführten Orte.

Um dieſes zu bewerkſtelligen, muß ich einige Wahrheiten vorausſchicken: 1) Der Gebrauch eines uneigentlichen Ausdrucks muß nicht nur einen ſubjectiven, ſondern auch einen objectiven Grund haben. Ja ſogar jener ſetzt dieſen voraus, indem der objective der Grund der Möglichkeit einer Aſſociation überhaupt, der ſubjective hingegen der Grund der beſondern Beſtimmung der Reihe dieſer Aſſociation iſt. Dieſes wird mir jeder, wie ich hoffe, auch ohne Beweis zugeben. 2) Die Aehnlichkeit der Objecte kann dieſen Grund nicht abgeben; denn laßt uns ſetzen ein Object ab (a durch b beſtimmt) deſſen eigentlicher Ausdruck x iſt. Laßt uns wieder annehmen, ein anderes Object ai, das (wegen ſeiner Aehnlichkeit mit dem vorigen, in ſo fern a in beyden einerley iſt) durch eben dieſen Ausdruck, der in Anſehung ſeiner uneigentlich iſt, bezeichnet wird; ſo müſſen wir nothwendig annehmen, daß dieſer Ausdruck nicht das ganze Object ab oder ai, ſondern nur das beyden gemeinſchaftliche a (das Beſtimmbare,

welches

welches in einem jeden derſelben anders beſtimmt wird) bedeuten muß; denn ſonſt wäre ſein Gebrauch von ai ohne Grund. Er iſt alſo in Anſehung ai ſowohl als in Anſehung ab eigentlich, weil er in beyden eben daſſelbe a bedeutet. Wir müſſen alſo (wenn anders ein uneigentlicher Ausdruck möglich ſeyn ſoll) einen andern Grund ſeines Gebrauchs aufſuchen. Nun aber giebt es auch außer der objectiven Beziehung der Dinge auf einander (durch Einerleyheit, Entgegenſetzung, u. d. gl.) auch ſubjective Beziehungen, ich meine nicht zufällige, die bey beſonderen denkenden Individuis einen beſonderen Grund haben, ſondern weſentliche, der ganzen Art eigne Beziehungen, d. h. durch Formen unſers Erkenntnißvermögens, die ſich auf Objecte überhaupt beziehen z. B. Subſtanz und Accidenz, Urſache und Würkung u. d. gl. Hierin müſſen wir alſo den Grund dieſer Ableitungen ſuchen, und da dieſe Beziehungen nichts anders, als die aus der Logik beſtimmten Formen der Erkenntniß in Beziehung auf Gegenſtände überhaupt

ſind,

ſind; ſo können wir auch die daraus entſpringenden Tropen nach denſelben principiis a priori beſtimmen, und die Grenzen zwiſchen Proſe und Poeſie aufs genaueſte angeben.

Ich will mich hierüber näher erklären:

In jeder Sprache finden ſich tranſcendentale Ausdrücke, oder ſolche, die materiellen und immateriellen Dinge gemein ſind, als z. B. Bewegung des Körpers und des Gemüths, faſſen einen Körper und faſſen einen Gedanken u. d. gl. Ferner weiß man aus der Geſchichte der menſchlichen Entwickelung, daß die ſinnlichen Vorſtellungen und Begriffe (in Anſehung unſres Bewuſtſeyns) der Zeit nach eher als die intellektuellen ſind. Man ſchleß daher, daß dieſe tranſcendentalen Ausdrücke urſprünglich und eigentlich zur Bezeichnung der ſinnlichen Gegenſtände beſtimmt ſind, hernach aber von da zur Bezeichnung der überſinnlichen abgeleitet worden ſind; woraus die von mir angeführte Meinung in Anſehung der Tropen entſtanden iſt. Ich hingegen behaupte, daß, geſetzt auch daß es in Anſehung

der

der Geſchichte unſerer Erkenntniß und ihrer Bezeichnung (der Sprache) damit ſeine Richtigkeit hätte, (welches ich doch nie zugeben werde, indem die Erkenntniß des beſondern Materiellen die Erkenntniß des allgemeinen Formellen, worunter es ſubſummirt, und wodurch ſeine Erkenntniß bewürkt wird, vorausſetzt) ſo folgt doch hieraus nicht, daß dieſe tranſcendentalen Ausdrücke nicht in Anſehung der immateriellen Dinge als in Anſehung der materiellen eigentlich ſeyn ſollten, oder genauer, daß ſie nicht in Anſehung des tranſcendentalen den heterogenen Dingen gemeinſchaftlichen Begriffe eigentlich ſeyn ſollten, ſo wenig als man ſagen kann, daß wenn z. B. Adam im Paradieſe erſtlich eine rothe Kirſche geſehen und ſie roth genannt hat, und dann einen rothen Apfel und dieſen auch roth genannt, daß deswegen Adam erſtlich eines proſaiſchen, dann aber eines poetiſchen Ausdrucks ſich bedienet hat, und daß der Ausdruck roth, in Anſehung der Kirſche eigentlich, in Anſehung des Apfels aber uneigentlich und tropiſch iſt;

weil

weil in der That der Ausdruck roth so wenig die Kirsche als den Apfel, sondern das ihnen Gemeinschaftliche bedeutet. Hier ist eben der Fall. Bewegung bedeutet: Wechsel der Bestimmungen in der Zeit, nur mit dem Unterschiede, daß bey Bewegung eines Körpers diese Bestimmung selbst sowohl als ihr Wechsel äußere Verhältnisse im Raume sind; dagegen sie bey Gemüthsbewegungen innere Verhältnisse (der Einerleyheit oder Verschiedenheit) sind. Abbrechen z. B. (eine Blume oder die Rede) heißt im transcendentalen Etwas, was durch irgend eine Einheit überhaupt mit etwas Anderm verknüpft ist, davon zu trennen. Hingegen ist in Abbrechen einer Blume diese Einheit auf eine besondre Art dadurch bestimmt, daß sie die Einheit der Würklichkeit (zugleich seyn in Zeit und Raum) ist; beym Abbrechen der Rede aber ist sie die Einheit der Möglichkeit, oder des Begriffs. Bewegung (des Körpers oder des Gemüths) ist in transcendentaler Bedeutung Veränderung, d. h. Wechsel der Modificationen in einem und

eben-

demselben Subject. Die körperliche Bewegung erhält noch eine besondere Bestimmung, daß es nemlich äußere Modificationen (Beziehung des Körpers auf verschiedenem Raume) sind. Bewegung des Gemüths hingegen wird durch innere Modificationen bestimmt. Fließen bedeutet eine stetige Folge der Theile eines Ganzen auf einander, mit dem Unterschiede, daß bey einem flüssigen Körper diese stetige Folge sowohl dem Raume als der Zeit nach, hingegen bey einer fließenden Rede nur der Zeit nach, gedacht werden kann. Flüchtig ist derjenige, dessen Theile (durch irgend eine Ursache) leicht getrennt werden können, so daß man sie nicht mehr erkennen kann. Beym Queckſilber z. B. geschiehet dies durchs Feuer. Ein Gedanke ist flüchtig dadurch, daß man keinen Zusammenhang unter seinen Theilen bemerkt. Außer bedeutet verschieden; bey sinnlichen Objecten ist diese Verschiedenheit durch Bestimmungen des Raumes, bey Begriffen hingegen durch innere Bestimmungen, auf eine besondre Art bestimmt.

Ich

Ich will noch aus mehreren Beyſpielen dies einzige aus der hebräiſchen Sprache anführen. Das Verbum אכל verzehren, bedeutet ſowohl eſſen, als verbrennen; der tranſcendentale Begriff iſt in beyden eben derſelbe; nemlich: Erhaltung des Daſeyns des einen Dinges durch die Zernichtung eines andern Dinges. Dieſer Ausdruck iſt daher urſprünglich und eigentlich ſowohl vom Verbrennen des Feuers, als vom Verzehren der Thiere. Denn die Flamme wird durch Zernichtung der brennbaren Materie, ſo wie die Thiere durch Zernichtung der Nahrungsmittel erhalten; der Ausdruck alſo: das Feuer verzehrt das Holz, iſt in dieſer Sprache keinesweges figürlich.

Die Erfindung der Sprache verräth außerordentlich viel Witz und Scharfſinn zugleich; denn die tranſcendentalen Ausdrücke bedeuten tranſcendentale Begriffe. Dieſe werden aber durch Vergleichung der Dinge und der Einſicht in ihrer Einerleyheit hervorgebracht, welches ein Geſchäft des Witzes iſt; ferner ſetzt es zugleich

einen

einen hohen Grad der Abſtraction voraus, ohne den man dieſes Einerley an ſich nicht denken kann. Es iſt aber zu bemerken, daß hier die Würkungen des Witzes ſich viel weiter als die Würkungen des Verſtandes erſtrecken. Daher findet man in jeder Sprache Ausdrücke für tranſcendentale Begriffe (ſolche, die in verſchiedenen Arten der Dinge einerley ſind). Es fehlen aber mehrentheils Ausdrücke für concrete Begriffe (die vorigen auf beſondre Arten beſtimmte); man hat z. B. einen Ausdruck für Bewegung überhaupt, nicht aber für Bewegung des Körpers oder des Gemüths, und ſo iſt es auch mit allen vorher angeführten Beyſpielen. Dieſes beweiſt aber keinesweges die Lockiſche Behauptung, daß nemlich Verſtand und Witz in ihren Würkungen ſich einander entgegengeſetzt ſind; ſondern die Urſache liegt hier bloß darin, daß nemlich jede zu erlangende eine ſchon erlangte Kenntniß vorausſetzt; dasjenige alſo, was in verſchiedenen Dingen einerley iſt, wird eher als dasjenige, wodurch ſie von einander verſchieden ſind (in ſo

fern hier keine Vergleichung ſtatt findet) erkannt. Iſt aber dasjenige, wodurch die Dinge verſchieden ſind (die beſondern Beſtimmungen eines jeden) wiederum Etwas, das in jedem derſelben mit einem dritten einerley iſt; ſo wird es dadurch gleichfalls erkannt. Man ſiehet alſo hieraus, daß der Verſtand mit dem Witze in gleichem Schritte gehen, und daß ſie in der That ohne einander nicht gedacht werden können. Ich will dieſes durch ein Beyſpiel erläutern. Der zum Erſtenmale ein Viereck bemerkt hat, d. h. eine Figur von vier Seiten, nannte dieſelbe Viereck. Er bemerkte hernach abermal ein Viereck, das aber in Abſicht ſeiner Winkel von dem vorigen verſchieden iſt (z. B. daß es ein recht- das andre hingegen ein ſchiefwinklichtes iſt); er nennt alſo dieſes, in ſo fern es mit dem vorigen einerley iſt, auch Viereck. Er kann es aber noch nicht in Abſicht der Winkel beſtimmen, weil er noch keinen Begriff von einem rechten oder ſchiefen Winkel hat; er muß daher den Begriff der beſondern Beſtimmung auch außer dem dadurch

beſtimm-

bestimmten Dinge antreffen, alsdann kann er diese Bestimmung als eine Bestimmung (durchs Vergleichen mit ihrem Begriffe) erkennen, und dadurch vom bestimmten Dinge selbst einen deutlichen Begriff erlangen. Hieraus erhellet zugleich, daß die Namen der abstrakten eher als die der konkreten Dinge haben müssen erfunden werden, weil nemlich jene nur eine einzige Vergleichung, diese hingegen mehrere Vergleichungen voraus setzen. Nun bin ich auch im Stande, den Ursprung der Synonime, und was aus ihrer größern oder geringern Anzahl in einer gegebenen Sprache in Absicht auf dieselbe zu schließen sey. Der Gang der Sprache ist, wie folgt: 1) werden die transcendentalen Begriffe bemerkt, und durch transcendentale Ausdrücke benennet; 2) werden auch die besondern Bestimmungen derselben bemerkt; diese (weil sie mehr Kenntniß erfordern) werden aber nur von dem geringern Theil der ersten Spracherfinder bemerkt, und daher von denselben mit Ausdrücken, die von dem vorigen verschieden sind, bezeichnet;

der

der andre Theil hingegen behält noch immer die transcendentalen Ausdrücke auch für die besondern Begriffe; er braucht aber zugleich auch diese neuerfundenen Namen; sie sind also in Ansehung seiner Synonime. Dieser Theil der Sprachersinder nähert sich immer (durch Erlangung mehrerer Kenntnisse) dem vorigen, wodurch er also den Gebrauch der Worte näher bestimmen lernt; diese Synonime musten daher nach und nach es zu seyn aufhören. Da aber der andre Theil gleichfalls immer vorwärts gehet, und neue Unterschiede der Dinge, die wiederum neue Ausdrücke erfordern, ausfindig macht; so bleiben beyde Theile beynahe immer in gleichem Abstande von einander.

Die transcendentalen Ausdrücke, die wegen der Aehnlichkeit der Objecte es sind, müssen also von der Anzahl der Tropen ausgeschlossen werden. Die eigentlichen Tropen sind transcendentale, der Form nach heterogenen Dingen gemeinschaftliche, Ausdrücke; sie werden von dem einen Gliede eines Verhältnisses (das sie ursprüng-

ſprünglich und eigentlich bedeuten) auf ſein Correlatum abgeleitet; denn Dinge die gar keine objective ſowohl als ſubjective Beziehung auf einander haben, können auch keinen gemeinſchaftlichen Ausdruck haben (denn dieſe hätte alsdann keinen Grund.) Aehnliche Dinge, d. h. die eine objective Beziehung der Einerleyheit auf einander haben, können zwar aus dieſem Grunde einen gemeinſchaftlichen Ausdruck haben; dieſer iſt aber keinem von beyden, ſondern dem, was in beyden einerley iſt, eigen; hingegen hat die Verwechslung der Correlata einer relativen Form 1) einen ſubjectiven Grund (die ſubjective Vereinigung beyder durch dieſe Form, wodurch ſie einander ſubſtituirt werden können); 2) ſo bedeutet dieſer Ausdruck nicht etwas beyden Gemeinſchaftliches, weil ſie als Correlata ſich zwar auf einander beziehen, aber zugleich einander ausſchließen müſſen; ſie ſind daher wahre Tropen, und da die Anzahl dieſer relativen Formen beſtimmt werden kann; ſo kann auch die Anzahl der verſchiedenen Arten Tropen dadurch

beſtimmt

bestimmt werden. Ich will einige Beyspiele dieser Art Tropen anführen, wodurch ihr Unterschied von den vorigen, fälschlich so genannten, leicht in die Augen fallen wird.

Abend in der teutschen Sprache, ist ein transcendentaler, heterogenen Dingen gemeinschaftlicher, Ausdruck; denn er bedeutet sowohl die Zeit als die Gegend, worin sich die Sonne vor ihrem Untergang befindet; aber keinesweges etwas beyden Gemeinschaftliches, (denn diese beziehen sich zwar auf einander und geben wechselsweise Merkmale von einander ab, aber eben darum schließen sie einander aus,) wir müssen also nothwendig annehmen, daß dieser Ausdruck ursprünglich und eigentlich einem derselben zukömmt, von da es aber auf den andern abgeleitet worden ist. Ja wir können sogar ausmachen, welchen von beyden er eigentlich und welchen er bloß tropisch bedeutet; denn weil die Zeit vor dem Untergang der Sonne (Aufhören ihres Leuchtens über unserm Horizont) auch an sich ohne Beziehung auf die Gegend begriffen wer-

den

den kann, nicht aber umgekehrt; so ist es natürlich, daß dieser Ausdruck ursprünglich der Zeit beygelegt worden ist, von da aber auf die Gegend (wegen ihrer subjectiven Synthesis) abgeleitet worden, folglich in Ansehung dieser ein Tropus ist; so wird auch die Proposition vor, von der Zeit eigentlich, vom Raume aber uneigentlich gebraucht, weil diese Zeitbestimmung auch an sich, die Ortsbestimmung aber (z. B. vor mir vor der Stadt u. d. gl.) nur in Beziehung auf jene begriffen werden kann. So ist auch der Ausdruck: die ganze Stadt ist bestürzt. Hier wird das Wort Stadt von seiner eigentlichen Bedeutung auf etwas, das damit in Beziehung, nicht aber das demselben ähnlich ist, (die Einwohner) angewandt; daß aber dieser Ausdruck von den Einwohnern uneigentlich ist, erhellet daraus, weil für diese schon ein anderer eigentlicher Ausdruck in der Sprache anzutreffen ist.

Das Resultat dieser Betrachtung ist also dieses. 1) Poesie und Prose (ohne Rücksicht auf das Mechanische der Sprache) werden in Anse-

hung ihrer Ausdrücke als Zeichen und Beziehung auf die dadurch bezeichneten Dinge dadurch erkannt, und von einander unterschieden, daß nemlich die Ausdrücke der erstern eigentliche, der letztern hingegen uneigentliche oder abgeleitete Ausdrücke sind. 2) Die Dinge, deren Ausdrücke von einander abgeleitet werden, dürfen nicht außer aller Beziehung auf einander seyn, weil sonst diese Ableitung keinen Grund haben würde. 3) Diese Beziehung kann nicht die Einerleyheit seyn, weil sonst die Bedeutung zwar transcendental, aber nicht abgeleitet seyn würde. 4) Die Beziehung dieser Dinge auf einander muß also eine subjective Beziehung seyn, und da die verschiedenen Arten subjectiver Beziehungen der Dinge auf einander aus der Logik bestimmt und vollzählig gemacht werden können; so können auch alle möglichen Arten von Tropen, nach diesem Prinzip a priori bestimmt angegeben, und in ein System gebracht werden. 5) Daß die Prose sehr wenige tropische Ausdrücke hat, weil, wie gezeigt worden, die transcendentalen

Aus,

Ausdrücke, weit entfernt tropisch, d. h. poetisch zu seyn, vielmehr die aller abstraktesten Ausdrücke sind. Die andern Tropen, als die Personification, Apostrophe, Hyperbel, u. s. w. betreffen nicht einzelne Ausdrücke, sondern vielmehr ganze Redensarten und Wendungen, die einem gewissen Gemüthszustande eigen sind, folglich hier nicht in Betrachtung kommen; es bleiben also nur die Verwechselung der Correlata übrig, die in jeder Sprache von geringer Anzahl seyn müssen. Ich glaube durch diese Betrachtung auf eine genugthuende Art die Ehre der Prose gerettet zu haben, und mit — ausrufen zu können:

Par ma fois, il-y-a plus de quarante ans que je dis de la prose sans que j'en susse rien. *)

*) Le Bourgeois gentil-homme. Acte II. Scene IV.

VI.

An meinen Freund von Brinkmann in Halle.

Noch denk' ich Freund, der süßen Stunden oft,
In denen sich ein sympathetisch Band
Zuerst um unser beyder Herzen schlang;
Noch denk' ich ihrer, ach! und hänge dann
Mit stiller Sehnsucht lang an jedem Bild,
Das mir in Stunden süßer Schwärmerey
Die Fantasey aus jenen Zeiten malt.
Noch immer, Lieber, bin ich dann um dich,
Noch immer schleußt vertraulich Hand in Hand
Ein Sofa dann die beyden Freunde ein,
Und alles, was des Herzens Falten noch
Der Tauben Menge vorenthielten, geußt
Sich wechselseitig hier ins ofne Herz.

Wer bringt, o Freund, die Monden uns zurück,
Da übers Wohl der Menschheit, und ihr Weh
Zuerst das Aug' uns aufging, und das Herz?
Durchbebte nicht ein sanfter Schauer uns
Da, als zuerst der Wahrheit Lichtgestalt
Des Jünglings blödem Auge sichtbar ward?
So hatten wir die Göttin nie gesehn!
Denn in die Zelle, wo ein bleicher Mönch
Am Schein der trüben Lampe saß,
Beschwor kein Sterblicher die Göttin noch herab!
Was ihm erschien war eine Truggestalt,
Belastet mit den Ketten des Systems
Und des verjährten Seklums Meinungen,
Nicht so die Göttin, die an deiner Hand,
Mein Lehrer und mein Freund, mein Eberhard!
Den Jünglingen erschien. Ein Sonnenadler:
Die Freyheit, schwebt' ihr sichtbar um das Haupt,
Und aus der Rechten warf der Fackelglanz
Der Alles prüfenden Vernunft, um sie
Ein furchtbar schrecklich Licht auf jeden Tand,
Den falsches Zwielicht nur zum Götzen schuf.

Die Stunden, Freund, in denen wir vereint
Der Göttlichen durchs trübe Leben folgten,

Die

Die Stunden ach! die bringt vielleicht kein Wunſch,
Und keine Thräne mehr zurück. Allein
Die Himmliſche dort mit dem Flammenlicht,
Die ſcheidet nun und nimmerher von uns;
Sie wallet mit, wohin wir wallen, ruht
Da wo wir ruhn mit uns; ſie liebt wie wir
Die Hütt' in ſüßer Heymat, oder ſchifft
Den fremden Ozean mit uns hindurch.
Und wo ſie iſt, iſt Gottes Friede auch,
Iſt Gleichmut, Kraft und hohe Seelenruh!
Zu theuer nicht durch manchen Augenblick
Geheimen Grams erkauft, in welchem einſt
Der Argliſt Schlangenbiß den Wandrer trift,
Der nicht des Pöbels breite Straße lief.

Breßlau.

G. Graf v. Haugwitz.

VII. Von

VII.

Vom Handel.

Von den Agenten oder Konsuls; welches in Bezug auf den Handel der Zweck ihrer Beschäftigung seyn muß.

Das untrüglichste Geheimniß, unsre Produkte und Fabrikate in Umlauf zu bringen, ist, daß wir den Ausländern einen Geschmack beybringen, um sie zu kaufen, und daß wir es bey ihnen dahin bringen, daß sie beym Einkauf unsrer Waaren einen wesentlichen Nutzen und Vortheil zu erlangen hoffen. Von der Sorgfalt der Agenten muß man in dieser Rücksicht die vortheilhaftesten Aussichten für den Handel und den gesuchten und gewünschten Absatz erwarten. Ihre erste Aufmerksamkeit muß demnach dahin gerich-

ket

tet seyn, daß sie den Tarif des Landes untersuchen; von allen Fabrikaten, deren Einfuhr erlaubt ist, ein Verzeichniß aufnehmen, und von diesen Fabrikaten sorgfältig eine Probecharte mit dabey gesetzten Preisen sammeln. Diese Aufsätze müssen an das Kommerz-Departement gesandt, und von hieraus den Kaufleuten und Fabrikanten mitgetheilt werden. Die Kaufleute müsten dagegen ihrer Seits ebenfalls Probecharten von solchen Fabrikaten machen, deren Einfuhr dem Fremden erlaubt ist, und am Rande ebenfalls die Preise bemerken. Diese Probecharten müsten den Agenten zugeschickt werden, damit sie selbige den Kaufleuten ihres Orts vorzeigen, und es ihnen zugleich deutlich machen könnten, daß es ihnen außerordentlich zuträglich und vortheilhaft seyn würde, wenn sie sich bey uns mit diesen Waaren versorgten, und daß unsre Kaufleute ihnen sehr ansehnliche Vortheile verschaffen könnten. Die Agenten müsten sie dahin zu bringen suchen, daß sie sich anheischig machten, wenigstens einen Versuch anzustellen,

damit

damit die Waaren nur erst den Eingang erhalten, den Leuten den Geschmack abgewinnen, und sie zum Kaufen reizen könnten.

Die Agenten, welche man in fremde Länder schickt, müssen daher Männer seyn, die Kenntnisse vom Handel haben. Da ein jeder Staat seine eigenen Gesetze und seine besondern auf den Handel sich beziehenden Absichten hat: so ist es unumgänglich nothwendig, diese zu kennen, und sorgfältig zu untersuchen, damit man nichts aufs Gerathewohl unternehme, und im Stande sey, alle Vortheile, alle Schwierigkeiten und alle Zwischenfälle, welche in diesem Theile des Handels sich ereignen können, zu vertheidigen, und aus einander zu setzen; von denen, durch plözliche, nicht vorherzusehende Vorfälle, erzeugten Veränderungen einen vernünftigen, kurzen und deutlichen Bericht abzustatten; von dem Wechsel des Geschmacks die gehörige Nachricht zu geben, und an das Kommerz-Departement von den neuesten, gangbarsten Zeugen Proben zu senden, um sie nachzuahmen,

men, nachzumachen, oder sie zu übertreffen; kurz, die gehörigen Mittel angeben zu können, um Konkurrenzen zu gewinnen und zu erhalten.

Ein Agent muß auch eine Lokalkenntniß von den angrenzenden Ländern haben, um unsern Produkten neue Konsumtionswege zu eröfnen, und den Handel bis dahin zu erweitern; kurz, er muß unsern Arbeiten, soviel nur möglich ist, Absatz zu verschaffen wissen. Wenn die Agenten sich diese Kenntnisse nicht verschaffen, und also auch dem Handel die angezeigten Richtungen und Wendungen zu geben nicht im Stande sind; so können sie auch nicht anders, als sehr verkehrt und fruchtlos würken. Es scheint sogar nothwendig zu seyn, daß sie sich mit unsern Zeugen kleiden, und Proben von unsern Fabrikaten bey sich haben; wobey es sich jedoch von selbst versteht, daß die Proben von solchen Sachen sind, deren Einfuhr in dem Lande, wo sie sind, nicht verboten ist. Vor allen Dingen aber müssen sie sich hüten, die gefährliche Inkonsequenz jenes Agenten nachzuahmen, welcher, statt unsern

sern Zeugen Absatz zu verschaffen, es vielmehr wagte, Kontrebande einzubringen. Dies war doch wohl ein Beweis, daß er von Bürgertreue und Patriotismus gleich wenig fühlte.

Ein gut unterrichteter und einsichtsvoller Agent kann durch seine Gesandtschaft dem Staate sehr nützlich werden, weil er in Absicht auf das Handlungsgeschäft sehr wichtige Aufschlüsse und Kenntnisse ertheilen kann. Die Politik muß die Stärke des Handels untersuchen und kennen, und nach dieser Kenntniß können und müssen die Agenten suchen, Handlungstraktate, die dem Staate zuträglich werden können, vorzuschlagen und einzuleiten.

Agenten, welche zur Erfüllung der Absichten des Staats bey ihren Aufträgen die erforderlichen Eigenschaften haben, werden dem Handel sehr wichtige Dienste leisten; ihre Talente werden alle unsre Quellen öfnen und ergiebig machen. Dieß muß der Zweck und das Ziel der Agenten bey ihrer Gesandtschaft seyn. Aber ihre Geschäfte sollten billig auch nur solchen Subjekten anver-

anvertrauet werden, welche mit reifen Einſichten in den Handel Treue, Unbeſcholtenheit und redliche Eyfer für das Beſte des Staats verbinden.

Von der Erziehung und Behandlung der Maulbeerbäume, von den Mitteln ſie wachſen zu machen, und ſie ſich in Ueberfluß zu verſchaffen.

Ein ſehr wichtiger Zweig, der den Handel und den Staat gleich ſehr intereſſirt, iſt die Anpflanzung der Maulbeerbäume. Die Vorſicht des Monarchen und ſeine ſtets wohlthätigen Abſichten für das Wohl und für die Erweiterung nothwendiger und nützlicher Dinge, haben durch das Edikt vom 3. Mai 1788 in Anſehung der Maulbeerbäume die Mittel dazu dargeboten.

Die Erziehung der Maulbeerbäume iſt das für die Seidenwürmer, was die Wieſen für das Vieh ſind; jemehr man auf beydes ſich lege, deſto

desto mehr gewinnt der Handel und der Staat dabey. Nur durch die Menge der Maulbeerbäumen kann man Millionen Seidenwürmer aufziehen und ernähren. Oder sollte man wohl hier befürchten, daß der zu groſse Ueberfluß an Kokons ihren Preis zu sehr herabsetzen werde? — Sollte man bey diesem Gewerbszweig wohl eine so nichtssagende, sinnlose Idee hegen, als man bey andern Gelegenheiten immer hatte, daß jeder Ueberfluß die Preise mindere? Wenn dies auch auf der einen Seite wahr seyn sollte; so müste man doch auf der andern Seite es nicht unbemerkt lassen, daß, so lange der Luxus seinen Gang geht, dieser doch auch immer die Preise einer Waare erhalten werde, die ihm so nöthig ist; oder wenn er ja die Preise sinken lässet, er doch den Verlust durch vermehrten Absatz ersetzt: denn je wohlfeiler vorzüglich diese Art der Bedürfnisse wird, desto häufiger und allgemeiner werden sie. Mithin ist hierbey nichts zu fürchten, wohl aber beträchtlicher Gewinn zu hoffen. Denn jemehr Seide wir gewinnen, desto weniger wer-

werden unsre Kaufleute vom Auslande hohlen; weil man das, was man sehr bequem und gut bey sich haben kann, nicht mit großen Kosten und Gefahren aus der Ferne hohlt. Denn die Organsin, welche die Kaufleute aus Italien gefärbt bekommen, hält äußerst selten Farbe, ist die meiste Zeit verschossen und ungleich, ist überdem nicht so brennend lebhaft, und hat lange nicht den Glanz, als unsre Seide: daher ist man gezwungen, um sie lebhafter zu machen, sie noch einmal bey unsern Färbern färben zu lassen. Diese doppelten Kosten vermehren nothwendig den Preis der Waaren, und daraus entspringen dreyerley nicht unbeträchtliche Uebel:

1) Die Kaufleute verlieren schon dadurch unausbleiblich, daß sie ihre Organsine aus Italien gefärbt hohlen müssen.

2) Wenn sie selbige zum zweyten Mahle müssen färben lassen; so werden sie nie so schön, so prächtig, so ünt, so lebhaft in der Farbe, welche man ihnen geben will, weil die Farben, welche sie schon empfangen haben, denen oft zuwider

wider laufen, welche man ihnen in einer zweyten Färbe geben will.

3) Verliert die Seide natürlicher Weise an ihrer Güte. Ich wünschte wohl, daß diese Bemerkungen die Kaufleute bewegen möchten, keine gefärbte Organsine kommen zu lassen. Sie müssen ja schon durch die Erfahrung überzeugt seyn, daß unsre Färber den Zeugen eben so schöne Farben zu geben wissen, als man sie in Italien und anderswo findet.

Sollten etwa die Anpflanzer der Maulbeerbäume befürchten, keine Gelegenheit zu haben, die Blätter zur Nahrung dieser Insekten verwenden zu können? Vorausgesetzt, daß dies in einigen Gegenden, wo man mit den Seidenwürmern noch nicht umzugehen weiß, einträfe; so wollen wir ihnen zu bedenken geben, daß, wenn ein solcher Fall eintrift, die Anpflanzung der Maulbeerbäume ihnen ihre Mühe hinlänglich und überflüssig belohnt, weil diese Holzart zu mancherley Arbeiten verkauft werden kann; vorzüglich können es die Drechsler und Graveurs

sehr

sehr gut brauchen. Es giebt so viel unbewohnte und unbebaute Winkel der Erde, wo man diese Produkte anbauen könnte, ohne vergebliche Mühe befürchten zu dürfen. Zum Ueberfluß will selbst die Regierung dafür sorgen, daß alle diese Besorgnisse aus dem Wege geräumt werden.

Zur Nahrung der Seidenwürmer taugt nur das Laub von weißen Maulbeerbäumen. Ein fettes und dem Ungestüm des Wetters nicht ausgesetztes Erdreich ist diesen am zuträglichsten. Zwar wachsen sie auch auf schlechtem Boden, aber niemals an Seen und Teichen.

de Wailly.

Berliniſches Journal für Aufklärung.

Herausgegeben von G. N. Fiſcher und A. Riem.

Fünften Bandes drittes Stück.

December 1789.

I.

An Seine Excellenz, den Herrn Grafen von Herzberg. 1786.

Ha! noch theilt es die ſchäumenden Wogen des Abgrunds,
Iſt des Oceans Stolz noch, an Segeln und an Maſten
Unverwundet, trotzet dem Aufruhr, der oft, von Schatten cimmeriſcher Nächte begünſtigt, des Meeres

Innerſtes aufregt, und Flammen und Fluthen, und alle
Elemente vermenget; daß, vor Entſetzen,
Auch dem Verſuchten das Herz bebt, und ſchwächere Seelen,
Sinneberaubt, des Chaos Rückkehr befahren.

Leite doch ferner, von Europens Piloten,
O, du der Weiſeſten einer, gebildet durch banger
Zeiten Erfahrung, Friedrichs des ſelten getäuſchten
Seelenerforſchers, und Friedrich Wilhelms, Vertrauter;
Leite den Lauf des bewunderten Kieles doch ferner,
Daß er den Trug verborgener Scheren vermeide,
Meide des Felſenufers gefährliche Brandung,
Ewig das Schrecken verwegner Piraten, in allen
Meeren geſicherter Inſeln frohes Erſtaunen!

Blume.

II.

Was iſt Wahrheit?

Erſte poetiſche Epiſtel *).

E* im September 1789.

Was iſt Wahrheit? wohnt ſie hier auf Erden?
Und will ſie, zu eigenſinnig, nur
Stets geſucht und nie gefunden werden?
Oder iſt im Himmel ihre Spur?
Freund! dies iſt der große Knoten,
Der der Auflöſung noch harrt;
Der von Weiſen, welche ſich erboten,
Ihn zu löſen, nie gelöſet ward.
Iſt's nicht traurig, traurig! für die arme
Hingetäuſchte Menſchheit, ſich im Schwarme

Ste-

*) Es wird gebeten, über den Inhalt dieſer 1ſten poetiſchen Epiſtel nicht eher zu urtheilen, bis man die 2te geleſen hat, die bald nachkommen ſoll.

Steter Irrungen zu drehn,
Und das Licht, das uns mit seinem Strahle
Durch die Nacht, im großen Bildersaale
Der Natur, so sicher und so schön
Leuchten konnte, nie zu sehn?
Gott, der diese Fähigkeit zu schmachten
Unsern Seelen hat verliehn,
Konnte der den Menschen so verachten,
Und den Becher ihm entziehn?
Gott? ein Gott! — ach irrend such' ich ihn;
Heft' an die vielleicht ihm nähern Sterne
Manches seufzende Warum;
Aber auch die Weltenvolle Ferne
Ist für meine Fragen stumm.

Nächtlich einsam wandl' ich durch die Fluren,
Mit dem Durst, der tief in meiner Seele brennt;
Seh' und fühl' in jedem Element
Weinend eines Gottes Spuren,
Den mein armes Herz nicht kennt;
Eines Gottes, der im lauten Sturme
Meere thürmt, in stiller Blume blüht,
In der Sonne strahlt, im Feuerwurme

Durch den Klee der Wieſe glüht;
Eines Gottes, der aus ſeiner Fülle
Alles giebt und nichts bedarf;
Der um die erhabne Stille
Seines Heiligthums, die Hülle
Dieſes Sternenmantels warf;
Eines Gottes, der von weiten
Aus den lichten Ewigkeiten
Seiner Sonnen, welche feſt
Nie aus ihren Bahnen gleiten,
Mir die Hofnung ſchimmern läßt:
Daß mein Geiſt, der ſie umfaſſen konnte,
Der hinaufflog und ſich in dem Licht
Ihrer Seligkeiten ſonnte,
Nicht vergehen könne, daß er nicht
Wie ein Flötenhauch verhallen werde,
Wenn der Sommerſtaub der Erde,
Der ihn drückend niederhält,
Abgeſchüttelt von dem Flügel
Seiner Freyheit, auf den Hügel
Dieſes Lebens niederfällt;
Wenn nicht mehr an ihrem Zügel
Grobe Sinnlichkeit ihn hält.

Süße Hofnung! deine Wange ſchimmert
Gern dem Armen, dem ein ſchwarzes Loos
Jede Ruh' und jeden Troſt verkümmert!
Alles was Tyrannen, klein und groß,
Niedertraten, was ſie ſchmählig
In die Knechtſchaft ſtießen, neigt ſich ſelig,
Selig hin auf deinen Schooß;
Wiſcht mit deinem ſanften Roſenſchleier
Sich die Trähnen ab, und ſchaut das Licht
Hinter Wolken, das die ſchöne Feier
Deiner Zukunft ihm verſpricht;
Süße Hofnung! o wie theuer
Warſt du meinem Herzen ſtets,
Liſpelteſt du in die Feier
Meines ſeligſten Gebets. —

Aber dieſe Hofnung ach! beſtürmen
Tauſend Zweifel; die Vernunft zu ſchwach,
Ihre liebſte Freundin zu beſchirmen,
Giebt dem überlegnen Feinde nach!
Und die Seele — doch was iſt die Seele,
Die Gefangne dieſer morſchen Höhle,
Die die freye Ausſicht ihr beſchränkt?

Weiſt

Weißt du, wie sie lebt und wie sie denkt?
Und wie war ihr Einzug in die Hütte
Wo sie wohnt? wie wird ihr Auszug seyn?
Wird sie einst sich noch der Freyheit freun?
Und der Siege die sie hier erstritte?
Ist sie Leben? Leben! Gottes Hauch!
Leben, vor viel tausend, tausend Wesen,
Fortzuleben auserlesen?
Oder ist die Stufenleiter auch
Jedem Wesen, das empfindet, erblich?
Jedem Wesen, das mit Jammern sinkt,
Wenn's den Kelch des Todes trinkt? —
Sey's doch! sey die Milbe doch unsterblich,
Wie dein hoher Mensch sich dünkt.

Nichtseyn, dich umzittert kaltes Grauen!
Wider dich empört sich jedes Haar!
Vor dir öfnet die Gefahr
Zu verzweifeln, ihre Tigerklauen!
Trat ich darum hin an den Altar
Der Natur, als Opfer drauf zu bluten?
Und verschlingst du, Nichtseyn, die Minuten
Eines Lebens, das der Staub gebar?

Oder

Oder wie, wer sagt mir's? Sprecht! ist's wahr,
Seyn und Nichtseyn; kann auf euren Grenzen,
Die Natur, vom Käfer bis zum Aar,
Nichts vertilgen? Kann sie nur ergänzen?
Nichtseyn war mein Zustand, eh ich war,
Und hat dieses ewige Gewölbe,
Eh' ich war, mich kleinen Punkt vermißt?
Ist der Schritt vom Nichtseyn nicht derselbe,
Der der Schritt zum Nichtseyn ist?
Kann ich, was ich war, nicht wieder werden?
Läuft nicht alles einen Zirkellauf?
Welcher Weise, welcher Mensch auf Erden
Löst mir diesen Knoten auf?
Dort entwindet sich im Staub die Made,
Fühlt — vielleicht — ein kurzes Glück
Im Durchwandern der bestimmten Grade,
Und dann kehrt sie in den Staub zurück.
Sahst du nie, mit einem nassen Blick,
Einen Mann, der, groß an Geistes Gaben,
Ueber kleine Geister hingeblickt;
Der, wenn ihm die Last der Jahre drückt,
Lächelnd und Gedankenlos mit Knaben
Von der Weide Gänseblumen pflückt?

O Natur, vor deinem Zepter bückt
Alles, alles! sich; den Stolz der Höhen
Opferst du auf deinem Blutaltar!
Jammer! Jammer! so versinken sehen,
Was so groß, so dauernswürdig war!
Alles muß sich in dem Zirkel drehen;
Blühen, wachsen, welken und vergehen
Ist das Loos, das jedem Wesen droht!
Jedes Leben lebt nur um zu sterben!
Schon der Kindheit frisches Wangenroth
Färbt sich, um — sich wieder zu entfärben;
In dem zarten Pulse klopft der Tod
Unerbittlich an die Thür des Lebens,
Wie ein Gläubiger, der nicht vergebens
Seinen Schuldner auszupfänden droht.

Armes Leben! dem das Leben mangelt,
Das umsonst an seiner Grenze drängt;
Immer nach Vollkommenheiten angelt
Immer Unvollkommenheiten fängt!
Armes Leben! das den Geist beflügelt
Hinzufliegen, wo die Wahrheit wohnt:
Aber, ach! der Eingang ist verriegelt

Zu dem Himmel, wo die Gottheit thront,
Die noch keinen Sterblichen begrüßte,
Der nach ihrem süßen Lächeln rang!
Warum nun dies Dürsten in der Wüste,
Wo kein Quell der Sättigung entsprang?
Warum träumen wir von einer Leiter,
Die sich bey dem Himmmelsquell verliert?
Warum greift der eitle Mensch, verführt
Durch das Herz, das er nicht machte, weiter,
Als das Ziel, das sich schon hier verliert?
Warum kann ich in der leidlichsten Verzierung
Jener Ruhe, friedlich zu vergehn,
Keine Ruhe, keine Kraft erspähn,
Dieser allzureizenden Verführung
Meines Herzens stark zu widerstehn?
Konnt' ein guter Gott das Ziel uns stecken?
Und es dicht umpflanzen mit den Schrecken
Einer Furcht, die unser Blut beeif't?
Oder sollten sie den trägen Geist
Zu der Hofnung einer Tugend wecken,
Welche weiter als der Staub hier reicht?
Diese Schrecken — sollten sie vielleicht
Ihren Kranz mit schwarzen Flügeln decken,

Den die Leidenſchaft ſo leicht,
Ob er gleich von Ferne ſchimmert
Uns ſo leicht, ſo leicht! verkümmert,
Eh' der letzte Seufzer ihn erreicht?
Denn was kann uns wohl bereden,
Leidenſchaften zu befehden,
Die den Götterkeim entweihn?
Führt die Tugend uns allein,
Ohne Hofnung, durch die Stürme
Dieſes Lebens in dem Schirme
Ihres Schildes? Nein! ach nein!
Frag die Menſchheit; frag die Schwächen
Unſers Weſens: ſie allein
Dürfen hier ein Urtheil ſprechen!
Alſo ewig muß ſie ſeyn
Dieſe Kraft, die immer ringet,
Dieſe Kraft, die nur der Hauch
Ew'ger Hofnungen beſchwinget?
Iſt ſie's, Freund! ſo war ſie's auch;
War ſie's — unbewegt und unbewegend
Nimmt mich hier die tiefſte Stille auf!
Gott! mein Gott in welche Gegend
Schwindelt mein Gedank' hinauf!

Sieh!

Sieh! da steh' ich, Lieber, nun und wanke,
Wie ein Wandrer auf beschneiter Bahn!
Ohne Kompas rudert mein Gedanke
Auf dem ungeheuern Ozean,
Und kein Pharus wirft auf so viel Syrten
So viel Klippen ein willkommnes Licht;
Ach kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Wahrheit ihre Kränze flicht.
Tugend, Tugend! ist's dir anzuhangen,
Ist's der Mühe werth, zu deinen Höhn
Durch bedornte Pfad' hinaufzugehn?
Werden Lilien sich noch statt der Schlangen
In dein sanft bewegtes Haar sich drehn?
Werd' ich noch auf deinen schönen Wangen
Einst die Ruhe lächeln, aufgegangen,
Aufgeblühet, einen Himmel sehn?
Werd' ich noch in lieblich stillen Gründen,
Wahrheit Dich, Dich, meine Göttin! finden?
Werd' ich trinken noch dein süßes Licht?
Wahrheit du, du weist's, ich weis es nicht!

D. G.

III.

Zwey Sinngedichte nach dem Martial.

1.

Domitian an Martial.

Martial 1. B. 6. Epigr.

Seeschlacht geb' ich dir, du giebst mir kleine Gedichte.
Willst du mit deinem Buch dich ersäufen, Poet?

2.

An Maximus über Stella's Taube.

Martial 1. B. 8. Epigr.

Stella's liebliche Taube, sag' ich rund 'raus,
Sag' ich, Maximus, hört' es auch Verona,
Hat den Sperling Katullens übersungen.
So viel größer die Taub' ist, als der Sperling,
So viel größer ist Stella, als Katullus!

R. Schmidt.

IV.

Briefe über Carlsruhe.

(Fortsetzung. S. März 1789. S. 257.)

Vierter Brief.

Aus meinen vorigen Briefen kennst Du, mein lieber Freund, nun das Aeußere von Carlsruhe. Heut sollst Du auch mit dem Innern etwas näher bekannt werden. Billig fange ich mit der Zahl der Häuser und Einwohner an. Fabri in der ersten Ausgabe seiner Elementargeographie von 1782 giebt erstere auf 300, Gercken aber in seinen schon angeführten Reisen auf ungefehr 400 an, und meint, so volkreich als Durlach habe er Carlsruhe nicht gefunden. Beyder Angaben sind offenbar zu geringe gegen die

die Anzahl der Einwohner. Wollte man auch zehn Menschen auf ein Haus annehmen; so bekämen wir nach Fabri 3000, nach Gercken aber 4000 Einwohner; eine Angabe, die gar keine Rücksicht verdient. Die Anzahl der Einwohner ward mir von einem Manne, der es wissen konnte, zu 9000 angegeben, eine Summe, die mir bey der großen Fruchtbarkeit der Ehen — denn Familien von sechs, sieben und acht Kindern sind hier nichts Seltnes — und der nicht unbeträchtlichen Anzahl der sich dort immer noch niederlassenden Ausländer nicht zu hoch scheint. So würden denn nach Fabri 30, nach Gercken aber 22 Personen auf ein Haus kommen; eine Zahl, die sich bey der großen Menge der kleinen Häuser nicht denken läßt. Ich habe daher einen andern Ueberschlag wegen der Häuserzahl gemacht, der, wie mich dünkt, der Wahrheit ziemlich nahe kömmt. Ich rechne für eine jede der neun Hauptstraßen, mit Inbegrif des großen und kleinen Cirkels, 50 Häuser. Dies giebt mir eine Summe von 450. Für die lange

oder Durlacher Straße nehme ich 100 an, und für Klein-Carlsruhe ebenfalls 100. So bekomme ich die Zahl von 650. Auf diese nun die 9000 Einwohner vertheilt, giebt 13 Personen auf ein Haus. Ich glaube mich bey dieser Berechnung wenig zu irren; sondern bin vielmehr der Meinung, daß man vielleicht volle 700 Häuser annehmen könne, da in den neuesten Zeiten vom Markgrafen sowohl als von Privatleuten viele Gebäude aufgeführt worden sind und noch immer neue errichtet werden müssen, weil die Bevölkerung von Jahre zu Jahre zunimmt.

Einen beträchtlichen Theil der Einwohner machen die in fürstlichen Diensten stehenden Personen aus, wohin ich auch das Militair rechne. Die Uebrigen sind Kaufleute, Handwerker, Taglöhner und Juden. Sie sind im Ganzen genommen sämmtlich ein sehr braver Schlag von Menschen, die hauptsächlich viel Liebe für ihren vortreflichen Regenten und große Anhänglichkeit an das fürstliche Haus überhaupt zeigen. Da ein großer Theil derselben ursprüng-

lich

lich, und zum Theil auch noch jetzt, aus Fremden, die aus sehr verschiedenen Ländern hieher kamen, besteht; so läßt sich von ihrem Charakter im Allgemeinen nicht viel Bestimmtes sagen. So viel glaube ich indessen bemerkt zu haben, daß gröstentheils wahre Herzensgüte die Grundlage davon ist. Sie sind sehr gefällig, mittheilend und zuvorkommend. Es hält für einen Fremden, selbst wenn er auch nicht gerade wichtige Empfehlungsschreiben mitbringt, gar nicht schwer, Bekanntschaften zu machen; und hat er nur erst eine gemacht; so wird er bald in die besten Häuser eingeführt und mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft. Man findet viele unter ihnen, die wohlthätig, freygebig und völlig uneigennützig sind. Fast allgemein bezeigen sie nach dem Beyspiele des Hofes viel Eifer und Ehrfurcht für die Religion, ohne jedoch bigott zu seyn. Man sieht daher die Kirchen fast immer voll, den Kriegsmann neben dem Geschäftsmann, den Gelehrten neben dem Ungelehrten, den Hohen neben dem Niedrigen, den Aufge-

klärten und Denkenden neben dem Unaufgeklärten und Nichtdenkenden. Man lebt unter einander auf einem sehr gesellschaftlichen und zwanglosen Fuße. Der Adel ist ziemlich zahlreich. Doch finden sich keine bloß von ihren eignen Einkünften lebenden Familien darunter; sondern er steht sämmtlich in Militair- oder Civildiensten des Markgrafen. Zu meiner Zeit war er gewissermaßen noch ganz vom bürgerlichen Stande abgesondert, wiewohl man ihm überhaupt genommen gewiß nicht jenen lächerlichen Ahnenstolz vorwerfen kann, worin so viele ihr einziges Verdienst finden. Es sind im Gegentheile viele vortrefliche, geschickte, edeldenkende und gefällige Männer darunter anzutreffen, die ihrem Stande wahre Ehre machen.

Eine Bemerkung, die ich hier machte, verursachte mir viel Vergnügen. Es herrscht hier nemlich noch, so wie im südlichen Deutschlande überhaupt mehr als bey uns — obwohl man um so viel näher an Frankreich ist — viel Liebe zum Deutschen, wenn man gleich fremde

Sprachen und Moden nicht darüber vernachlässigt. Die erwachsene Tochter eines bürgerlichen Geheimenraths, der hier schon etwas zu bedeuten hat, wird Jungfer, nicht Mamsell, titulirt, und der unerwachsene Sohn eines adlichen Präsidenten heißt so gut ein Bube, (d. i. Knabe, Junge) als der Sohn des geringsten Bürgers. Man spricht daher auch in allen Gesellschaften Deutsch; Französisch nur im Nothfalle. Meine Bemerkungen über den Unterschied zwischen der hiesigen Sprache und der hochdeutschen werde ich Dir in einem der künftigen Briefe mittheilen.

Wenn gleich die hiesigen Einwohner nichts weniger als melancholische Kopfhänger sind; so könnte ich doch nicht sagen, daß sie einen besondern Hang zu sinnlichen und rauschenden Vergnügungen verriethen. Sie sind in Gesellschaften zwar munter, heiter und aufgeweckt; gewiß aber nie ausgelassen fröhlich. Der unausstehliche Zwang und die Steifigkeit, die wir so häufig in unsern Gesellschaften herrschend finden,

ist aus den ihrigen verbannt. Man sieht zwar zuweilen auch die zeittödtenden Kartenspiele; doch wird nur selten hoch, sondern lediglich zum Zeitvertreibe, gespielt. Dagegen erinnere ich mich noch mit Vergnügen derjenigen Abende, wo ich mich in meine frühe Jugendzeit zurück versetzte, und in Verbindung mit erwachsenen Frauenzimmern und Hausmüttern, ja selbst in wichtigen Aemtern stehenden Männern, Blindekuh und andere jugendliche Spiele spielte. Nur selten kommen den ganzen Winter hindurch über zwey Bälle oder Picknicks zu Stande, ja oft nicht Einer; und selbst auch das mittelmäßig große Schauspielhaus war selten ganz, gewöhnlich nicht halb, voll. Dagegen hat man viel Empfänglichkeit für die edlern Freuden der Natur. Ein kunstloses Vergnügen, welches der Winter hier gewährt, und dessen die hiesigen Einwohner beyderley Geschlechts aus allen Ständen häufig zu genießen pflegen, ist das Schlittenfahren auf dem Eise. Eine große nahe an der Stadt liegende Wiese wird zu dem Ende höchstens einen

Fuß

Fuß hoch unter Wasser gesetzt, welches, nachdem es gefroren, so glatt und eben wie ein Spiegel wird. Diese wird nun der Tummelplatz der winterlichen Lustbarkeit. Es ist ein wirklich ergötzender Anblick, denselben oft von mehrern Hunderten Schrittschuhläufern und Schlittenfahrern bedeckt zu sehen, die auf so mannichfaltige Art ihre Freude an den Tag zu legen wissen. Dazu findet man noch verschiedne Buden mit Rechauffements, als Weinen, Liqueuren, Punsch u. dgl. auf dem Eise, um den erstarrenden Lebensgeistern wieder neue Schwungkraft zu geben. Diese Vergnügungen dauern gemeiniglich des Nachmittags von ein bis drey oder vier Uhr.

Du siehst leicht ein, daß das, was ich hier von den Einwohnern von Carlsruhe sage, nur überhaupt gilt. Indessen glaube ich doch soviel mit Grund der Wahrheit behaupten zu können, daß keine herrschenden Hauptlaster hier im Schwange gehen, und daß Carlsruhe gewiß eine von den wenigen Residenzen ist, wo die Reinheit der Sitten nicht auffallend befleckt ist

und

und die Einwohner nicht Gefahr laufen, von den schlechtern Sitten des Hofes angesteckt zu werden, so sehr auch zuweilen junge Candidaten auf den Kanzeln über die Greuel dieser Zeit sich ereifern und die Sünder mit den schwersten Strafen aus der Hand des ergrimmten Allgütigen bedrohen. —

Lebe wohl! In meinem nächsten Briefe erfährst Du etwas Näheres von dem Innern.

Fünfter Brief.

Der Gegenstand meines heutigen Briefes sollen die Manufakturen, die Fabriken, der Handel und das Gewerbe der Stadt seyn. Was die erstern betrift; so kann ich Dir keine einzige, sie sey in welcher Art sie wolle, nennen; denn hierin steht Carlsruhe fast allen übrigen badenschen Städten nach. Besser sieht es schon mit den Fabriken aus. Ungefehr seit zehn Jahren existirt hier eine Tobacksfabrik, die jetzt auch außerhalb Landes ansehnliche Geschäfte macht, vielen Arbeitern

Unter-

Unterhalt giebt, und ſchon eine nahmhafte Summe ins Land zieht und in Umlauf bringt. Die Inhaber dieſer Fabrik, die Herren Reuther und Griesbach, haben auch ſeit einigen Jahren in dem Dorfe Rieppuren, wo auch die Tobacksmühle iſt, eine engliſche Lederfabrik angelegt, zu welchem Ende ſie mehrere engliſche Arbeiter mit ihren Familien dahin gezogen haben, welche die ganze Zubereitung der inländiſchen ſowohl als ausländiſchen, beſonders engliſchen, Leder beſorgen. Das auf die Art zubereitete inländiſche Leder kommt einigermaßen dem wirklichen engliſchen nahe, und geht auch ſchon ſtark außerhalb Landes. Der Markgraf ſoll einen beträchtlichen Vorſchuß zu der Errichtung dieſer Fabrik gethan haben. Außerdem giebt es noch eine Lichtfabrik in der Stadt, welche die ſämmtlichen Einwohner mit Lichtern hinlänglich verſieht. — Die Anſtalten zur Erziehung der Seidenwürmer, obgleich ein eignes Gebäude dazu angewieſen iſt, ſind nicht von Belange, und es wird nicht viel reine Seide gewonnen.

Der

Der Handel, den die Stadt treibt, ist freylich nicht sehr ausgebreitet; doch auch nicht ganz unbeträchtlich. Hätte der Markgraf Carl Wilhelm dafür, daß er die Stadt in einem Walde gleichsam einschloß, sie an den Rhein — etwa nach Schröck *) — hinverlegt; so hätte es eine der blühendsten Handelsstädte werden, und besonders Mainz wegen der weit geringern Entfernung vom gesegneten Elsaß, Lothringen und der Schweiz in Absicht auf den Speditionshandel sehr vielen Abbruch thun können. Den vorzüglichsten Gegenstand desselben machen die eben genannten Fabriken aus. Doch ist auch der Wein kein kleiner Zweig desselben. Denn wenn gleich Carlsruhe in seinem Gebiete keinen Weinwachs von Bedeutung hat; so haben doch viele Einwohner eigene Weinberge in der umliegenden Gegend, und verschiedene Privatpersonen, besonders Gastwirthe, kaufen zur Zeit

*) Ein Dorf dicht am Rheine, etwa zwey Stunden von Carlsruhe, wo ein Rheinzoll und eine Ueberfahrt über diesen Fluß ist.

der Weinlese große Quantitäten von neugekeltertem Moste nicht nur zum eigenen Verbrauch und Verschank auf, sondern auch um ihn hernach, wenn er älter geworden, in größeren Maaßen, selbst ins Ausland, wieder zu verkaufen, und dieser Handel mit Weinen ist einem jeden Unterthan ohne Rücksicht auf sein Gewerbe oder seinen Stand erlaubt. Auch selbst der Schank in den Gasthöfen ist schon ziemlich ansehnlich. Denn da wird nicht wenig gezecht von Bürgern, Bauern und Handwerksburschen, indem sie für sechs Kreuzer oder einen Groschen und sechs Pfennige unseres Geldes ein Maaß, wenigstens für sie schon trinkbaren, Wein bekommen. Ich kann hier nicht zu bemerken unterlassen, daß es mir scheint, als ob die Wirthshäuser hier zu häufig von den Handwerksleuten und ihren Gesellen besucht würden. Wenigstens an Sonntagen gewiß, wo sie sogar auch ihre Weiber mitnehmen, so daß man in allen Straßen, wo dergleichen Häuser sind, Musik und Tanz, Singen und fröhliches, ja tobendes,

Jauch-

Jauchzen hört, das oft bis um Mitternacht dauert, wenn die Patrouille nicht stark genug ist, dem ihr gereichten Schoppen vom guten *) zu widerstehen.

Große Handlungen mit Materialwaaren finden sich hier nicht. Der Handel mit schneidenden Waaren ist ganz in den Händen der Juden. Da aber das Einbringen aller fremden Waaren völlig erlaubt ist; so lassen viele Privatleute ihre Bedürfnisse von Außen kommen, und selbst der ganze Hof erhält den größten Theil dessen, was er braucht, aus Strasburg.

Von einiger Wichtigkeit ist noch der Buchhandel, nicht mit rechtmäßigen Verlagsbüchern, sondern mit dem schändlichen Nachdruck. Dadurch geht viel Geld aus Oestreich, Böhmen, Bayern und besonders von der Frankfurter Messe, wo die Herren Buchhändler den Nachdruck aus allen Kräften befördern, sich auch wohl zuweilen selbst die Hände damit beschmitzen, ins Land. Dagegen

geht

*) d. i. ein halbes Maaß guter Wein.

geht aber auch Vieles wieder hinaus, weil von den Millionen Bogen, die jährlich unter diesem Druckorte erscheinen, kein Einziger im Lande, sondern auswärts, hauptsächlich im Würtembergischen, gedruckt wird. Auch selbst der kleinste Theil des Papiers wird im Lande, auf der schönen Papiermühle in Ettlingen, gekauft. Du wirst dich vielleicht mit vielen Andern darüber wundern, wie der vortrefliche, gerechtigkeitliebende Fürst einen öffentlichen Räuber fremden Gutes in seiner Wohnstadt dulden mag. Allein ich verdenke es ihm, die Sache politisch betrachtet, gar nicht. Er würde doch dadurch, daß er ihn aus seinem Lande verwiese, dem Uebel nicht steuern, sondern dasselbe nur an einen andern Ort verbannen, und so, ohne seinen Zweck zu erreichen, einen begüterten Mann weniger in der Stadt haben. — Der übrige Buchhandel will nicht viel sagen. Ansehnliche Privatbibliotheken sind wenige hier, und Diejenigen, welche noch Bücher kaufen, lassen dieselben gröſstentheils von Frankfurt am Mayn kommen,

wel-

— welches auch selbst von der fürstlichen Biblio-thek dem größten Theil nach gilt, — weil man dort schneller bedient wird. Es ist hier noch eine besondre Hofbuchhandlung und Buchdruckerey, welche dem Hrn. Macklot gehört, in welcher eine politische Zeitung, deren Redacteur er selbst ist, und ein Intelligenzblatt für die Badenschen Lande heraus kommt.

In Ansehung der Handwerke und mechani-schen Künstler muß ich hier noch bemerken, daß man in Carlsruhe von den beschwerlichen und drückenden geschlossenen Zünften oder Innun-gen nichts weiß, weil der Markgraf ein Feind alles Zwanges in den Gewerben ist. Es herrscht hierin eine vollkommne Freyheit, und ein Jeder darf arbeiten, was er arbeiten kann. Man findet daher hier einen Sattler, der außer den Gesellen seines Metiers noch Stellmacher- und Eisenschmie-de-Gesellen u. s. w. hält, um ganze vollständige Wagen in seiner Werkstätte verfertigen zu können.

Wenn man nun zu diesen Gewerben den ziemlich starken Hofstaat und die zahlreiche Die-

nerschaft,

nerschaft, so wie außer diesen noch das Militair, nimmt; so sollte man glauben, daß die Nahrung der Stadt sehr gut seyn müsse. Demungeachtet hört man von Seiten des gemeinen Mannes häufige Klagen über Geldmangel, und besonders über schlechte Bezahlung der höhern Stände. Soweit ich die Sache einsehe, ist dieses hauptsächlich den geringen Besoldungen des größten Theils der fürstlichen Diener zuzuschreiben. Es giebt sehr viele Familien, die mit 300 Fl. jährlichen Gehalt, nebst etwas Korn und sogenannten Besoldungswein, leben müssen; ja Viele haben dieses nicht einmal. So ist es denn ganz natürlich, daß sie, wenn sie ihren begütertern Herren Collegen in Absichten auf Putz und Lebensart nicht nachstehen wollen, Schulden machen und am Ende nicht bezahlen können. Die Schuld liegt aber, wie ich gewiß weiß, mehr an den Herren von der Rentkammer als am Fürsten selbst. Diese suchen aus zu weiser Oekonomie nur immer die Kasse des Fürsten zu füllen, ohne dabey gehörig zu überlegen, daß in einem kleinen Staate,

wo man nicht auf außerordentliche Nothfälle, z. B. auf Kriege, denken darf, es ungleich vortheilhafter ist, wenn das Geld unter den Unterthanen in Umlauf kommt, als wenn es ungenutzt in eisernen Kasten verwahrt wird. Außerdem sollten die Großen doch bedenken, daß sie in unsern Zeiten, wo Patriotismus und Vaterlandsliebe anfangen, Wörter ohne Bedeutung zu werden, und wo nur Interesse die Triebfeder der Handlungen der meisten Menschen ist, keine treue und exacte Dienste erwarten können, wenn sie nicht ihre Diener vor Nahrungssorgen bewahren, und ihnen außer dem Nothwendigen auch noch einige Bequemlichkeit und Erquickung gewähren.

Wenn man nun überdem noch bedenkt, daß alljährlich eine beträchtliche Summe baaren Geldes für Mode- und Galanterie-Waaren, für Kleidung u. s. w. des Hofstaats und vieler vom Adel nach Strasburg geht; so dürften die Klagen dieser Leute vielleicht nicht ohne Grund seyn. Es käme nur darauf an, daß man dem Markgrafen

fen dieſe Sache in dem gehörigen Lichte vorſtellte, und ich bin überzeugt, daß er ſogleich allen dieſen Mängeln abhelfen würde.

Lebe wohl! Dies ſey genug für heut; Künftig ein Mehreres.

Sechster Brief.

In meinem heutigen Briefe will ich dich, mein theurer Freund, mit den Dicaſterien bekannt machen, die hier ihren Sitz haben. Das erſte und höchſte Landescollegium iſt der Geheimerath oder das Miniſterium. Dieſes beſtehet aus den zwey Präſidenten der Regierung und Rentkammer, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und zwey bis drey bürgerlichen Geheimen Räthen. Der Markgraf ſowohl als der Erbprinz ſind jedesmal, wenn keine außerordentlichen Hinderniſſe da ſind, bey den Sitzungen, die meines Wiſſens wöchentlich nur einmal gehalten werden, gegenwärtig. Zu meiner Zeit hatten die beyden geheimen Referendarien, Gerſtlacher

lacher und Seufert, nicht Sitz und Stimme in diesem Collegium, sondern sie referirten bloß; allein seit einem Jahre etwa sind sie zu wirklichen geheimen Räthen mit Sitz und Stimme ernannt worden. Das Nächste nach diesem ist die Landesregierung oder das Hofrathscollegium, welches aus einem Präsidenten und verschiednen adlichen und bürgerlichen Räthen besteht, von denen Einige den Titel Geheime Hofräthe führen. Nach der mit Baden-Baden geschlossenen Erbverbrüderung müssen jetzt allezeit auch zwey katholische Räthe darin seyn. Das dritte Collegium ist die Rentkammer, die ebenfalls einen Präsidenten und mehrere Räthe hat, und wegen ihres ökonomischen Geistes in großem Rufe steht. Es würde wider meinen Zweck seyn, dir alle in diesen Collegien angestellten Personen nahmhaft zu machen. Diejenigen von ihnen, die sich durch Schriften bekannt gemacht haben, werde ich dir in einem besondern Briefe, der sich mit dem gelehrten Wesen beschäftigen soll, bekannt machen. Das vierte ist das Consistorium oder der Kirchen-

chenrath, mit einem Präsidenten, der gewöhnlich der Regierungspräsident ist; die übrigen Mitglieder desselben sind die protestantischen Regierungsräthe, und vier oder sechs geistliche Kirchenräthe. Mit demselben ist auch das Ehegerichtscollegium verbunden. Die übrigen untern Collegien sind noch die Rechenkammer, welche der Rentkammer untergeordnet ist, der Lehnshof, ein Theil der Landesregierung, die Kriegscommission, das Oberbauamt u. a. m. Außer diesen befindet sich hier auch das Oberamt, welches einen Obervogt, Geheimen-Hofrath und einige Assessoren hat. Es übt die Jurisdiction über die Bürger in der Stadt aus, und man appellirt von demselben an die Regierung. Du wirst gewiß glauben, daß, da man gewohnt ist, in diesem Lande Alles musterhaft zu finden, die Verwaltung der Justiz auch vortreflich seyn werde. Allein wenn ich der Wahrheit nichts vergeben soll; so muß ich dir diesen Wahn benehmen. Auch hier hat die rechtliche Chikane noch nicht ihr Grab gefunden. Auch

hier sieht man oft den schläfrigen Gang der Prozesse, und Rechtssachen, die ein unbefangner Richter mit gesundem Menschenverstande in zweyen Terminen endlich entscheiden könnte, sind zuweilen fünf bis sechs Jahre anhängig, ohne daß es den Anschein hat, daß sie beendigt werden werden. Ich sage dir hier nicht zuviel; es gründet sich auf Thatsachen. Unter dem Oberamte besteht hier auch noch ein besondrer Stadtmagistrat, der aber nicht viel zu bedeuten hat. Er ist aus Bürgermeistern und Rathsherren zusammengesetzt, welche aus den gemeinen Bürgern genommen werden. Dieser hatte ehedem auch die Polizey zu besorgen. Allein schon lange hatte man die Gebrechen der von ihm getroffenen Anstalten eingesehen, und darauf gedacht, ihnen abzuhelfen. Endlich ging man mit Ernst zu Werke. Man ließ sich aus denen Städten Deutschlands, die wegen ihrer guten Polizeyanstalten im Rufe standen, oder von denen man glaubte, daß sie dergleichen haben müßten, die Polizeyordnungen kommen, um das Gute aus

densel-

denſelben auszuheben und daraus ein für Carlsruhe paſſendes Ganzes zu verfertigen. Ich erinnere mich noch, daß vor drey Jahren bey meiner Durchreiſe durch Göttingen der Markgraf dieſe Stadt in Verlegenheit ſetzte, indem er auch von dort eine Polizeyordnung verlangte, und man keine hatte, um ſie ihm zu überſchicken. Nachdem man nun hinlängliche Materialien geſammlet hatte, kam man mit der Errichtung eines neuen Polizeycollegiums zu Stande, deſſen Mitglieder aus den verdienſtvolleſten und geſchickteſten Dienern des Markgrafen gewählt wurden, und das nun, nach dem zu urtheilen, was ich davon gehört und geſehen habe, ein wirkliches Muſter für alle andere, ſelbſt größere, Städte iſt. So entgeht der weiſen Vorſorge Carl Friedrichs Nichts, ſobald er dadurch die Sicherheit, die Bequemlichkeit und den Wohlſtand ſeiner Unterthanen zu befördern weiß.

In meinem nächſten Briefe Mehreres von dieſem liebenswürdigen Fürſten. Lebe wohl!

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Rede des Herrn Abbé Barthelemy bey seiner Aufnahme in die französische Akademie, den 25. August 1788. *)

Meine Herren!

Um das Andenken des Hrn. Beauzee auf eine Ihrer und Seiner würdige Art zu ehren, brauchte ich bloß zu sagen, daß er sich Ihre ganze

*) Der Herr Abbé **Barthelemy** hat sich durch sein klassisches Werk: Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, wovon Herr **Lagarde** durch zwey der Sache vollkommen gewachsene Männer eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen veranstaltet, von einer so vortheilhaften Seite gezeigt, daß ich glaubte, auf den Dank der Leser dieses Journals rechnen zu können, wenn ich ihnen auch die von ihm bey seiner Aufnahme in die französische Akademie, die dadurch nicht wenig geehrt wird, gehaltene

ganze Hochachtung erworben hatte, und Sie seinen Verlust jetzt aufrichtig bedauern. Allein eine mir heilige Pflicht fodert mich auf, Sie heut noch einige Augenblicke von seinen Arbeiten und Tugenden zu unterhalten.

Von Jugend auf zögen die Wissenschaften seine Aufmerksamkeit auf sich, und bald fixirte sich dieselbe ganz auf die ältern und neuern Sprachen. Die Metaphysik der Grammatik bot seinen Blicken ein weites Feld dar, das nur selten von Reisenden besucht, an manchen Orten mit reichen Erndten, an andern mit schroffen Felsen, an noch andern mit dichten und dunklen

Wäl-

Rede übersetzt lieferte, um so mehr, da dergleichen kleine Brochüren fast gar nicht in den Buchhandel kommen und daher nur von Wenigen gelesen werden können. In dem nächsten Stücke wird die Antwort auf diese Rede, die der Director der Akademie, der Hr. Chevalier de Boufflers verlesen hat, erfolgen, da sie ein Meisterstück der Beredsamkeit ist und besonders eine herrliche Charakterisirung der Voyage du jeune Anacharsis enthält.

B.

Wäldern bedeckt ist. Hr. Beauzee verweilte lang darin, untersuchte es in allen seinen Theilen genau und machte unter dem Namen: Allgemeine Grammatik, eine umständliche Beschreibung davon bekannt. In der Ueberzeugung, daß die Gesetze der Sprache nur aus einer ganz kleinen Anzahl allgemeiner Principien, die er in allen Sprachen aufgefunden hatte, abgeleitet werden können, geht er zu diesen ersten Principien zurück, und giebt uns dadurch, daß er sie auf besondere Fälle anwendet, eine Menge lichtverbreitender Regeln. Man hat wirklich Mühe, ihm mitten durch so viele trockne Untersuchungen und abstrakte Ideen zu folgen; allein man sieht sich dabey stets genöthigt, seinen feinen Blick und seinen unerschütterlichen Muth zu bewundern.

Nicht damit zufrieden, den Mechanismus der Sprache enthüllt zu haben, beschäftigte er sich oft mit der Würdigung der Zeichen unserer Gedanken; eine Beschäftigung, die zwar nicht so wichtig, aber auch für unsere Ruhe nicht so

gefähr-

gefährlich ist, als die Würdigung des Guten und des Bösen in der Welt.

Das Vermögen, in einem jeden Ausdrucke die Nebenidee von der Hauptidee, die demselben mit andern Ausdrücken gemein ist, abzusondern, ist eine von den zahllosen Eigenschaften des menschlichen Geistes. Diese Eigenschaft, welche zuweilen dem Genie versagt ist, aber auch durch die Erziehung oder den Umgang mit der Welt ersetzt wird, ist es, welche das eigentliche Wort aufsucht und wählt, welche bestimmte und deutliche Definitionen darbietet, und über den höhern Styl, ja selbst über die nachlässigere Sprache des gemeinen Lebens, Interesse verbreitet. Herr Beauzee erkannte die unterscheidenden Merkmale der Synonime, so wie ein durchdringendes Auge die fast unmerklichen Nüancen einer Farbe entdeckt. Dieses Talent und ein lang geübtes Nachdenken entschleyerten ihm bald alle Geheimnisse der französischen Sprache. Bereicherte er unsere Litteratur mit Produkten des Auslandes; so sahe man in ihm einen ge-

treuen

treuen Dollmetscher, der tausenderley Hülfsquellen kannte. Mußte er sich etwa über die Schwierigkeiten in Absicht auf die Kunst der Rede erklären; so war er ein Gesetzgeber, dessen Entscheidungen man mit Ehrfurcht annahm. Und doch trauete er selbst seinen Kräften nicht. Bey einer neuen Ausgabe der Synonimes des Abbē Girard, die er besorgte, fügte er verschiedene selbst ausgearbeitete Artikel hinzu, und entschuldigte sich deswegen noch.

Seine großen Vorzüge gaben ihm ein Recht zur Bescheidenheit. In seinen Manieren herrschte Simplizität, weil sie in seinem Herzen herrschte. Da er sich mit dem verführerischen Ceremoniel der Gesellschaft nicht familiarisirt hatte; so konnte man seinen Worten und seinen Handlungen sicher trauen. Sanft, empfindsam, nachsichtsvoller gegen Andere als gegen sich selbst, schien er in seinen Verhältnissen mit Jenen bloß dem Instinkt der Güte, in Allem aber, was ihn persönlich anging, dem Instinkte der Tugend zu folgen.

Da das Glück bey Vertheilung seiner Güter ihn sehr vernachlässigt hatte; so hatte es seinem Muthe nur zu häufige Gelegenheit gegeben, um sich zu üben. Aber dennoch war er glücklich, denn sein ganzes Vergnügen schränkte sich auf den Geschmack an den Wissenschaften und auf die Annehmlichkeiten der Freundschaft ein. Welche Reize verbreiteten nicht über seine Tage jene Mittheilungen der Ideen und Empfindungen, jene genauen Verbindungen, die ihn zu Ihren Sitzungen hinzogen! Verbindungen, zu denen ich so vortrefliche Muster in einer andern gelehrten Gesellschaft gefunden habe, wo Zutrauen und Einigkeit mitten unter den tiefsten Kenntnissen wohnen, und wohin die Begierde, meine Lehrer zu hören, mich eben so stark ziehet, als das Verlangen, meine Freunde zu sehen.

Hr. Beauzee ist nicht mehr. Niemand kann den Verlust, den Sie, meine Herren, erlitten haben, besser schätzen, als ich. An dem Tage, wo Sie mich würdigten, seinen Platz unter Ihnen einzunehmen, fühlte ich den Werth dieser

Wohl-

Wohlthat in ihrem ganzen Umfange. Warum muß doch heut meine Erkenntlichkeit mit einiger Unruhe vermiſcht ſeyn?

Griechenland hatte für ſeine Kämpfer, die ſich in ſeinen feyerlichen Spielen auszeichneten, zwey Arten von Triumphen. In dem Augenblicke des errungenen Sieges rief der Herold ihre Namen laut aus, und Tauſende von Stimmen erhoben dieſelben bis zum Himmel. Einige Tage nachher wurden alle Sieger in einer prachtvollen Ceremonie unter dem Schalle der Inſtrumente und dem wiederhohlten Beyfall-tönenden Zurufe eines zahlloſen Volkes öffentlich gekrönt. Allein dieſe Sieger konnten doch wenigſtens einen Ruhm ertragen, der keine neuen Beweiſe ihres Muthes foderte und der, da er ihnen Allen gemein war, die Blicke der Zuſchauer nicht auf Einen von ihnen ins beſondere heftete. Jetzt aber ruhen ſie alle auf dem Redner, und ſcheinen von ihm Rechenſchaft wegen Ihrer Wahl zu fodern. Dieſe mir ſo ſchmeichelhafte Verſammlung von ſo erleuchteten Zeugen, dieſe

Stille

Stille, dieſe Erwartung, dieſes gar zu günſtige Zuvorkommen, Alles dieſes dient nur dazu, ihm Furcht einzuflößen. Alles dieſes, ſage ich; ſelbſt die Rückerinnerungen, die ſich auf einmal ſeinem Geiſte darſtellen. In dieſem Pallaſte unſerer Könige, in dieſem Saale, an dieſer Stelle ſelbſt, wo ich ſitze, haben ſeit mehr als einem Jahrhunderte die gröſten Genies und die herrlichſten Talente ihre Aufnahme in die Akademie dadurch denkwürdig gemacht, daß ſie zum Theil den Ruhm Ihrer erlauchten Beſchützer verherrlichten, theils ein neues Licht über die Littera-tur und die Philoſophie verbreiteten. Wie ſollte ich es alſo wagen, vor Ihnen, meine Herren, und nach Ihnen, Gemählde aufzufriſchen, die Sie vollendet haben, oder von Gegenſtänden zu handeln, die Sie ſchon erſchöpft haben?

In dieſer Verwirrung der Ideen ſuche ich mich, nicht in Anſehung eines Werkes, das man mit Nachſicht aufgenommen hat, ſondern in Anſehung eines Titels zu beruhigen, den man mir bey einer faſt 60jährigen Arbeit, die ich einem

anhal-

anhaltenden und mühsamen Studium gewidmet habe, weder wird streitig machen noch beneiden können. Nein, meine Herren, lassen Sie uns nicht darüber erröthen, daß Sie mir Ihren Beyfall geschenkt, und ich ihn gesucht habe. Sie haben dadurch einen neuen Beweis gegeben, daß kein Zweig der Litteratur Ihrer Wachsamkeit entgeht. Diejenigen, die ins Künftige irgend eine Laufbahn mit mehrerm Eifer als Talenten betreten werden, können aus meinem Beyspiele lernen, daß sie durch große Anstrengung dereinst eine Belohnung hoffen können, die ihr Alter mit Ehre überhäufen und sie an dem überschwenglichen Ruhm Theil nehmen lassen wird, welcher den Wissenschaften jederzeit nachfolgt.

Die Wissenschaften und der Ruhm! — Kann ich wohl in dem Heiligthume, wo beyde auf gleiche Art verehrt werden, ihre geheiligten Namen aussprechen, ohne ihnen einen Tribut der Bewunderung und der Erkenntlichkeit zu bringen, ohne die Wohlthaten nahmhaft zu machen, die sie schon über das menschliche Geschlecht verbreitet

breitet haben, und noch über daſſelbe verbreiten werden!

Es gab immer eine gewiſſe Claſſe, oder vielmehr eine Familie, verehrungswürdiger Bürger, welche ſich von Generation zu Generation der Beförderung des allgemeinen Wohls widmeten. Von ihrem Urſprunge an glaubten die erſtaunten Völker, ſie ſey von den Göttern inſpirirt. Dieſe Familie war es, die durch die Melodie ihrer Töne die Menſchen aus dem Dickicht der Wälder hervorzog, und, nachdem ſie ihre intellectuellen Fähigkeiten entwickelt hatte das Verführeriſche der Sprache und das Anſehen der Vernunft gebrauchte, um ſie in den Banden einer gegenſeitigen Abhängigkeit zurück zu halten. Lange Zeit hindurch war ſie den Abwechſelungen der menſchlichen Dinge ausgeſetzt, bald verfolgt, bald triumphirend; von guten Fürſten, denen ſie Tugend einflößte, geliebt, von Tyrannen, die ſelbſt ihr Schweigen fürchteten, verabſcheuet; eine Familie, die heutiges Tages ruhig und blühend iſt, und bey civiliſirten Völkern unter

jeder

jeder Classe von Bürgern anzutreffen ist; stolz, in ihren unsterblichen Fasten die Namen der Cäsare, Marc Aurele, und Friedriche zu lesen; noch stolzer, die Namen der Homere, der Newton, der Montesquieu und so vieler anderer großen Männer darin zu finden, die sich ihr ganzes Leben hindurch verbunden hatten, die Menschen aufzuklären, und für die Nachkommenschaft die Repräsentanten ihrer Nation und ihres Jahrhunderts geworden sind.

Ich rede, wie jene Veteranen, die bey der Erinnerung des Corps, unter welchem sie gedient haben, auf die Helden, die es hervorgebracht, und auf die Dienste, die es dem Vaterlande erwiesen hat, stolz sind; Sie werden mir dieses verzeihen, meine Herren. Ich füge nur noch hinzu, daß, wenn die Wissenschaften so viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt haben, dieses allein dem Ohngefehr zuzuschreiben ist, das uns erst gegen die Mitte des vierzehnten (funfzehnten) Jahrhunderts das Geheimniß der Buchdruckerkunst entdeckte. Vor dieser

Epoche,

Epoche, die früh oder spät die ganze Gestalt der Dinge verändern mußte, setzte die außerordentliche Seltenheit der Bücher dem Fortgange der Gelehrsamkeit unüberwindliche Hindernisse entgegen. Wenn in Griechenland, das ich noch einmal anführe und das ich nie vergessen könnte, ohne den Vorwurf der Undankbarkeit auf mich zu laden, wichtige Wahrheiten sich dem Mann von Genie enthüllten; so vertrockneten und starben sie wieder ab wie diejenigen Pflanzen, welche nie den Strahlen der Sonne ausgesetzt werden, weil sie nicht allgemein gnug bekannt werden konnten. In unsern Tagen hingegen erregt eine jede Entdeckung, sobald sie feyerlich angekündigt worden, Jedermanns Aufmerksamkeit; sie verewigt sich durch Bewunderung oder durch Neid und pflanzt sich mit dem Namen ihres Urhebers und mit den übrigen neuen Entdeckungen, die durch sie entstanden sind, von Jahrhundert zu Jahrhundert fort.

Ehedem führte man sorgfältig die Fürsten oder die Privatleute, welche Büchersammlungen

gen angelegt hatten, an. Als Xerxes die kleine Bibliothek des Pisistratus mit sich fort nahm, war dies ein unermeßlicher Verlust für Athen; und als der Khalif Omar die Bibliothek zu Alexandrien zu verbrennen befahl, war es ein unersetzlicher Verlust für alle Nationen. Wenn in unsern Zeiten auch die Flamme die zahlreichste Bibliothek Europens verschlänge, so würden wir Nichts als eine kleine Anzahl seltner Bücher verliehren, die schon darum, daß sie so selten sind, nicht nothwendig sind.

In jenen alten Freystaaten, wo eine unwissende Menge über die wichtigsten Angelegenheiten entschied, ohne Kenntniß davon zu haben, hing das Schicksal des Staats oft von der Beredsamkeit oder dem Kredit des Redners ab. So überredete der junge Alcibiades thöricht die Athenienser zu jenem unglücklichen Zuge nach Sicilien und so wurden die Rathschläge des Demosthenes fast immer denen des Phocion vorgezogen. In unsern Tagen hingegen bringen die schriftlichen Discussionen, die man so leicht

ver-

vervielfältigen kann, die Köpfe, die sich durch die mündlichen hatten irre leiten lassen, wieder zu sich selbst, und die Unwissenheit kann dem Irrthume nicht mehr zur Entschuldigung dienen.

Dies sind nur einige Vortheile, die wir der Buchdruckerkunst zu verdanken haben. Es sind Tausende von Jahren erforderlich gewesen, um den Nationen den Handel mit den Ideen zu eröfnen; und man brauchte über zweyhundert Jahre, um ihn weiter auszudehnen, indem man ihn von Prohibitivgesetzen befreyete. Nunmehr wird für die Folge keine Macht im Stande seyn, seine Betriebsamkeit zu hindern. Jene zahlreichen Niederlagen der Produkte des Geistes, jene Menge von Anstalten zum Besten der Wissenschaften und Künste, die Achtung, welche man löblichen Bemühungen erweiset, die Ehre, die mit dem glücklichen Erfolge derselben verknüpft ist, und dann jene verzehrende Flamme, welche den menschlichen Geist so lange quälen wird, als nur noch eine einzige Wahrheit zu entdecken übrig seyn wird; Alles dieses scheint die

feſte Dauer des Reichs der Wiſſenſchaften zu prophezeihen.

Sie werden nicht wieder zurückkommen, jene langen Perioden, wo die Natur in Stille verſunken neue Kräfte zu ſammlen und in Geheim an einer neuen Generation von Kenntniſſen zu arbeiten ſchien, die bald wieder in Vergeſſenheit begraben lagen. Ein ewiges Licht iſt uns aufgegangen, und ſeine immer helleren Strahlen werden allmählig zu allen Klimaten durchdringen. Jedes Jahrhundert, der Erbe der Wahrheiten des verfloſſenen, wird ſorgfältig bemüht ſeyn, dieſelben dem nachfolgenden mit Wucher zu überliefern. Die Triumphe des ſchlechten Geſchmacks werden vorübergehend ſeyn, weil die Muſter des Guten ewig dauern werden. Vielleicht werden weniger Genies aufſtehen; aber gewiß werden verehrungswürdige Schriftſteller nicht aufhören, ſich für die Vertheidigung der Geſetze und der Sitten zu waſnen.

Nach dem zu urtheilen, was wir ſchon ſeit einigen Jahren erblicken, dürfen wir es prophe-

zeihen.

zeihen. Liebe zu den Wissenschaften und ein Geist der Wohlthätigkeit scheinen jetzt mit einander verbunden in der bürgerlichen Gesellschaft zu herrschen. Man drängt sich jetzt, so zu sagen, eben so nach den Eroberungen von Kenntnissen und Tugenden, als man sich vor zwey hundert Jahren nach der Eroberung der Schätze der neuen Welt drängte. Redliche Männer, jetzt der schönste Titel in ihren Augen, haben sich mit einander verbunden, den Bedürfnissen der Armuth zu Hülfe zu kommen. Die litterarischen Gesellschaften haben ihre Arbeiten sich veredlen, und ihre Domainen sich erweitern gesehen. Man muß, um bey dem Wettkampfe, den sie eröfnet haben, zu erscheinen, bald zu den Principien der Sittenlehre zurückgehen, bald in der Geschichte Beyspiele oder Lehren aufsuchen; bald in Absicht auf Arzneykunde, Ackerbau, Handel, Industrie und Künste neue Aussichten öfnen. Sie selbst, meine Herren, üben die schönste Gerichtsbarkeit aus. Vor Ihrem Tribunale denunzirt man nicht gefährliche Schriften oder strafwürdige

Hand-

Handlungen, sondern bloß nützliche Werke des Geistes und im Stillen verübte Tugenden.

Welches werden für die Zukunft die Grenzen unsrer Entdeckungen seyn? Wird es der Stimme der Menschlichkeit gelingen, sich in allen Herzen hörbar zu machen, und wird die aufgeklärtere Vernunft hinreichend seyn, um überall die Harmonie und die Ruhe zu erhalten? Es sey mir erlaubt, die Auflösung dieses Problems der Erfahrung der künftigen Jahrhunderte zu überlassen und hier nur die Bemerkung zu machen, daß die Aufklärung dadurch, daß sie die Leidenschaften von den Vorurtheilen, die ihre Ausschweifungen zu rechtfertigen scheinen, befreyet, das gröste Gut für die Menschheit, die Verminderung der Masse ihrer Uebel, bewirket.

Frankreich wird ohne Zweifel diese glücklichen Wirkungen bald spühren. Es sieht seine Repräsentanten rings um den Thron stehen, von wo herab Worte des Trostes gekommen sind, wie sie noch nie von solcher Höhe kamen; sie haben einen tiefen Eindruck in den Herzen

zurück-

zurückgelassen; sie haben die unerschütterlichen Grundsäulen der öffentlichen Glückseligkeit aufgestellt. Nie gab es ein Unternehmen, größer an Wichtigkeit, und schwerer in der Ausführung; allein auch nie vereinigte eine Nationalversammlung mehr Talente, mehr Einsichten und mehr Muth; und da es von dem Schicksale beschlossen war, daß das schönste Projekt von den günstigsten Umständen unterstützt werden sollte; so mußte dasselbe unter einem Könige, der der beste Bürger seines Königreichs ist, so wie bey einer Nation, bey welcher die Liebe zum Guten eben so stark ist als die Liebe zum Ruhm, und endlich in einem Jahrhunderte entworfen werden, wo sich die Kunst zu denken am meisten mit der Kunst zu regieren beschäftigt hat. Unter diesen Auspicien endige ich ein Werk, welches die Vollendung der weisesten Constitutionen und der auffallendste Beweis von den Fortschritten der Aufklärung seyn soll.

VI.

Friedrich,
der große Mann seines Jahrhunderts.

Ein lyrisches Gedicht in vier Gesängen
vom
Herrn Prediger Jenisch.

Omnia victa
Praeter — animum Catonis.
HORAT.

Erster Gesang.

Ist dann, mein Geist, schon alle wahre Größe
Verschwunden in die Gruft der Zeit?
Ist alles, was du siehst, nur Wahn, und Tand,
und Blöße,
Der Menschheit Rückenseit'?

Schlägt

Schlägt nur in Griechenland das Herz voll Hochgefühle,
Voll Heldenmuth, voll Heldenkraft;
Und haben unsrer Zeiten Seifenblasen-Spiele
Die Seelen so erschlaft,

Daß sie nichts Edles, Großes mehr beginnen,
Und ihre Hand voll Erd',
Dem Maulwurf gleich, aufwühlen — blinzeln — sterben? . . . Sinnen
Sie nichts, des Liedes werth? — —

Erhebe Dich! und höre sie, die Thaten,
Von welchen selbst noch Hannibal
Mit Scipio bewundernd spräche; [1]) große, hehre Thaten,
Kein hohler Leyerschall.

Ein

1) Dies spielt auf die berühmte Zusammenkunft dieser beyden großen Helden des Alterthums an, die uns Livius so edel schildert. Uebrigens weiß man aus der bekannten Erzählung des Plutarch von einem andern Gespräch des damals schon geschlagenen Hannibals mit seinem Sieger, dem Scipio, wie wenig gern Hannibal lobte, indem er sogar hier, im Angesicht seines Ueberwinders, sich den großen Feldherrn nannte.

Ein König that sie. Nicht auf goldnen Thronen
Saß Xerxes großer Sieger [1]), saß
Carthago's Ueberwinder: — und nur Bürger-
kronen
Trug Cato, trug Leonidas [2]).

Ein König war in diesen unsern Zeiten
Mensch, Weiser, Held und Patriot;
Schlug, siegte, herrschte groß: und hieß ein Gott
der Zeiten,
Und war's [3]) bis in den Tod.

Er war nicht groß, weil er auf goldnem Throne,
Tiefeingepolstert von dem Glück,
Viel

1) Xerxes großer Sieger kann überhaupt auf die griechischen Helden gezogen werden, die bey Marathon, Salamin und Platää über die Perser so hohe Siege erfochten: und die Alle Republikaner waren.

2) Soll heißen, auch sie waren nur Bürger, nicht Könige.

3) Er war's, ohngeachtet der verführerischen Schmeicheleyen, die mit dem „Gotterküssen" verbunden sind.

Viel große Leute Großes thun ließ [1] . . . .
Seine Krone
Des Ruhms flocht' ihm kein Glück [2].

Mit eigner Hand trug er den jungen, kaum gebauten
Thron aus dem niedern Schattenthal
Zur Sonnenhöh' hinan, von wo ihn beyde Welten
schauten:
So trägt mit starkem Krall

Der junge Adler, aus verachtetem Gesträuche,
Wohin sein väterliches Nest
Ein Orkan mit ihm warf, es auf die Alp'. Die
Eiche,
Die Ceder, beugt der West
Tief

1) Diese Ueberschrift führt die Größe Ludwigs XIV. dessen Zuname, le Grand, in dem eigentlich französischen Sinne des Glanzes und der Berühmtheit gedeutet werden muß. Die wahre, moralische Bedeutung dieses Beynamens findet in der französischen Geschichte nur bey Heinrich dem IV. statt, den die Franzosen mit eben dem Recht den Großen nennen, als wir unsern Friedrich.

2) Dieser Doppelreim soll hier Nachdruck seyn, und zwar um keiner andern Ursach willen, als weil man in der Prose gerade so gesprochen haben würde. Die englischen Dichter thun ein nemliches.

Tief unter ihm: er herrscht auf seiner Alp' und thronet
Auf unbefehd'ter weiter Flur
Ein König alles Volkes, das die Luft bewohnet;
Ihm huldigen sie nur.

Wer lehrte seine Krieger streiten? und wer siegen
Die Feldherrn? Wer beseelte sie
Mit Muth und Kraft? Wer hieß sie, selbst im Unterliegen,
Dem Ueberwinder weichen nie?

Wer war ein großer Mann in seinem Staate?
Er gab ihm Amt und Ruf.
Wer stand ihm bey mit Muth; und wer mit weisem Rathe,
Den er nicht selbst sich schuf [1])?

Wie

1) Der Einfluß Friedrichs auf die Bildung seiner Helden und seines ganzen Heeres ist unbezweifelt: aber die großen Geschäftsmänner jeden Faches unter seiner Regierung verdankten theils seinem Beispiel, theils seinen Vorschriften, und vorzüglich seiner Wahl, die höchstselten auf Unwürdige fiel, ihre nützliche Wirksamkeit und ihren Ruhm.

Wie wenn ein edler Geist mit seinem Schicksal
kämpfet,
Dem Schicksal, welchem Jupiter,
Der den Olymp erschüttert, noch gehorcht. Er
kämpfet,
Siegt, fällt, siegt wieder. Schwer

Und schwerer stets erboßt das Sckicksal sich. Es
thürmet
Die Riesenkräfte wider ihn:
Er aber steht — und kämpft — und keiner mit
ihm. Denn ihn schirmet
Nur Muth und fester Sinn.

Es sehn das Schauspiel selbst die hohen Götter
Von dem Olymp, und freuen sich
Im großen Manne ihrer Kraft: — und werden
seine Retter.
Er steht. Das Schicksal wich.

So stritte Friedrich, als verschworne Welten
Von Feinden, wie den Fels im Meer

Die Fluth umbrauſet, wider ihn aufſtanden: als
die Celten [1]),
Die Bojer, die Pannonier,

Und die am Oby und am Iſter wohnen
Und eine ganze Hemiſphär
Von Völkern wider ihn in Streit zog: als zwey
Kaiſerkronen,
Wie Weltenlaſten ſchwer,

Auf ſeinen Königshut herfielen, welchen zu zer-
ſtücken
Schon tauſend Säbel blinketen;
Und ihn, den Helden ſelber, kleinlich zu erdrücken
Sechs Rieſen laſteten [2]).

Dem Strome gleich, der, nach zerrißnen Dämmen,
Auf weitverheerten Feldern brauſt
Und

1) Die Gallier und manche andere von dieſem Urvolk abgeleitete Nazion. Die Bojer, die Böhmen, von den Römern Boji genannt: die Pannonier, die Ungern.
2) Oeſterreich, Rußland, Frankreich, Schweden, Sachſen, die Reichsarmee.

Und mit den Trümmern seiner Hütte (bald wird
er sie selbst wegschwemmen)
Den Schlafenden umsaust [1])

Ihn halten keine Schleusen, keine Brücke
Die der erschrockne Landmann dämmt,
In seinen Wirbeln kreisen die zerbrochnen Stücke,
Mit Ernten tiefverschwemmt:

So strömet über seines Ruhmes bittre Hasser
Mit seinen Kriegern Friedrich her: [2])
Er kam, und schlug, und siegte. Da zerrann in
Wasser
Die Hofnung, stolz und leer.

Bald hätte er in ihrem Cabinette
Cleopatren um jenen Plan
Gefragt

1) Ich glaube dies Wort nicht zum erstenmal in Versen zu brauchen, da es für seinen Sinn so ausdruckvoll ist.

2) Sein erhaben stiller, und überraschender Aufbruch, gleich nach entdecktem Bündniß nach Sachsen: vorzüglich aber wird hier auf die beyspiellose Gefangennehmung des großen sächsischen Heers bey Pirna angespielt, wodurch ein großer Theil der Hofnung auf Friedrichs Untergang vernichtet ward.

Gefragt, den sie, an Br . . ls Cabalenkette,
Ihn zu verderben, sann [1]).

Bald hätte er vor Vindobonens Thoren
Dem Doppeladler hart
Den Apfel [2]) angetastet, und sich einen Ruhm erkohren,
Der nicht dem Sieger Canna's ward [3]).

Doch nur im Unglück wird der Sohn des Ruhmes,
Wie durch das Grab die Menschheit, groß:
Die Tugend nur ist Erbe deines ew'gen Eigenthumes,
Unsterblichkeit, im Götterschlos.

Zweyter

1) Wäre die Schlacht bey Collin gewonnen worden, wie die Preußen es durch ihre äußerste Tapferkeit so sehr verdienten, so hätte er der römischen Kayserin in Wien Gesetze vorschreiben können. Man sehe Hrn. v. Archenholz Geschichte des siebenjährigen Krieges.

2) Das Wappen des Reichs ist bekanntermaßen ein Doppeladler, der einen Scepter mit dem sogenannten Reichsapfel in der Klaue hat.

3) Hannibal schlug die Römer bey Cannä in Apullen in einer gänzlichen Niederlage: aber seine und seines Heeres Schwelgerey in Capua brachte ihn um die Früchte seines Sieges, die nichts geringeres, als die Eroberung Roms und die Vernichtung des ganzen Römischen Staats gewesen seyn würden.

Zweyter Gesang [1]).

Der Herkulskampf beginnt. Die Ungeheuer
Begegnen [2]) schon dem Göttersohn.
Der Löwe brüllt, die Rosse athmen Feuer
Das Seethier naget schon.

Die Hyder wächst, und stirbt, und wächst: die Stymphaliden
Schrein aus den ehrnen Schnäbeln. Er
Sinnt, — schlägt — und siegt — und stellt der Göttin Zorn zufrieden:
Sie sieht das Schlachtfeld leer [3]).

So

1) Dieser ganze Gesang schildert Friedrichs Heldenthaten in dem siebenjährigen Kriege.

2) Begegnen heißt hier so viel als, kommen ihm entgegen.

3) Der Löwe der in der Höhle des Nemäischen Felsen sein Lager hatte: die feuerschnaubenden Rosse des Thrazischen Diomedes, die Menschenfleisch fraßen: der Seekrebs, der den Sohn Jupiters von hinten zu anfiel; die Hydra, deren abgeschlagene Köpfe doppelt wieder wuchsen; die ungeheure Menge Stymphalischer Raubvögel; alle diese Abentheuer gehören mit zu den sogenannten zwölf Arbeiten des Herkules.

So kriegte Friedrich: so gewann er Siege,
Er selbst — allein. — Wer war sein Freund?
Wer von Europens Fürsten allen? Doch — daß
nicht die Muse trüge,
Sagt, wer war nicht sein Feind? [1])

Wer schloß ihm seine Schätze auf? Wer gab ihm
Wagen
Und Roß und Waffen, Schild und Mann?
Sollt' er mit sieben nicht einst funfzig schlagen? [2])
Er sollt', und hat's gethan.

Der Britte [3]) stellet ein'ge seiner Krieger
Dem stetsgehaßten Gallier [4])
Für ihn entgegen; aber Crefelds großer Sieger [5])
War doch von Friedrichs Heer.

Doch

1) Das große, entsetzliche Bündniß wider Friedrich dürfte durch diese hyperbolisch scheinenden Ausdrücke nur grade bezeichnet seyn.
2) Bey Rosbach, von welchem Siege schon Ramler in ähnlichen Ausdrücken singt.
3) Britannien schickte Friedrich Subsidien.
4) Zwischen Engländer und Franzosen herrscht bekanntermaßen ein angestammter Nationalhaß.
5) Crefeld, ein Flecken in Westphalen, in der Nähe von Minden, wo der Prinz Ferdinand von Braunschweig

Doch auch der Britte läßt den kühnen Bundge-
nossen,
Und weicht, unedler Kleinmuth voll. [1])
Er aber kämpfet fort, von Feinden ringsumflossen,
Die Er nur dämpfen soll.

Gleich jenem Quell, der immer-neues Leben
In's große All der Schöpfung gießt:
Zehntausend Frühlingen wird er noch Blumen
geben. [2]).
Sie blühen — und er fließt,
Ströhmt

so entsetzlich aufs Haupt schlug. Der englische Befehlshaber des Heers, Sacville, verhinderte durch seine niederträchtige Verzögerung die gänzliche Vernichtung des französischen Heeres, und verlor auch dieses unedlen Betragens wegen seine Stelle unter Georg dem Zweyten, Könige von England: wiewohl er, beladen mit dem Haß der ganzen brittischen Nation, unter Georg dem Dritten unter dem Namen St. Germaine Staatsminister ward.

1) Bey dem Antritt der Regierung Georgs des Dritten, wurde die Englische Hülfsarmee zurückberufen, woran der damalige Geist der Zwietracht im Ministerium Schuld war, obgleich die Nation voller Bewunderung für Friedrich brannte.

2) Man erinnere sich hierbey an die große Stelle im sechsten

Strömt unerschöpflich Friedrichs Muth: ihn beugen
Nicht Wunden, und Gefahren nicht:
Nicht Heere, die stets neue Heere zeugen; [1])
Ihr Muth, ihr Wüthen nicht.

So kämpft mit hoher, erdentwöhnter Seele
Der Weise Zeno's wider dich,
O Schmerz des Körpers: jeder deiner Stacheln quäle,
Er fühlts: [2]) und höhnet dich.

Sein

Buch der Aeneide, wo der verklärte Anchises den Aeneas anredet:

Principio coelum ac terras, camposque liquentes
Lucentemque globum Lunae, Titaniaque astra
Spiritus intus alit, totamque infusa per artus
Mens agitat molem, et magno se corpore miscet.

AENEID. VI.

1) Die immer neuankommenden feindlichen Krieger, und vermehrte Anzahl der Feinde.

2) Dieser Zusatz ist den Grundsätzen der stoischen Schule, welche Apathie lehrte, nicht ganz angemessen: es ist aber ein Zug der Einbildungskraft des Dichters, der der Stelle dadurch Pathos geben, und den Kampf des noch fühlenden Weisen erhöhen wollte. Man denke dabey an die Geschichte des Posidonius mit dem Podagra.

Sein Geist sieht jenseits deiner Stacheln, deiner
Zangen,
Den hohen Sieg der Tugend nur:
Fühlt sich unsterblich schon! er stände, ohne
Bangen,
Auf deinem Grab', Natur.

Die Erde küssen seine tapferen Phalangen:
Gefallen ist ihm Roß und Mann:
Geplündert Volk und Land: auf ganzen Para-
sangen [1])
Wohnt kaum ein Unterthan.

Schon wähnen sie ihn in den Staub getreten;
Schon sehn sie den Geschlagenen
Sich kaum nur noch verbluten; oder in den Ketten
An ihrem Wagen gehn [2]).

Sie

1) Parasange, ein persisches Meilenmaaß, welches unserer teutschen Meile entspricht, und seinen dichterischen Gebrauch seiner Volltönigkeit verdankt. Schon Ramler hat es gebraucht.

2) Die in den vorhergehenden Versen, so wie hier, geschilderte traurige Lage Friedrichs, wie nicht weniger die darauf fest gegründeten, und gewis nach aller Erwartung menschlicher Vernunft gegründeten Hofnungen

Sie wähnen's! — aber der Geschlagene hebet
Das ungebeugte Haupt empor
In dem noch Friedrich wohnt — er ist's — er lebet;
Und kämpfet, wie zuvor.

Wer färbte deine blutigen Gefilde,
O Leuctra-Leuthen [1]), und wem wich
Der sechsmal stärkre Feind [2])? Wem ließ er seine Schilde?
Epaminondas-Friederich.

Wie

seiner Feinde auf seinen gänzlichen Untergang waren in dem siebenjährigen Kriege sehr gewöhnlich: als z. B. vorzüglich vor der Schlacht bey Leuthen und bey Zorndorf.

1) Die Schlacht bey Leuthen heißt selbst ihrem Geschichtschreiber, dem Herrn von Archenholz, die größte des Jahrhunderts. Sie hatte die auffallendste Aehnlichkeit mit der Schlacht bey Leuctra, welche die Thebaner unter dem Epaminondas den Spartanern lieferten, und welche über Sparta's Schicksal entschied.

2) Der sechsmal stärkre Feind; der Ausdruck ist geschichtlich wahr: denn die Preußen waren hier 30,000 die Oesterreicher 90,000 Mann stark.

Wie Sparta's Sieger [1]), ſtehen ſeine Streiter
In einen Kneul von ihm gedrengt.
Der Kneul rollt furchtbar auf, und wirbelt Roß und Reuter
Im Blutkreis tiefvermengt [2]).

Und wenn der Held geſchlagen wird, wo krönet
Ihn Clio herrlicher,
Bey Leuthen oder bey Collin [3])? Wer höhnet
Fortunen rühmlicher?

Als

1) Sparta's Sieger, die Thebaner.

2) Friedrich wählte die ſchiefe Schlachtordnung, die den Griechen ſo manchen Sieg verſchaft hat, und vermittelſt welcher Epaminondas die faſt unbezwingbaren Sparta. ner überwand. Die Art dieſer Evolution iſt, eine Linie in viele Haufen zu theilen, dieſe Haufen dicht auf einander zu ſchieben, und ſo die gedrängte Menſchenmaſſe ſich bewegen zu laßen. Friedrich erfand dieſe Stellungsart: es war eine Nachahmung des macedoniſchen Phalanx, die in ſechzehn Gliedern marſchirte, und ſtritt. Dieſer ſo geſtellte Soldatenkörper nimmt verhältnißmäßig nur einen kleinen Raum ein, und zeigt in der Ferne einen höchſtunordentlichen auf einandergehäuften Menſchen-Klumpen. Allein es bedarf nur eines Winkes des Heerführers, ſo entwickelt ſich dieſer Kneul in der größten Ordnung, und mit einer Schnelligkeit, die einem reiſſenden Strom nicht unähnlich iſt.

3) Der Sieg bey Leuthen war für Friedrich in eben dem

Als Friedrich, der verwund't, geschlagen, fliehend,
Und hülf- und hofnungslos,
Noch demokritisch lachte [1]), und Voltairisch launesprühend
Von Kraft noch überfloß.

Der mit dem Helden-Finger auf der Flöte
Ein Lied der Liebe spielt [2]),
Wenn um ihn die Posaune des Todes, die Trompete
Den blut'gen Gang befiehlt.

Doch

Grade rühmlich als seine Niederlage bey Collin für ihn traurig war, indem dadurch alle seine glänzenden Hofnungen zur glorreichen Beylegung des Krieges vernichtet wurden.

1) Die Briefe des Königes, die er aus dem Lager, oftmals die Stunde nach dem Treffen, aus seinem Zelte an seine Schönen Geister, Voltaire, den Marquis d'Argens und andere schrieb, und die voll der glücklichsten Laune sind, sind für diese, mehr als philosophische, Geistesstimmung Friedrichs die unverwerflichsten Bürgen. Aber nirgends spricht er so wahr, so treuherzig als in den Briefen an die Gräfin von Camas.

2) Bekanntermaßen war die Flöte, auch mitten im Geräusch des Krieges, eine Lieblingsunterhaltung Friedrichs.

Doch wann, ihr Feinde dieſes wundervollen
Helden,
Wann flechtet ihr zu keinem Dank
Ihm keine Lorbeern mehr? Wann wird die Muſe
melden,
Daß er euch müde rang?

Ihr ruht nicht? bis die zwölf Herkuliſchen Ge-
fahren [1])
Vom Götterſohn beſtanden ſind?
Bis Juno's Zorn [2]) gedämpft, und ihre Unge-
heuer-Schaaren
Von ihm erleget ſind?

Er ſieget Friedrich-Herkules, er ſieget,
Der Feind ſtaunt dieſem Muth — und
weicht,
Und

1) Die zwölf ſiegreichen Schlachten in dem ganzen ſchleſiſchen Kriege können wohl mit Recht ſo genannt werden, und die Vergleichung wird hier durch das oben ſchon gebrauchte Gleichniß von den herkuliſchen Kämpfen anſchließender.

2) Allenfalls Thereſe.

Und rühmt ſich, daß ihn dieſer Held beſiegte,
Der nur ſich ſelber gleicht [1]).

1) Wenn der 1763 den 15. Februar zu Hubertsburg geſchloſſene Friede nicht die unmittelbare Folge eines Sieges Friedrichs war: ſo weiß es alle Welt, daß eher Maria Thereſia, die ſich nach und nach von allen ihren Bundesgenoſſen entblößt ſahe, des Krieges müder war, als Friedrich. Von der großen Achtung, die Friedrich ſelbſt bey ſeinen Feinden hat, wenn ſie gleich mit Haß gemiſcht ſeyn muß, darf, als einer bekannten Sache, kein Beyſpiel angeführt werden.

(Die Fortſetzung folgt.)

VII. Skizze,

VII.

Skizze einer Geschichte der Moral.

(Fortsetzung 5. Bd. 1. St. S. 21.)

Despotismus ist das schändlichste Laster in jeder Welt. — In jedem Staat, der ohne Gesetze ist, herrscht entweder unbedingte Freyheit, oder unbegrenzter Despotismus. Die Bewohner des Erstern, als Nomaden, die den Beduinen und einigen Tataren gleich keine feste Wohnsitze haben, und in ungeheuern Wüsten sich dem Despotismus entziehen können, bleiben frey und glücklich, weil ihr Eigenthum ihnen sicher ist; eine Sicherheit, die der Tugend der Gastfreyheit viel Nahrung giebt.

Despotismus finden wir besonders in Asien und Afrika. Es ist eine infame Regierungsform, weil sie ein großes Eigenthum, das höchste Gut

eines

eines Menschen, zum Verbrechen macht, und die ewigen Besorgnisse vor der Schnur der Stummen, den fröhlichsten Genuß desselben verbittert. Wenn meine Bestimmung fröhlicher und dankbarer Genuß wohlerworbener Güter ist, so ist der Despot ein ärgerer Bösewicht als der Antichrist, der, indeß ein glücklicher Bürger den Becher der Freude an den Mund setzt, ihm die Kehle zuschnürt. Ich wiederhole es, der Despotismus ist Infamie; denn er tritt alles menschliche Gefühl zu Boden. Er nimmt nicht auf den Jammer elender Witwen und Weisen, die er macht, Rücksicht, und kein Gesetz bindet seiner wütenden Laune die Hände.

Aber wie soll ein Despotismus gewohnter Staat anders regiert werden?

Durch Gesetze, die mit den bürgerlichen Gebräuchen nicht in Streit sind, und die jedes Volk gern annimmt, wenn man sie ihm nur geben will.

Aus der Unbestimmtheit und Zufälligkeit der Moral entspringt die Verschiedenheit der einzelnen Pflichten. Was dem einen in demselbigen Staate Tugend und Pflicht ist, ist es nicht jedem — weil sie nicht allenthalben anwendbar sind.

So hat ein König, oder der Beherrscher eines Staats, oft andre Pflichten, als der Unterthan.

Seine erste ist — über die Gesetze zu wachen, die jede Art des Eigenthums der Staatsglieder sichern. Dies ist eine königliche Tugend, die nur bey edlen Monarchen ganz statt finden kann. Denn wie oft reiben sich nicht die Collisionen der Herrschsucht und der Gesetzmäßigkeit?

Das ganze jus belli — diese abscheulichste Barbarey unter Allen, die, so lange sie statt findet, der evidenteste Beweis ist, wie weit die Nationen an wahrer Kultur noch zurück sind, ist — Gebrauch; und alle aus ihm entspringenden großen Thaten sind Bewunderung erregende Tugenden der Mordlust, und des kalten Blutes,

das

das den Werth seines Lebens für nichts schätzt. Immer aber sind es Tugenden, so lange sie nothwendig sind — das heißt: so lange der Chef der Nation will, daß sie es seyen; denn im Frieden sind sie Verbrechen.

Selbst hier findet sich eine auffallende Sonderbarkeit: der Fürst, der einen Unschuldigen in seinem Zorn ermordet, begeht durch diese Handlung ein Verbrechen. — Erwürget er aber im Kriege, ebenfalls dem Werke seines Willens, Tausende; verheert er blühende Städte und lachende Provinzen; erfüllt er ganze Länder mit den Schrecken des Kriegs und der Verzweiflung; dann besitzt er Eroberer-Tugenden und Tugenden eines Helden; ärntet die Bewunderung der Welt, den Lohn der Tapferkeit und Unerschrockenheit, über welche verheerte Länder seufzen, und zahllose Witwen und Waisen jammern. Alle diese Regenten- und Militairtugenden entspringen aus — der Liebe zum Vaterlande — und sind bey der jetzigen Lage der Welt, oft die noth-

nothwendigsten Bedürfnisse der Staaten, und die einzige Quelle ihrer Erhaltung.

Die Tugenden eines Ministers monarchischer Staaten sind dann oft am Grösten, wenn sie — negativ sind.

Der gröste Minister ist der, der seine Macht nicht in Despotie ausarten läßt, den das Gefühl seiner persönlichen Sicherheit nicht zu Ungerechtigkeit und willkührlicher Unterdrückung der Schwächern verleitet; der in seinem Departement kein Tyrann ist, und oft es sich selbst sagt, daß er ein Diener des Staates und nicht sein Beherrscher sey; der nicht mit den Gesetzen spielt, nicht die Rechte seiner Untergebenen durch Launen und Cabalen kränkt; niemand in der Ausübung seiner Pflichten stöhrt; Ohrenbläser verachtet, und keine Schmeicheleyen leidet.

Bey seinen negativen Tugenden ist er schon groß; und um so viel größer, wenn er viele andere, die er durch Ueberlegung erwarb, dabey besitzt. An Solchen waren alle Zeitalter arm, nur der Staat nicht, wo die Administration der

Gesetze

Gesetze unparteyisch den Großen wie den Kleinen richtete.

Zu solchen Tugenden haben die eigentlichen Staatsbürger niederer Stände keine Veranlassung, sondern ihre Wirksamkeit äußert sich im Cirkel der bürgerlichen Verhältnisse.

Man sieht hieraus, daß nicht das sogenannte moralische Gefühl nach allgemeinen Grundsätzen die Moralität einer Handlung bestimme, sondern das Gefühl des Usuellen, in jeder einzelnen Beziehung auf einzelne Gegenstände.

Wir wollen die Liebe zum Vaterlande, und die allgemeine Menschenliebe gegen einander hören:

Ich bin die gröste Stütze der Staaten, erlaube mir Frieden und Blutvergießen, und halte beydes für Pflicht, sagt die Liebe des Vaterlandes.

Die allgemeine Menschenliebe sagt:

Ich kenne keine Barriere um Provinzen, die dem Erguß meiner Empfindungen Schranken setzte; keine Grenzvestungen, die die Beweise

weise ihrer Thätigkeit hemmte; ich umfasse das Ganze, bin die Stütze der Welt, und sehe nur sie für mein Vaterland an; ich erlaube mir nie Blutvergießen und Verheerung; ich würde sonst nicht seyn, was ich bin, „allgemeine Liebe;“ wo ich hinkomme fühle ich nur die Pflicht wohlzuthun, und die Wunden zu heilen, die die grausame Liebe zum Vaterland schlug. Ich gebe der Welt das Leben, der Industrie Kraft, belebe das gemeine Interesse der Nationen, lösche die Scheiterhaufen der Intoleranz und der falschen Religionsliebe. Ohne mich würde die Barbarey herrschen, und die Philosophie seufzen. — Ich bin wie die Sonne, die über alle Länder leuchtet, und erwärme das Gefühl und erhalte das Glück aller Nationen vom Aufgang bis zum Niedergang. Ein allgemeiner Friede unter allen Völkern und unter allen Menschen, ist der große Zweck, auf den ich arbeite. Ich führe die Weisheit an meiner Hand, ernähre die Wissenschaften, und verbreite wahre Aufklärung, wohin ich reichen kann. Ich erkenne nur eine höhere Tugend,

gend, als ich bin, „die Liebe zum Eigen„thum;“ denn sie ist meine Mutter, und hat mich gebohren, das Eigenthum aller zu sichern und zu erhalten.

Wie sehr sind sich diese beyden Tugenden entgegen, von denen uns doch jetzo eine so unentbehrlich ist, wie die andere.

Jedem Stande ist dasjenige Tugend, was die höchste Stufe des Gewöhnlichen erreicht.

Da Alles auf die Erhaltung des Eigenthums zurückgeht, so läßt sich die Frage mit Recht aufwerfen:

Ist die Aufopferung seines Eigenthums, in gewissen rühmlichen Fällen, Tugend oder Nicht?

Diese Frage ist nicht unwichtig. Es ist gewiß, daß, indem ich mein Eigenthum aufopfere, ich geradezu gegen den Zweck meiner Bestimmung, und die Absicht handle, mit welcher es mir zugetheilt ist. Ich werde zum Tyrannen an mir selbst, und bereite mir für einen Augenblick

Ehre

Ehre ein ganzes Leben voll Elend. Ich falle dem Staate als Bettler zur Last, denn wenn ich von ihm einen Ersatz annehme; so ist mein Opfer nichts, und nur ein Tausch. Das Glück meiner Nachkommenschaft scheitert an meiner Verschwendung, sie sey edel oder nicht, und entadelt das ganze Geschlecht, das nun zum niedrigsten Pöbel durch seine Dürftigkeit herabsinkt, und wenige Tugenden werden in ihm sich finden, weil mit einer Einzigen der Opfernde alle folgenden mit darbrachte. Callimachus sagt mit Recht:

Ohne Güter ist die Tugend arm — darum
Jupiter gib mir Reichthum und Tugend.

Die höchste Uneigennützigkeit ist also nichts weniger als Tugend, so wenig als es der höchste Eigennutz ist.

Das Medium ergiebt sich also allein als Tugend. Meine Uneigennützigkeit muß durch Weisheit geleitet werden, und mein Opfer — nicht mich und meine Nachkommen unglücklich machen.

Nimm alles was du hast und gieb es den Armen!

Dieser Ausspruch kann nur bey wirklich zu erwartender wunderthätigen Hülfe anwendbar seyn. Sonst untergräbt er die Säulen der Staaten, und wandelt alles in sittenlose freche Anarchie.

Denn man denke sich ihn wirklich in seinem Umfange angewendet! der Arme tritt sodann in die Stelle der Wohlhabenden und Reichen. Alle Laster der Armuth, welche mit sich gewöhnlich die höchste Barbarey und Sittenlosigkeit verbart, gewinnen dadurch die Regentschaft und Oberhand. Der edlere, gesittete Bürger sinkt ins verächtliche Leben hinab, wo nichts seinen Geist erhebt, sondern alles ihn niederdrückt. Man sehe, um sich davon zu überzeugen, auf die Mönche aller Zeiten, und die nichtswürdigen Anachoreten in Egypten, die Niemand besser schilderte, als Zimmermann in seinem Werke über die Einsamkeit.

Gleich schädlich wäre ein grenzenloser Eigennutz. Der Reiche muß durchaus sich des

Aer-

Aermern annehmen, denn der Geiſt hat ſo gut ſeine Bedürfniſſe wie der Körper, und findet ſich vorzüglich bey den Empfindungen der Wohlthätigkeit glücklich. Das erſte Princip aller Tugend, die Liebe zum Eigenthum, ſetzt das Unglück, es zu entbehren, nur zu ſehr ins Licht, daß ſich die Pflicht und Tugend der Wohlthätigkeit nicht aufs ſtärkſte aufdringen ſollte. Vernunft und Ueberlegung müſſen das Wieweit? beſtimmen.

(Die Fortſetzung folgt.)

VIII. Ue-

VIII.

Ueber Religion und Theologie. Von einem Zweifler der Belehrung wünscht.

Man hat den Menschen keine Wissenschaft so wichtig gemacht als die Theologie, und von langen Zeiten behauptet: Nichts sey wichtiger als die Religion.

Ich ehre wahre Religion mit redlichem Gefühle; aber mein Herz kann sich gewisser Zweifel nicht erwehren, die ihm über die Religion, zu der sich mein Volk bekennt, aufstoßen, und der Wunsch ist ihm nicht zu verübeln, in einer so wichtigen Sache aufs Reine zu kommen. Ich will Niemandes Vorurtheile verachten, denn Irren ist menschlich; und kann ich mit Gewiß-

heit

heit ſagen, daß meine Zweifel vielleicht mehr als Irrthum ſind?

Nein! ſo ſtolz werde ich nie ſeyn; denn mich würde der Blick auf ewige irrthumloſe Wahrheit, die nur im Ewigen Weſen herrſcht, und der unendliche Abſtand zwiſchen dem, der Alles weiß, und mir, der ich Erde und Staub bin, niederſchlagen. Ich weiß es und bin überzeugt, daß nur derjenige wahre Erkenntniß Gottes beſitzt, der ihn von Angeſicht zu Angeſicht ſieht, und mit unbegrenztem Verſtande ſeine Werke und ſeine Wege erblickt, und Sinn und Abſicht der göttlichen Zwecke zu ergründen weiß.

Dieſes Gefühl wird meine Zweifel in den Grenzen der Beſcheidenheit erhalten, die die Pflicht jeglichen Forſchers wichtiger Gegenſtände iſt.

Ehe ich zu den beſondern Zweifeln über einzelne Sätze der Religion übergehe, muß ich wohl erſt meine Zweifel über das Allgemeine derſelben hinlegen.

Der erste, den ich noch durch kein Nachdenken aus meiner Seele verbannen konnte, ist der:

„Giebt es denn wirklich eine für sich „bestehende Wissenschaft, die den Namen der Religion führt und die die „wichtigste ist?“

Ich finde wohl, daß überall, wo gebildete Menschen wohnen, jedes Volk eine Religion hat, die ihr unter allen Wissenschaften die wichtigste zu seyn scheint; aber jemehr ich darüber nachdenke, jemehr leitet mich der Gesichtspunkt, aus welchem ich diese Sache ansehe, aufs Gegentheil.

Denn zuerst finde ich, daß alle möglichen Wissenschaften der Welt nur Ein Produkt eines und ebendesselben Erkenntnißvermögens sind, das ihnen allen aus einer und derselben Quelle ihre Existenz verlieh. Ich fand, daß ein allgemeiner und nothwendiger Zusammenhang unter allen Ideen ist, und daß ihre Richtigkeit sich am evidentesten aus den Erfahrungen der Sinnenwelt, oder wenigstens

aus

aus solchen Schlüssen darthun laße, welche durch keine Erfahrungen widersprochen werden. Die ganze Sinnenwelt liefert den Stof der allgemeinen Erfahrungen und der Analogien, und wo diese mich verlassen, verläßt meine Meinungen der zureichende Grund.

Es giebt also eigentlich nur eine Wissenschaft, welche in der Erkenntniß der Allgemeinheit aller Dinge besteht, und wovon alle gemachten besondern Arten nur einzelne Theile sind, die man Classificationen nennen könnte. Ist dieses Wahrheit; so ist die Religion und Theologie ebenfalls nur ein kleiner Theil des großen Gegenstandes der allgemeinen Erkenntniß des menschlichen Geistes, welches wir Philosophie zu nennen pflegen, und da scheint es mir, der Theil könne nicht wichtiger seyn als das Ganze, und müsse sich den allgemeinen Regeln des Erkenntniß-Vermögens subordiniren laßen, und alle Bemerkungen, die auf alle andere Classificationen desselben anwendbar sind, müßten es auch auf den Theil desselben, die Religion, seyn.

Ich

Ich vermuthe also, daß zwischen allen Arten des Erkentniß-Vermögens kein Rang und Unterschied des Werths statt finde, weil sie alle, jede besonders auf ihre eigenen Fälle angewendet, gleich nothwendig sind, und keine die Stelle der andern vertreten kann. Der Handelsmann kann die Stelle des Arztes nicht einnehmen; der Theologe nicht jene des Staatsmannes u. s. w. Sie scheinen mir alle gute Kinder einer und derselbigen Mutter, der Philosophie, mit gleichen Rechten und Ansprüchen auf das Erbtheil ihres Vaters, der Erkenntniß des menschlichen Geistes, zu seyn.

Ob ihre mehrere Nützlichkeit für die Welt hier Etwas entscheide, muß ich nicht weniger bezweifeln. Denn ein Gedanke hat, dünkt mich, als Gedanke für sich keinen Werth, da er nicht die Quelle seines Daseyns ist; sondern alles fällt auf den menschlichen Geist zurück, der ihn aus der Allgemeinheit aller Begriffe ans Licht zog, und also allein die Quelle aller Nützlichkeit ward.

Ich vermuthe also, man habe unrecht gethan, der Religion einen höhern Rang vor allen andern Arten und Classificationen des Erkenntniß-Vermögens einzuräumen, da dieselbe vielleicht, wenn ein solches Verfahren überhaupt anginge, den letzten einnehmen müste. Denn da die wahre Erkenntniß Gottes gradezu über das menschliche Erkenntniß-Vermögen hinaus ist, und unmöglich vom menschlichen Geiste gefodert werden kann, weil er nicht bis zum Anschauen Gottes sich zu erheben vermag; so muß alle jetzige Erkenntniß Gottes, welche doch hauptsächlich den Gegenstand der Theologie und aller Dogmatik ausmacht, unzuverläßig und unrichtig seyn, da die Zuverläßigkeit und Richtigkeit derselben, wie gesagt, allein von einer wahren anschauenden Erkenntniß Gottes abhängt *). Sie würden also in die Klasse der hypothe-

*) Wohlverstanden, daß hier nicht die Rede davon ist daß ein Gott sey, oder wie er verehrt werden müsse, sondern, wie und was er

pothetiſchen Dinge gehören, von denen alles vermuthet, nicht aber mit Evidenz erwieſen werden kann. Und nun wüßte ich nicht, ob die evidenten Erkenntniſſe des Geiſtes den unzuverläßigen an Werthe und Nützlichkeit nachſtänden?

Daß dieſes der Fall ſey, wird dann wahrſcheinlicher werden, wann wir die Lehre von Gott und die Dogmatik in ihren beſondern Abtheilungen durchgehen werden.

Der beſſere Theil der ſogenannten Theologen unterſcheidet ſich ſehr rühmlich dadurch von den alten Zeiten, daß er mit Vorbeygehung der Theologie und Dogmatik die praktiſche Sittenlehre andrängt, dadurch das Volk edler, menſchlicher und beſſer macht; ein Vortheil den die dogmatiſchen Vorträge ihrer Natur nach nicht zulaſſen. Wir können hoffen, daß ihre edlen Bemühungen in die Waagſchale der Aufklärung ein großes Gewicht legen werden, und daß dieſelben

ſey? welches ein ewiges Geheimnis für Menſchen bleibt. R.

selben nicht ohne Segen für das Land seyn können, wo sie ihren Saamen auszustreuen nicht gehindert werden.

Anders aber erscheint mir die Behauptung anderer, Geistlichen und Nichtgeistlichen, „als „wäre die Religion eine Art von Wissen„schaft, welche nicht dem großen Erkennt„niß-Vermögen des menschlichen Geistes, „sondern einer übernatürlichen Offenbah„rung, ihr Daseyn zu verdanken habe.“

Ich will dies einmal zugeben, um ein Scherflein zu dem Vielen, was schon hierüber gesagt ist, beyzutragen, und die Wahrheit dieser Behauptung voraussetzen. Mehr würde aber doch nicht heraus zu leiten seyn, als dies:

„Daß nur das geoffenbahrt sey, was „über das Erkenntniß-Vermögen ist.“

Hier werde ich aber gänzlich von einem Organ verlassen, womit ich die Richtigkeit und Wahrheit der Gegenstände dieser Offenbahrung beurtheilen muß, wenn man das Erkenntniß-Vermögen nicht als obersten Richter erkennen will, welches

welches nicht anders, als nach den ihm eigenen Regeln zu urtheilen vermag. Da nun Gott keinen blinden Glauben fodern, und kein Vernünftiger sich einem blinden Glauben unterwerfen kann, weil einem Glauben ohne Vernunft-Gründe alles Vernunftwidrige dann aufgedrängt werden möchte, ohne daß er ein mehreres Recht hätte, das eine eher als das andere abzulehnen; so entspringt die Inconvenienz daraus, daß wir die Offenbahrung völlig isoliren, oder mit der Vernunft einstimmig zu machen suchen müssen.

Im ersteren Falle würde sie despotisch eine ununtersuchte, ungeprüfte Aufnahme fodern, oder im andern Fall, sich der Prüfung unterwerfen müssen.

Wer aber wird sich einem solchen tyrannischen Verfahren, das seinen Verstand ihm hierin unnütz macht, gern unterwerfen, und nicht einsehen, daß die Offenbahrung sich selbst verdächtig mache, sobald sie diese Prüfung ablehnt?

Ich

Ich fürchte kaum zu irren, wenn ich im Gegentheile sage:

„daß eine göttliche Offenbahrung ihrer Natur nach die allerhöchste, deutlichste und gröste Vernunftmäßigkeit enthalten, und also die Competenz des Urtheils unseres Erkenntnißvermögens unbedingt anerkennen und fodern würde.

Denn aus Gott, der diese allerhöchste Erkenntnißkraft alles dessen, was ist, in sich begreift und selbst ist; der einem jeden Geiste aus dieser unversiegbaren Quelle mittheilte, kann und wird nie Etwas offenbahren, was nicht mit dieser Erkenntnißart harmonisch wäre. Könnte man hier nicht behaupten?

„Alle göttliche Offenbahrung wird „durchaus Vernunftmäßig seyn.“

Wenn dieses Wahrheit ist; so kann es dem gröstenDeisten gleichgültig seyn, wie gewisse Erkenntnisse in der Welt entstanden sind, wenn nur seinem Erkenntniß, Vermögen nichts zum Glauben aufgedrungen wird, was demselben entgegen ist. Wir gewinnen dadurch einen großen Vorsprung, den Streit über die Möglichkeit,

Nothwendigkeit und Würklichkeit einer Offenbahrung vorüber zu gehen, und nur ruhig dasjenige zu prüfen, was dafür ausgegeben wird; ob es nemlich

„sich mit den Grundsätzen des Erkenntniß-
„Vermögens einstimmig machen lasse, und
„die Deutlichkeit besitze, die zur Evidenz
„nöthig ist?"

Denn da die Foderungen der Offenbahrung an den Menschen gerichtet seyn sollen; so ist es wohl eine der ersten Erfordernisse in derselben, daß sie demjenigen, an den sie gerichtet ist, begreiflich und deutlich sey, wenn anders nicht die aus Unbegreiflichkeit und Undeutlichkeit entspringenden Irrthümer den Werth der Offenbahrung selbst herabsetzen sollen. Der Irrende hat sonst einen wichtigen Entschuldigungsgrund, in dem mit seiner Vernunft unharmonischen, ihr unbegreiflichen, und in der Undeutlichkeit der Offenbahrung selbst liegenden Hindernissen einer reinern und bessern Erkenntniß.

Ueberdem erlaubt uns der Zweck einer Offenbahrung, nicht daran zu zweifeln, daß, da er in der Erleuchtung und Aufklärung gewisser, dem Verstande nicht zu erreichenden, Wahrheiten

ten bestehen muß, Gott, der sie allein geben kann, sie in eine mysteriöse, vieldeutige, und dem Verstande unbegreifliche Sprache und Sätze einkleiden sollte, welche, statt den großen Zweck der Erleuchtung zu befördern, nur die Hindernisse vervielfältigen würden, mit welchen nun der menschliche Geist und sein Erkenntniß-Vermögen zu kämpfen haben. Wir würden dadurch um Nichts vorwärts sondern mehr zurückgeführt, und unsere Zweifel würden bey der Nothwendigkeit einer Hermeneutik, oder Erklärungs-Lehre der geoffenbahrten Wahrheiten, nur stärker an Gewicht und Anzahl werden; denn wir müsten bey der Auslegungs-Lehre uns von der göttlichen Lehre auf die menschliche Autorität zurückwenden, und sie von der Exegetik verschiedendenkender Menschen erst wieder ins Licht, und gleichsam entweder vernunftmäßig, oder hyperphysisch machen laßen, welches der Offenbahrung nicht nur zu keiner Ehre gereichen, sondern uns überdies zum stärksten Scepticismus berechtigen würde. Dies wäre der natürliche Erfolg, da die verschiedenen Autoritäten der Erklärer auch verschiedene Meinungen veranlaßen und hervorbringen müssen, und es immer ohne Zutritt einer

ner neuen göttlichen Offenbahrung und Erklärung ungewiß bleibt, welche Parthey recht ausgelegt habe.

Hieraus ergäbe sich überdem nothwendig dieser Satz:

„Die göttliche Offenbahrung, inso„fern sie Mysterien und dem menschli„chen Verstande unbegreifliche Sa„chen enthält, offenbahrt nichts, „sondern verdunkelt. Insofern sie „ihre Lehren nicht deutlich und faßlich „vorträgt, erreicht sie nicht die Wür„de der Naturreligion, welche Deut„lichkeit fodert und besitzt; insofern „sie alle diese Unvollkommenheiten, „Mysterien, Unbegreiflichkeit und „Undeutlichkeit in sich vereiniget, in„sofern charakterisirt sie sich nicht „als göttlich; denn aus dem Lichte „kommt keine Finsterniß, und aus „dem hellesten Verstande keine Dun„kelheit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ende des fünften Bandes.

Digitized by Google

XXXXX

XXXX (4.5) II.8

XXXXX XXXXX

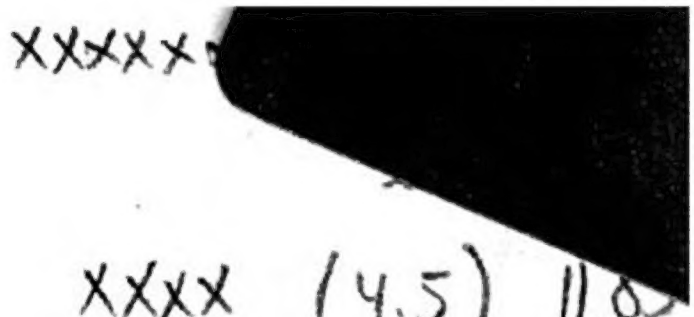
(1–8) I.86

XXXX (4.5) VIII.87

XXXXX (1–8) II.90

Ob

Digitized by Google



XXXXX

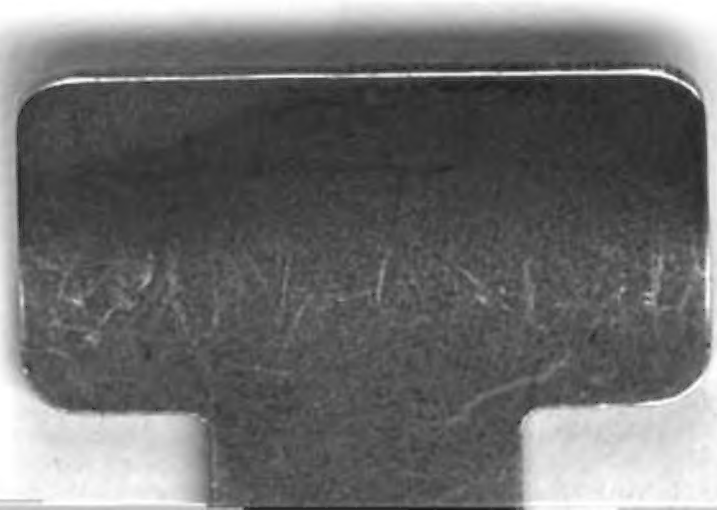
XXXX (4.5) II.8

XXXXXX XXXXXX

(1–8) I.86

XXXX (4.5) VIII 87

XXXXX (1–8) II 90



Ob

Digitized by Google

Digitized by Google